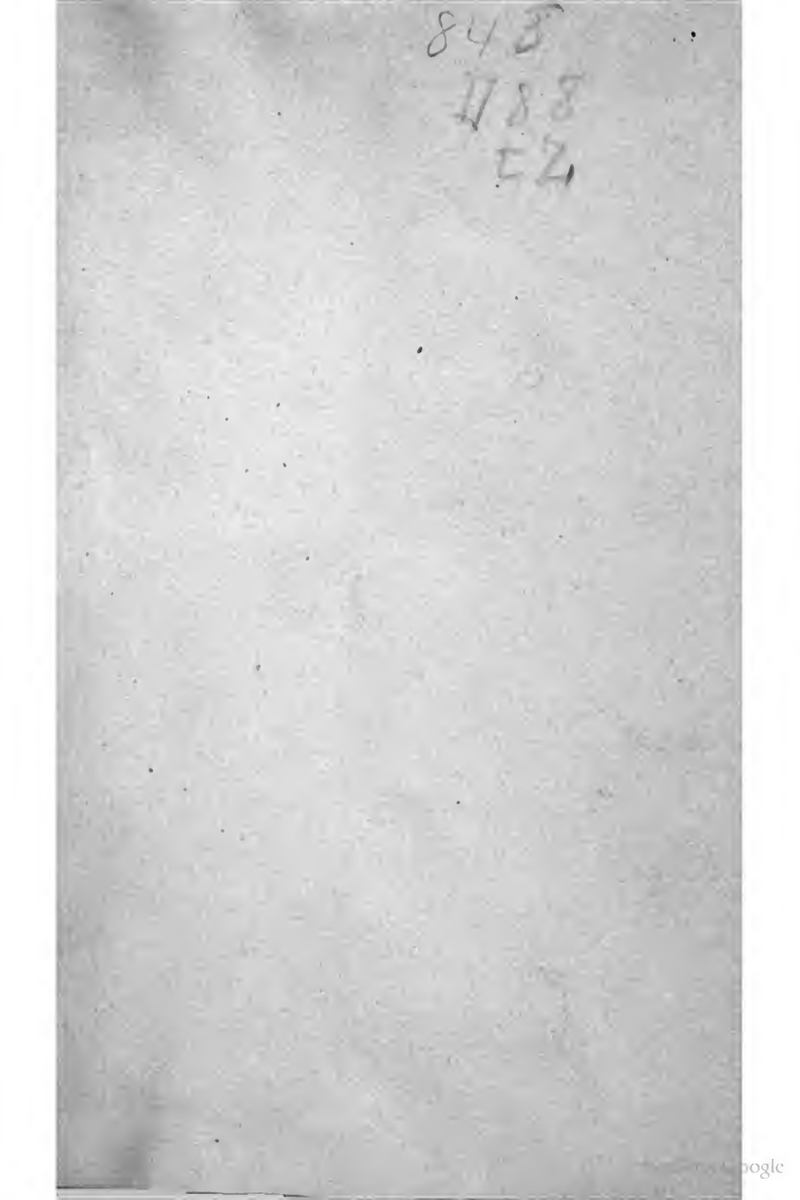




Der Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Neunzehntes bis dreiundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Franckh'schen Buchhandlung.
1846.



Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Der Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Neunzehntes bis dreiundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Das Protokoll.

Noirtier wartete, schwarz gekleidet, in seinem Lehnstuhle.

Als die drei Personen, die er kommen zu sehen hoffte, eingetreten waren, blickte er nach der Thüre, welche sein Kammerdiener sogleich wieder schloß.

„Merke wohl auf," sagte leise Villefort zu Valentine, die ihre Freude nicht verbergen konnte, „wenn Herr Noirtier Dinge mittheilen will, welche Deine Heirath verhindern, so verbiete ich, Dir dieselben zu verstehen."

Valentine erröthete, antwortete aber nicht.

Villefort näherte sich Noirtier und sagte zu ihm:

„Hier ist Herr Franz d'Epinay; Sie haben nach ihm verlangt, mein Herr, und er fügt sich Ihrem Verlangen. Allerdings wünschten wir diese Zusammenkunft seit geraumer Zeit, und ich werde entzückt sein, wenn Ihnen dieselbe beweist, wie wenig Ihr Widerstreben gegen die Heirath von Valentine begründet war."

Noirtier antwortete nur durch einen Blick, bei dem ein Schauer die Adern von Villefort durchlief.

Er bedeutete Valentine durch ein Zeichen mit dem Auge, sie möge sich nähern.

Durch die Mittel, deren sie sich in ihren Unterhaltungen mit ihrem Großvater zu bedienen pflegte, hatte sie in einem Augenblick das Wort Schlüssel gefunden.

Dann befragte sie den Blick des Gelähmten, der sich auf die Schublade eines kleinen, zwischen zwei Fenstern stehenden Schrankes heftete.

Als sie diesen Schlüssel herausgenommen und der Greis ihr durch ein Zeichen kundgegeben hatte, daß es wirklich der verlangte war, wandten sich die Augen des Gelähmten nach einem alten, seit Jahren vergessenen Secretär, von dem man glaubte, er enthielte nur unnütze Wische.

„Soll ich den Secretär öffnen?“ fragte Valentine.

„Ja,“ machte der Greis.

„Soll ich die Schubladen öffnen?“

„Ja.“

„Die von den Seiten?“

„Nein.“

„Die mittlere?“

„Ja.“

Valentine öffnete und zog ein Bündel heraus.

„Ist es das, was Sie wünschen, guter Vater?“ fragte sie.

„Nein.“

Sie zog nach und nach alle andere Papiere heraus, bis durchaus nichts mehr in der Schublade blieb.

„Aber die Schublade ist nun leer,“ sprach sie.

Die Augen von Noirtier hefteten sich auf das Wörterbuch.

„Ja, guter Vater, ich begreife Sie,“ sprach das Mädchen.

Und sie wiederholte einen nach dem andern die Buchstaben des Alphabets; bei dem Buchstaben G hielt sie Noirtier an.

Sie öffnete das Wörterbuch und suchte bis zu dem Wort geheim.

„Ah! es gibt ein geheimes Fach?“

„Ja," machte Noirtier.

„Und wer kennt es?"

Noirtier schaute nach der Thüre, durch welche der Bediente weggegangen war.

„Barrois?" sagte sie.

„Ja," machte Noirtier.

„Soll ich ihm rufen?"

„Ja."

Valentine ging an die Thüre und rief Barrois.

Während dieser Zeit floß der Schweiß der Ungeduld von der Stirne von Villefort, und Franz war im höchsten Maaße erstaunt.

Der alte Diener erschien.

„Barrois," sagte Valentine, „mein Großvater hat mir befohlen, diesen Schlüssel aus dem Schranke zu nehmen, diesen Secretär zu öffnen und diese Schublade herauszuziehen; nun ist ein Geheimniß bei dieser Schublade, das Sie, wie es scheint, kennen, öffnen Sie."

Barrois schaute den Greis an.

„Gehorche," sprach das gescheite Auge von Noirtier.

Barrois gehorchte; ein doppelter Boden öffnete sich und zeigte mehre mit schwarzem Band umwickelte Papiere.

„Ist es das, was Sie wünschen, mein Herr?" fragte Barrois.

„Ja," machte Noirtier.

„Wem soll ich diese Papiere übergeben, Herrn von Villefort?"

„Nein."

„Fräulein Valentine?"

„Nein."

„Herrn Franz d'Epinay?"

„Ja."

Franz machte erstaunt einen Schritt vorwärts und sagte:

„Mir, mein Herr?"

„Ja."

Franz empfing die Papiere aus den Händen von Barrois und las, die Augen auf den Umschlag werfend:

„Nach meinem Tode bei meinem Freunde, dem General Durand, zu deponiren, der dieses Paquet sterbend seinem Sohne mit der Einschärfung vermachen wird, dasselbe, da es ein Papier von der größten Wichtigkeit enthält, aufzubewahren.“

„Nun, mein Herr?“ fragte Franz, „was soll ich mit diesem Papier machen?“

„Sie sollen es ohne Zweifel versiegelt, wie es ist, behalten,“ sprach der Staatsanwalt.

„Nein, nein,“ erwiederte der Greis lebhaft.

„Sie wünschen vielleicht, daß es der Herr lesen möge?“ fragte Valentine.

„Ja,“ antwortete der Greis.

„Sie hören, mein Herr Baron? mein Großvater bittet Sie, dieses Papier zu lesen,“ sagte Valentine.

„So setzen wir uns,“ sprach Villefort voll Ungeduld, „denn das wird lange dauern.“

„Setzt Euch,“ machte das Auge des Greises.

Villefort setzte sich, aber Valentine blieb neben ihrem Großvater, auf seinen Lehnstuhl gestützt, stehen, und Franz stand vor ihr.

Er hielt das geheimnißvolle Papier in der Hand.

„Lesen Sie,“ sagten die Augen des Greises.

Franz machte den Umschlag los, und es trat eine tiefe Stille in dem Zimmer ein.

Mitten unter dieser Stille las er:

„Auszug aus den Protokollen einer Sitzung des bonapartistischen Clubbs der Rue Saint-Jacques, gehalten am 5. Febr. 1815.

Franz hielt inne.

„Am 5. Februar 1815,“ sagte er, „das ist der Tag, an welchem mein Vater ermordet wurde!“

Valentine und Villefort blieben stumm; nur das Auge des Greises sprach klar: „Fahren Sie fort.“

„Doch mein Vater ist verschwunden, als er diesen Clubb verließ," sagte Franz.

Der Blick von Noirtier sprach abermals: „Lesen Sie."

Er fuhr fort.

„Die Unterzeichneten, Louis Jacques Beauregard, Generallieutenant der Artillerie, Etienne Duchampy, Brigadegeneral, und Claude Lecharpale Director der Forsten:

„Erklären, daß am 4. Febr. 1815 ein Brief von der Insel Elba ankam, der dem Wohlwollen und dem Vertrauen der Mitglieder des bonapartistischen Clubbs den General Flavier von Quesnel empfahl, welcher dem Kaiser von 1804 bis 1814 gedient hatte und der Napoleonischen Dynastie trotz des Baronentitels, den Ludwig **XVIII.** so eben seinem Landgute d'Epinay angehängt, völlig ergeben sein mußte.

„Dem zu Folge wurde ein Billet an den General von Quesnel gerichtet, worin man ihn bat, der Sitzung am fünften beizuwohnen. Das Billet gab weder die Straße, noch die Hausnummer an, wo die Versammlung stattfinden sollte; es hatte keine Unterschrift und sagte nur dem General, wenn er sich bereit halten wollte, so würde man ihn um neun Uhr Abends abholen.

„Die Sitzungen fanden von neun Uhr Abends bis Mitternacht statt.

„Um neun Uhr Abends erschien der Präsident des Clubbs bei dem General: der General war bereit. Der Präsident bemerkte ihm, es wäre eine der Bedingungen seiner Einführung, daß er nie den Ort der Zusammenkunft wüßte, daß er sich die Augen verbinden ließe und schwüre, er werde die Binde nicht abzunehmen suchen.

„Der General von Quesnel nahm die Bedingung an und machte sich bei seinem Ehrenwort anheischig, nicht sehen zu wollen, wohin man ihn führte.

„Der General hatte seinen Wagen anspannen las-

sen, aber der Präsident erklärte ihm, man könnte sich unmöglich desselben bedienen, insofern es sich nicht der Mühe lohnte, die Augen des Herrn zu verbinden, wenn dem Kutscher die Augen offen blieben, und er zu erkennen vermöchte, durch welche Straßen man käme.

„„Was ist dann zu thun?" fragte der General.

„„Ich habe meinen Wagen bei mir,"" sagte der Präsident.

„„Sind Sie Ihres Kutschers so sicher, daß Sie ihm ein Geheimniß anvertrauen, welches Sie dem meinigen anzuvertrauen für unklug halten?""

„„Unser Kutscher ist ein Mitglied des Clubbs,"" erwiederte der Präsident, „„wir werden von einem Staatsrathe geführt.""

„„Dann sind wir einer andern Gefahr ausgesetzt, der, umzuwerfen,"" sagte der General lachend.

„Wir bezeichnen diesen Scherz als einen Beweis, daß der General nicht entfernt gezwungen war, der Sitzung beizuwohnen, und daß er dieselbe durchaus freiwillig besuchte.

„Sobald man in den Wagen gestiegen war, erinnerte der Präsident den General an sein Versprechen, sich die Augen verbinden zu lassen. Der General machte keine Einwendung gegen diese Förmlichkeit: mit einem zu diesem Behufe im Wagen liegenden seidenen Tuche wurde die Sache abgemacht.

„Unter Weges glaubte der Präsident zu bemerken, daß der General unter seiner Binde zu sehen suchte, er erinnerte ihn an seinen Schwur.

„„Ah! es ist wahr,"" sagte der General.

„Der Wagen hielt vor einem Hause der Rue Saint-Jacques. Der General stieg aus und stützte sich dabei auf den A-m des Präsidenten, er kannte dessen Würde nicht und hielt ihn für ein einfaches Mitglied des Clubbs: man durchschritt den Gang, stieg einen Stock hinauf und trat in das Zimmer der Berathungen.

„Die Sitzung hatte begonnen. Von der Vorstellung

benachrichtigt, welche an diesem Abend stattfinden sollte, waren die Mitglieder des Clubbs vollzählig versammelt. Als der General die Mitte des Saales erreicht hatte, wurde er aufgefordert, seine Binde abzunehmen. Er entsprach sogleich dieser Aufforderung und schien sehr erstaunt, eine so große Anzahl von bekannten Gesichtern in einer Gesellschaft zu finden, von deren Dasein er bis dahin nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte.

„Man befragte ihn über seine Gesinnung, doch er begnügte sich, zu antworten, der Brief von der Insel Elba habe dieselbe bekannt machen müssen...“

Franz unterbrach sich mit den Worten:

„Mein Vater war Royalist, man hatte nicht nöthig, ihn um seine Gesinnung zu befragen, sie war bekannt.“

„Und daher rührte meine Verbindung mit Ihrem Vater, mein lieber Herr Franz,“ sagte Villefort; „man verbindet sich so leicht, wenn man dieselben Meinungen theilt.“

„Lesen Sie,“ sprach abermals das Auge des Greises.

Franz fuhr fort:

„Der Präsident nahm nun das Wort und forderte den General auf, sich deutlicher zu erklären; doch Herr von Quesnel antwortete, er wünschte vor Allem zu wissen, was man von ihm verlange.

„Es wurde nun dem General eben dieser Brief von der Insel Elba mitgetheilt, der ihn dem Clubb als einen Mann empfahl, auf dessen Mitwirkung man zählen könnte. Ein ganzer Paragraph setzte die wahrscheinliche Rückkehr von der Insel Elba auseinander und versprach einen neuen Brief mit umfassenderen Einzelnheiten bei der Ankunft des Pharaon, eines dem Rheder Morrel in Marseille gehörenden Schiffes, dessen Kapitän dem Kaiser ganz und gar ergeben wäre.

„Während dieses Vorlesens gab der General, auf den man wie auf einen Bruder zählen zu können glaubte,

im Gegentheil Zeichen der Unzufriedenheit und sichtbaren Widerstrebens von sich.

„Als der Brief zu Ende gelesen war, verharrte der General stillschweigend und mit gerunzelter Stirne.

„„Nun!““ fragte der Präsident, „„was sagen Sie zu diesem Briefe, Herr General?““

„„Ich sage, es ist sehr kurz, daß man dem König Ludwig **XVIII.** einen Eid geleistet hat, um ihn bereits zu Gunsten des Exkaisers zu verletzen,““ erwiederte er.

„Diese Antwort war zu klar, als daß man sich über seine Gesinnung täuschen konnte.

„„General,““ sprach der Präsident, „„es gibt für uns eben so wenig einen König Ludwig **XVIII.**, als es einen Exkaiser gibt; es gibt nur Seine Majestät den Kaiser und König, der seit zehn Monaten aus Frankreich, seinem Staate, durch die Gewalt und den Verrath entfernt worden ist.““

„„Verzeihen Sie, meine Herren,““ sprach der General, „„es ist möglich, daß es für Sie keinen Ludwig **XVIII.** gibt, aber es gibt einen für mich, in Betracht, daß er mich zum Baron und zum Feldmarschall gemacht, und daß ich nie vergessen werde, ich habe seiner glücklichen Rückkehr nach Frankreich diese zwei Titel zu verdanken.““

„„Mein Herr,““ sprach der Präsident mit äußerst strengem Tone, während er sich erhob, „„geben Sie wohl Acht auf das, was Sie reden; Ihre Worte sagen uns deutlich, daß man sich auf der Insel Elba in Ihnen getäuscht und daß man uns getäuscht hat! Die Mittheilung, die man Ihnen gemacht, ist Folge des Vertrauens, das man in Sie setzte, und somit eines Gefühles, das Sie ehrt. Wir waren in einem Irrthum begriffen, ein Titel und ein Grad haben Sie mit der neuen Regierung ausgesöhnt, die wir umstürzen wollen. Wir werden Sie nicht zwingen, uns Ihren Beistand zu leihen, wir reihen Niemand wider sein Gewissen und wider seinen Willen ein; doch wir werden Sie zwingen

als ein ehrenhafter Mann zu handeln, selbst wenn Sie nicht dazu geneigt wären.""

„„Sie nennen als ein ehrenhafter Mann handeln, Ihre Verschwörung kennen und sie nicht enthüllen! Ich nenne das Ihr Mitschuldiger sein. Sie sehen, daß ich noch offenherziger bin, als Sie...“

„Ah! mein Vater," sprach Franz sich unterbrechend, „ich begreife nun, warum sie Dich ermordet haben."

Valentine konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf Franz zu werfen; der junge Mann war wirklich schön in der Begeisterung des Sohnes.

Villefort ging im Zimmer auf und ab.

Noirtier folgte mit den Augen dem Ausdrucke eines Jeden und beobachtete seine würdige, strenge Haltung.

Franz kehrte zu der Handschrift zurück und fuhr fort:

„„Mein Herr,"" sprach der Präsident, „„man hat Sie gebeten, sich in den Schooß dieser Versammlung zu begeben und schleppte Sie durchaus nicht mit Gewalt in dieselbe; man forderte von Ihnen, Sie sollten Ihre Augen verbinden, und Sie willigten ein. Als Sie diesem doppelten Verlangen entsprachen, wußten Sie vollkommen, daß wir uns nicht damit beschäftigten, Ludwig **XVIII.** den Thron zu sichern, sonst wären wir nicht so bemüht gewesen, uns vor der Polizei zu verbergen. Sie begreifen, es wäre nur zu bequem, eine Maske vorzunehmen, mit deren Hülfe man die Geheimnisse der Leute erforscht und dann ganz einfach die Maske abzulegen, um diejenigen zu Grunde zu richten, deren Vertrauen man genossen hat. Nein, nein, Sie werden uns vor Allem offenherzig sagen, ob Sie für den Zufallskönig sind, der in diesem Augenblick regiert, oder für Seine Majestät den Kaiser.""

„„Ich bin Royalist,"" antwortete der General, „„ich habe Ludwig **XVIII.** einen Eid geschworen und werde ihn halten.""

„Auf diese Worte erfolgte ein allgemeines Gemurmel, und man konnte aus den Blicken einer großen

Anzahl von Mitgliedern des Clubbs ersehen, daß sie in ihrem Innern die Frage verhandelten, ob sie nicht Herrn d'Epinay diese unklugen Worte bereuen lassen sollten.

„Der Präsident stand abermals auf und gebot Stillschweigen.

„„Mein Herr,““ sagte er, „„Sie sind ein zu ernster und zu verständiger Mann, um nicht die Folgen der Lage zu begreifen, in der wir uns einander gegenüber befinden, und Ihre Offenherzigkeit gerade dictirt uns die Bedingungen, welche wir stellen müssen: Sie werden uns schwören, nichts von dem zu enthüllen, was Sie gehört haben.““

„Der General fuhr mit der Hand nach seinem Degen und rief:

„„Wenn Sie von Ehre sprechen, so fangen Sie damit an, daß Sie die Gesetze nicht mißkennen und nichts durch Gewalt auferlegen.““

„„Und Sie, mein Herr,““ fuhr der Präsident mit einer Ruhe fort, die vielleicht furchtbarer war, als der Zorn des Generals, „„berühren Sie Ihren Degen nicht, das rathe ich Ihnen.““

„Der General warf Blicke umher, die einen Anfang von Unruhe verriethen.

„Er beugte sich jedoch noch nicht, sondern sprach, seine ganze Kraft sammelnd:

„„Ich schwöre nicht.““

„„Dann müssen Sie sterben,““ erwiederte ruhig der Präsident.

„Herr d'Epinay wurde sehr bleich: er schaute einen Augenblick umher; mehrere Mitglieder des Clubbs wisperten und suchten Waffen unter ihren Mänteln.

„„General,““ sprach der Präsident, „„seien Sie unbesorgt, Sie sind unter Männern von Ehre, welche jedes Mittel versuchen werden, um Sie zu überzeugen, ehe Sie zum Aeußersten gegen sie schreiten; doch Sie

sind auch unter Verschworenen; Sie besitzen unser Geheimniß und müssen es uns zurückgeben.““

„Ein bedeutungsvolles Schweigen folgte auf diese Worte, und als der General nicht antwortete, sagte der Präsident zu den Huissiers:

„„Schließt die Thüren.““

„Abermals trat eine Todesstille ein.

„Da schritt der General vor und sprach mit einer heftigen Austrengung:

„„Ich habe einen Sohn, und muß, da ich mich unter Mördern befinde, an ihn denken.““

„„General,““ sagte voll Adel das Haupt der Versammlung, „„ein einziger Mensch hat immer das Recht, fünfzig zu beleidigen; es ist dies die Befugniß der Schwäche. Nur hat er Unrecht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Glauben Sie mir, General, schwören Sie und beleidigen Sie nicht.““

„Abermals bezähmt durch die Hoheit des Hauptes der Versammlung, zögerte der General einen Augenblick; doch endlich schritt er bis zu dem Tische des Präsidenten und fragte:

„Wie lautet die Formel?“

„„Hören Sie:

„„Ich schwöre bei meiner Ehre, nie irgend einem Menschen auf der Welt zu enthüllen, was ich am 5. Februar 1815, Abends zwischen neun und zehn Uhr, gesehen und gehört habe, und ich erkläre, daß ich den Tod verdiene, wenn ich meinen Schwur verletze.““

„Der General schien von einem Nervenzittern ergriffen zu werden, das ihn einige Secunden lang zu antworten verhinderte; endlich aber sprach er, ein sichtbares Widerstreben überwindend, den verlangten Eid, doch so leise, daß man es kaum hörte; es begehrten auch mehrere Mitglieder, daß er ihn mit lauterer Stimme und deutlicher wiederhole, was geschah.

„„Nun wünsche ich mich entfernen zu dürfen,““ sagte der General, „„bin ich endlich frei?““

„Der Präsident stand auf, bezeichnete drei Mitglieder der Versammlung, um ihn zu begleiten, und stieg mit dem General in den Wagen, nachdem er ihm die Augen verbunden hatte.

„Unter den drei Mitgliedern war der Kutscher, der sie gebracht hatte.

„Die anderen Mitglieder des Clubbs trennten sich in der Stille.

„„Wohin sollen wir Sie führen?““ fragte der Präsident.

„„Ueberallhin, wo ich von Ihrer Gegenwart befreit werden kann,““ antwortete d'Epinay.

„„Mein Herr,““ versetzte der Präsident; „„nehmen Sie sich in Acht, Sie sind hier nicht mehr in der Versammlung, Sie haben es mit einzelnen Menschen zu thun; beleidigen Sie dieselben nicht, wenn Sie nicht für die Beleidigung verantwortlich gemacht werden wollen.““

„Doch statt diese Sprache zu verstehen, erwiederte d'Epinay:

„„Sie sind immer noch so muthig in Ihrem Wagen, wie in Ihrem Clubb, aus dem einfachen Grunde, mein Herr, weil vier Männer stets stärker sind, als ein einziger.““

„Der Präsident ließ den Wagen halten.

„Man war gerade an der Stelle des Quai des Ormes, wo sich die Treppe findet, welche zu dem Flusse hinabführt.

„„Warum lassen Sie hier halten?““ fragte der General d'Epinay.

„„Weil Sie einen Mann beleidigt haben, mein Herr,““ antwortete der Präsident, „„und weil dieser Mann keinen Schritt mehr thun will, ohne auf eine loyale Weise Genugthuung von Ihnen zu verlangen.““

„„Abermals eine Art, zu morden,““ sprach der General, die Achseln zuckend.

„„Keinen Lärmen, mein Herr,““ entgegnete der

Präsident, „„wenn ich Sie nicht als einen von den Menschen betrachten soll, die Sie so eben bezeichneten, nämlich für einen Feigen, der seine Schwäche zum Schilde nimmt. Sie sind allein, ein Einziger wird Ihnen antworten; Sie haben einen Degen an der Seite, ich habe einen in meinem Stocke; Sie haben keinen Zeugen, einer von diesen Herren ist der Ihrige. Nun mögen Sie die Binde abnehmen, wenn es Ihnen beliebt.““

„Der General riß auf der Stelle das Sacktuch von den Augen.

„„Endlich,““ sprach er, „„endlich werde ich erfahren, mit wem ich es zu thun habe.““

„Man öffnete den Wagen: die vier Männer stiegen aus.

Franz unterbrach sich abermals, und wischte den kalten Schweiß ab, der von seiner Stirne floß; er war furchtbar anzuschauen, der Sohn, wie er, bleich und zitternd, mit lauter Stimme die bis dahin unbekannten Umstände von dem Tode seines Vaters las.

Valentine faltete die Hände, als ob sie betete.

Noirtier schaute Villefort mit einem erhabenen Ausdruck der Verachtung und des Stolzes an.

Franz fuhr fort:

„Es war, wie wir gesagt haben, der 5. Februar; seit drei Tagen fror es bei fünf bis sechs Graden; die Treppe war ganz starr von Eis; der General war groß und dick, der Präsident bot ihm die Seite des Geländers an, um hinabzugehen.

„Die zwei Zeugen folgten.

„Es war eine finstere Nacht, der Boden von der Treppe bis zum Fluß war feucht von Schnee und Rauhreif; man sah das Wasser schwarz, tief und Eisschollen treibend hinfließen.

„Einer von den Zeugen suchte eine Laterne in einem Kohlenschiffe, und bei dem Scheine dieser Laterne prüfte man die Waffen.

„Der Degen des Präsidenten, ein einfacher Stock-

degen, war fünf Zoll kürzer, als der seines Gegners und hatte kein Stichblatt.

„Der General d'Epinay machte den Vorschlag, das Loos über diese zwei Degen zu ziehen; doch der Präsident erwiederte, er habe herausgefordert, und bei der Herausforderung sei es seine Absicht gewesen, daß Jeder sich seiner Waffe bediene.

„Die Zeugen wollten Einsprache thun, doch der Präsident gebot ihnen Stillschweigen.

„Man setzte die Laterne auf den Boden; die zwei Gegner stellten sich einander gegenüber; der Kampf begann.

„Das Licht machte aus den zwei Degen zwei Blitze. Die Männer gewahrte man kaum, so dicht war der Schatten.

„Der Herr General d'Epinay galt für eine der besten Klingen der Armee. Aber er wurde bei den ersten Stößen so lebhaft bedrängt, daß er aus der Lage wich und hiebei fiel.

„Die Zeugen hielten ihn für todt, doch sein Gegner wußte, daß er ihn nicht berührt hatte, und bot ihm die Hand, um ihm aufstehen zu helfen. Statt ihn zu beschwichtigen, brachte den General dieser Umstand so sehr auf, daß er ebenfalls auf seinen Gegner eindrang.

„Doch sein Gegner wich nicht eine Linie. Zu nahe von dem Degen des Präsidenten bedrängt, zog sich der General dreimal zurück und griff dann immer wieder an.

„Bei dem dritten Male fiel er abermals.

„Man glaubte, er wäre ausgeglitscht, wie das erste Mal; da ihn jedoch die Zeugen nicht wieder aufstehen sahen, näherten sie sich ihm und versuchten es, ihn auf die Beine zu bringen; doch derjenige, welcher ihn um den Leib gefaßt hatte, fühlte unter seiner Hand eine feuchte Wärme.

„Es war Blut.

„Der General, der beinahe ohnmächtig war, kam wieder zu sich und rief:

„„Ah! man hat einen Raufer, einen Regimentsfechtmeister gegen mich abgeschickt.““

„Ohne zu antworten, näherte sich der Präsident demjenigen von den zwei Zeugen, welcher die Laterne hielt, schlug seinen Aermel zurück und zeigte seinen von zwei Degenstichen durchbohrten Arm; dann öffnete er seinen Rock, knöpfte seine Weste auf und ließ an seiner Seite eine dritte Wunde sehen.

„Er hatte indessen keinen Seufzer ausgestoßen.

„Bei dem General d'Epinay trat der Todeskampf ein, und fünf Minuten nachher war er verschieden.

Franz las diese letzten Worte mit so gepreßter Stimme, daß man sie kaum hören konnte, und als er sie gelesen, fuhr er mit der Hand über seine Augen, als wollte er eine Wolke vertreiben. Nach einem kurzen Stillschweigen las er fort:

„Der Präsident stieg wieder die Treppe hinauf, nachdem er zuvor seinen Degen in den Stock gestoßen hatte; eine Blutspur bezeichnete seinen Weg auf dem Schnee. Er hatte noch nicht die oberste Stufe der Treppe erreicht, als er ein dumpfes Geplatsche im Wasser hörte: es war der Körper des Generals, den die Zeugen, nachdem sie sich über seinen Tod versichert, in den Fluß gestürzt hatten.

„Der General ist folglich einem redlichen Duell und nicht einem Hinterhalte unterlegen, wie man sagen könnte.

„Zur Beglaubigung dessen haben wir Gegenwärtiges unterzeichnet, um die Wahrheit der Thatsachen zu begründen, befürchtend, es könnte ein Augenblick kommen, wo eine von den handelnden Personen dieser furchtbaren Scene des Mordes mit Vorbedacht oder der Verletzung der Gesetze der Ehre beschuldigt werden würde.

„Unterzeichnet Beauregard, Duchampy und Lecharpal.

Als Franz diese für einen Sohn so schreckliche Schrift

gelesen, als Valentine, bleich vor Erschütterung, eine Thräne getrocknet, als Villefort, zitternd und in einen Winkel gekauert, durch flehende, an den unversöhnlichen Greis gerichtete Blicke den Sturm zu beschwören versucht hatte, sagte d'Epinay zu Noirtier:

„Da Sie diese furchtbare Geschichte in allen ihren Einzelnheiten kennen, da Sie dieselbe durch ehrenwerthe Unterschriften haben bezeugen lassen, da Sie sich für mich zu interessiren scheinen, obgleich sich Ihr Interesse bis jetzt nur durch den Schmerz kundgegeben hat, so verweigern Sie mir nicht eine letzte Genugthuung. nennen Sie mir den Namen des Präsidenten, damit ich endlich denjenigen kenne, welcher meinen armen Vater getödtet hat."

Villefort suchte wie verwirrt den Drücker der Thüre; Valentine, welche vor allen Anderen die Antwort des Greises begriffen und oft auf seinem Vorderarme die Spur von zwei Degenstichen wahrgenommen hatte, wich einen Schritt zurück.

„Ich beschwöre Sie, mein Fräulein," sprach Franz, sich an seine Braut wendend, „verbinden Sie sich mit mir, daß ich den Namen des Mannes erfahre, der mich mit zwei Jahren zur Waise gemacht hat."

Valentine blieb stumm und unbeweglich.

„Ich bitte Sie, mein Herr," sagte Villefort, „verlängern Sie diese Scene nicht; die Namen sind überdies absichtlich verborgen worden. Mein Vater kennt selbst diesen Präsidenten nicht, und wenn er ihn auch kennt, so vermag er ihn nicht zu nennen, insofern sich die Eigennamen nicht in dem Wörterbuch finden."

„Oh wehe! die einzige Hoffnung, welche mich, während ich diese Schrift las, aufrecht erhalten und mir die Kraft, bis zum Schlusse zu gehen, gegeben hat, war, wenigstens den Namen desjenigen, welcher meinen Vater getödtet, kennen zu lernen! Mein Herr!" rief er, sich gegen den Greis umwendend, „im Namen des Himmels! thun Sie, was Sie können, bemühen Sie sich, ich flehe Sie an, mir begreiflich zu machen..."

„Ja," antwortete Noirtier.

„Oh! mein Fräulein," rief Franz, „Ihr Großvater bedeutet mir durch ein Zeichen, er könne mir diesen Mann angeben . . . Helfen Sie mir, ... Sie verstehen ihn . . . leihen Sie mir Ihren Beistand."

Noirtier schaute das Wörterbuch an.

Franz nahm es mit einem Nervenzittern, und sprach hinter einander die Buchstaben des Alphabets bis zum I aus.

Bei diesem Buchstaben machte der Greis ein bejahendes Zeichen.

„I?" wiederholte Franz.

Der Finger des jungen Mannes glitt über die Wörter hin, bei mehren antwortete Noirtier durch ein verneinendes Zeichen.

Valentine verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

Bald gelangte Franz zu dem Worte: Ich.

„Ja!" machte der Greis.

„Sie?" rief Franz, dessen Haare sich auf seinem Haupte sträubten; „Sie, Herr Noirtier, Sie haben meinen Vater getödtet!"

„Ja," antwortete Noirtier, einen majestätischen Blick auf den jungen Mann heftend.

Franz fiel gelähmt auf einen Stuhl, Villefort öffnete die Thüre und entfloh, denn es kam ihm der Gedanke, das Wenige von Dasein, das noch in dem Herzen des furchtbaren Greises übrig blieb, zu ersticken.

Zweites Kapitel.

Die Fortschritte von Herrn Cavalcanti Sohn.

Herr Cavalcanti Vater war indessen abgereist, um seinen Dienst wieder anzutreten, nicht in der Armee Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, sondern an der Roulette der Bäder von Lucca, zu deren eifrigsten Höflingen er gehörte. Es versteht sich von selbst, daß er mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit bis auf den letzten Paol die Summe, die ihm für seine Reisen und als Belohnung für die majestätische Art und Weise, wie er seine Vaterrolle gespielt, angewiesen wurde, mitgenommen hatte.

Andrea erbte bei dieser Abreise alle Papiere, welche bestätigten, daß er wirklich die Ehre hatte, der Sohn des Marchese Bartolomeo und der Marchesa Oliva Corsinari zu sein.

Er hatte also gleichsam geankert in dieser Pariser Gesellschaft, welche so leicht die Fremden aufnimmt und sie nicht nach dem behandelt, was sie sind, sondern nach dem, was sie sein wollen.

Was verlangt man übrigens von einem jungen Manne in Paris? Daß er so ungefähr seine Sprache spricht, anständig gekleidet ist, gut spielt und in Gold bezahlt.

Es versteht sich, daß man noch minder schwierig ist gegen einen Fremden, als gegen einen Pariser.

Andrea nahm also nach vierzehn Tagen eine ziemlich hübsche Stellung ein; man nannte ihn den Herrn Grafen, man sagte, er hätte fünfzigtausend Franken Rente, und sprach von den ungeheuren Schätzen seines Vaters, welche in den Steinbrüchen von Saravezza vergraben sein sollten.

Ein Gelehrter, in dessen Gegenwart man des letzteren Umstandes als einer Thatsache erwähnte, erklärte, er habe die fraglichen Steinbrüche gesehen, was ein großes Gewicht den bis dahin im Zweifel schwebenden Behauptungen verlieh, die nun die Kraft der Wirklichkeit erhielten.

Man war so weit in dem Kreise der Pariser Gesellschaft, in welche wir unsere Leser eingeführt haben, als Monte Christo eines Abends einen Besuch bei Herrn Danglars machte. Herr Danglars war ausgegangen, aber man schlug dem Grafen vor, ihn bei der Baronin einzuführen, welche sichtbar wäre, was er annahm.

Seit dem Mittagsmahle in Auteuil und den Ereignissen in Folge davon, hörte Madame Danglars den Namen Monte Christo nie ohne ein gewisses Nervenzittern aussprechen. Folgte die Gegenwart des Grafen nicht auf das Geräusch seines Namens, so wurde die schmerzliche Empfindung noch viel heftiger; erschien der Graf im Gegentheil, so zerstreuten sein offenes Gesicht, seine glänzenden Augen, seine Liebenswürdigkeit, seine Höflichkeit bald bei Madame Danglars den letzten Eindruck von Furcht; es kam der Baronin unmöglich vor, daß ein auf seiner Oberfläche so freundlicher, so liebreicher Mann schlimme Absichten gegen sie hegen sollte; überdies können die verdorbensten Herzen nur an das Böse glauben, wenn sie es auf irgend einem Interesse beruhen lassen; das unnütze Böse, das Böse ohne Ursache widerstrebt als eine Anomalie.

Als Monte Christo in das Boudoir trat, in das wir bereits einmal unsere Leser eingeführt haben, und wo die Baronin mit unruhigem Auge Zeichnungen betrachtete, welche ihr von ihrer Tochter dargeboten wurden, nachdem sie dieselben mit Herrn Cavalcanti Sohn beschaut hatte, brachte seine Gegenwart die gewöhnliche Wirkung hervor, und die Baronin empfing, Anfangs durch seinen Namen ein wenig erschüttert, den Grafen mit einem Lächeln.

Dieser umfaßte seinerseits die ganze Scene mit einem Blicke.

Neben der Baronin, halb auf einer Causeuce liegend, war Eugenie, Cavalcanti stand vor ihr.

Schwarz gekleidet wie ein Held von Goethe, mit gefirnißten Schuhen und durchbrochenen seidenen Strümpfen, fuhr Cavalcanti mit einer ziemlich weißen und gepflegten Hand in seine blonden Haare, unter denen ein Diamant funkelte, denn trotz des Rathes von Monte Christo, hatte der eitle junge Mann dem Verlangen, einen kostbaren Ring an seinen Finger zu stecken, nicht widerstehen können.

Diese Bewegung war begleitet von mörderischen Blicken auf Fräulein Danglars geworfen, und von Seufzern an dieselbe Adresse abgeschickt, wie die Blicke.

Fräulein Danglars war immer gleich, das heißt, schön, kalt und spöttisch. Keiner von diesen Blicken, keiner von diesen Seufzern entging ihr; doch man hätte glauben sollen, sie glitten an dem Panzer der Minerva ab, an dem Panzer, welcher, wie einige Philosophen behaupten, zuweilen die Brust von Sapho bedeckt.

Eugenie begrüßte den Grafen kalt, und benützte das erste Geräusch der Unterhaltung, um sich in ihr Studirzimmer zurückzuziehen, wo bald zwei lachend und klangvoll sich ausströmende Stimmen, vermischt mit den ersten Accorden eines Piano, dem Grafen von Monte Christo andeuteten, daß Fräulein Danglars seiner Gesellschaft und der von Herrn Cavalcanti die von Fräulein Louise d'Armilly, ihrer Gesangslehrerin, vorgezogen hatte.

Während der Graf mit Madame Danglars plauderte und ganz von den Reizen der Unterhaltung eingenommen schien, bemerkte er doch die Unruhe von Herrn Andrea Cavalcanti und die Art, wie er, um auf die Musik zu horchen, an die Thüre ging, deren Schwelle er nicht zu überschreiten wagte, und wie er seine Bewunderung äußerte.

Bald kehrte der Banquier zurück. Sein erster Blick galt allerdings Monte Christo, doch sein zweiter Andrea.

Seine Frau grüßte er auf die Weise, wie gewisse Ehemänner ihre Frauen grüßen, wovon sich Junggesellen nur einen Begriff machen können, wenn einmal ein sehr umfassender Codex über die Verhältnisse des Ehestands erschienen ist.

„Haben Sie die Fräulein nicht eingeladen, Musik mit ihnen zu machen?“ fragte Danglars Andrea.

„Ach! nein, mein Herr,“ antwortete Andrea mit einem Seufzer, der noch merkwürdiger war, als die andern.

Danglars ging sogleich nach der Zwischenthüre und öffnete sie.

Man sah nun die zwei Mädchen auf demselben Sitze neben einander vor dem Piano. Sie accompagnirten jede mit einer Hand, eine Uebung, an welche sie sich aus Laune gewöhnt hatten, und worin sie eine merkwürdige Stärke besaßen.

Fräulein d'Armilly, in welcher man nun mit Eugenie durch den Rahmen der Thüre eines von jenen lebenden Gemälden erblickte, wie man sie häufig in Deutschland macht, war von einer interessanten Schönheit, oder vielmehr von ausgesuchter Zierlichkeit. Es war eine kleine, feenartig schlanke und blonde Frau, mit langen, gelockten Haaren, welche auf einen etwas zu gestreckten Hals fielen, auf einen Hals, wie ihn zuweilen Perugino seinen Jungfrauen gegeben hat, und mit Augen, verschleiert durch die Müdigkeit. Man sagte, sie hätte eine schwache Brust und würde wie die Antonia der Cremoneser Geige eines Tages beim Singen sterben.

Monte Christo tauchte in dieses Frauengemach einen raschen, neugierigen Blick; er sah zum ersten Male Fräulein d'Armilly, von der er so oft im Hause hatte sprechen hören.

„Nun!“ fragte der Banquier seine Tochter, „wir sind ausgeschlossen?“

Dann führte er den jungen Mann in den kleinen Salon, und, war es nun Zufall, war es Geschicklichkeit, hinter Andrea wurde die Thüre so zugestoßen, daß von dem Orte, wo sie saßen, Monte Christo und die Baronin nichts mehr sehen konnten; da der Banquier Andrea gefolgt war, so schien Madame Danglars diesen Umstand nicht einmal zu bemerken.

Bald hernach hörte der Graf die Stimme von Andrea bei den Accorden des Klaviers erklingen, das ein corsisches Lied begleitete.

Während der Graf lächelnd auf dieses Lied horchte, das ihn Andrea vergessen machte, um ihn an Benedetto zu erinnern, rühmte Madame Danglars Monte Christo die Seelenstärke ihres Mannes, der an demselben Morgen bei einem Bankerott in Mailand abermals drei bis viermal hundert tausend Franken verloren hatte.

Und dieses Lob war in der That verdient, denn wenn es der Graf nicht durch die Baronin oder durch eines von den Mitteln, die ihm zu Gebot standen, um Alles zu erfahren, gewußt hätte, so würde ihm das Gesicht des Barons kein Wort davon gesagt haben.

„Gut!“ dachte Monte Christo, „er ist bereits so weit, daß er verbirgt, was er verliert, während er sich vor einem Monat seiner Verluste rühmte.

Dann sagte der Graf laut:

„Oh! Madame, Herr Danglars kennt die Börse so gut, daß er dort stets wieder gewinnen wird, was er anderswo verlieren mag.“

„Ich sehe, daß Sie den allgemeinen Irrthum theilen,“ versetzte Madame Danglars.

„Und worin besteht dieser Irrthum?“

„Herr Danglars spiele, während er im Gegentheil nie spielt.“

„Ah! ja, das ist wahr. Madame, ich erinnere mich dessen, was mir Herr Debray gesagt hat . . .

Doch was Herrn Debray betrifft, was ist aus ihm geworden? Ich habe ihn seit drei oder vier Tagen mit keinem Auge gesehen."

„Und ich auch nicht," sprach Madame Danglars mit einer wunderbaren Haltung. „Sie fingen jedoch einen Satz an, welcher unvollendet blieb."

„Wie dies?"

„Herr Debray habe Ihnen gesagt, behaupteten Sie."

„Ah! ganz richtig.; Herr Debray hat mir gesagt, Sie opferten sich dem Dämon des Spieles."

„Ich gestehe, ich hatte eine Zeit lang diesen Geschmack, aber ich habe ihn nicht mehr."

„Und Sie haben Unrecht, Madame. Ei, mein Gott! die Wechselfälle des Glückes sind precär, und wenn ich eine Frau wäre, und der Zufall aus dieser Frau die eines Banquier gemacht hätte, so würde ich, wie groß auch mein Vertrauen zu dem Glücke meines Mannes sein möchte, denn in der Speculation ist, wie Sie wissen, Alles Glück und Unglück; so würde ich, sage ich, wie groß auch mein Vertrauen zu dem Glücke meines Mannes sein möchte, immerhin anfangen, mir ein unabhängiges Vermögen zu sichern, und müßte ich dieses Vermögen dadurch erwerben, daß ich meine Interessen in Hände legte, welche ihm unbekannt wären."

Madame Danglars erröthete unwillkührlich.

„Hören Sie," fuhr Monte Christo fort, als ob er nichts gesehen hätte, „man spricht von einem schönen Schlage, der gestern auf den neapolitanischen Bons gemacht worden ist.?

„Ich habe keine, und habe nie gehabt," sagte rasch die Baronin; „doch in der That, es ist nun genug von der Börse gesprochen, mein Herr Graf, wir sehen aus wie zwei Wechselagenten; sprechen wir ein wenig von den armen Villefort, welche in diesem Augenblick so sehr vom Unglück heimgesucht werden."

„Was ist Ihnen denn widerfahren?" fragte Monte Christo mit einer vollkommenen Naivetät.



„Sie wissen doch, daß sie, nachdem sie Herrn von Saint-Meran drei oder vier Tage nach seiner Abreise verloren, auch die Marquise drei oder vier Tage nach ihrer Ankunft verloren haben.“

„Ah! es ist wahr,“ versetzte Monte Christo, „ich habe dies gehört; doch es ist, wie Claudius zu Hamlet sagt, das Gesetz der Natur: ihre Väter sind vor ihnen gestorben, und sie haben dieselben beweint; sie werden vor ihren Söhnen sterben, und ihre Söhne werden sie beweinen.“

„Doch das ist noch nicht Alles.“

„Wie, noch nicht Alles?“

„Nein; Sie wissen doch, daß sie ihre Tochter verheirathen sollten?“

„An Herrn Franz d'Epinay . . . Hat die Heirath nicht stattgefunden?“

„Gestern Morgen hat ihnen Franz, wie es scheint, ihr Wort zurückgegeben.“

„Ah! wirklich . . . Kennt man die Ursache dieses Bruches?“

„Nein.“

„Guter Gott! was sagen Sie mir da . . .“

„Und wie nimmt Herr von Villefort alle diese Unglücksfälle auf?“

„Wie immer, als Philosoph.“

In diesem Augenblick kehrte Danglars zurück.

„Nun!“ rief die Baronin, „Sie lassen Herrn Cavalcanti mit Ihrer Tochter allein?“

„Und als was sehen Sie denn Fräulein d'Armilly an?“ erwiederte der Banquier.

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Ein reizender junger Mann, nicht wahr, Herr Graf, dieser Prinz Cavalcanti? Nur fragt es sich, ob er wirklich Prinz ist?“

„Ich stehe nicht dafür. Man stellte mir seinen Vater als Marquis vor; er wäre Graf; doch ich glaube nicht, daß er sich viel auf diesen Titel einbildet.“

„Warum? Wenn er Prinz ist, so hat er Unrecht, sich dessen nicht zu rühmen. Jedem sein Recht. Ich liebe es nicht, daß man seinen Ursprung verelugnet."

„Oh! Sie sind ein reiner Demokrat," sagte Monte Christo lächelnd.

„Doch sehen Sie, was Sie sich aussetzen," sagte die Baronin; „wenn Herr von Morcerf zufällig käme, so würde er Herrn Cavalcanti in einem Zimmer finden, in das er, der Bräutigam, nie eintreten durfte."

„Sie thun wohl daran, zufällig zu sagen," erwiederte der Banquier, „denn man sieht ihn so selten, daß man in der That glauben sollte, es wäre wirklich der Zufall, der ihn zu uns führt."

„Kurz, wenn er käme und diesen jungen Menschen bei Ihrer Tochter sehen würde, so könnte er unzufrieden werden."

„Er! oh, mein Gott! Sie täuschen sich; Herr Albert thut uns nicht die Ehre an, eifersüchtig auf seine Braut zu sein, hiezu liebt er sie nicht hinreichend. Was liegt mir übrigens daran, ob er unzufrieden ist oder nicht."

„Doch auf dem Punkte, auf welchem wir stehen..."

„Ja, auf dem Punkte, auf welchem wir stehen: wollen Sie wissen, auf welchem Punkte wir stehen? Auf dem Balle seiner Mutter tanzte er ein einziges Mal mit meiner Tochter, während Herr Cavalcanti dreimal mit ihr tanzte, und er hat es gar nicht bemerkt.

„Der Herr Vicomte Albert von Morcerf," meldete der Kammerdiener.

Die Baronin stand rasch auf. Sie wollte in das Studirzimmer gehen, um ihre Tochter zu benachrichtigen, aber Danglars hielt sie am Arme zurück.

„Lassen Sie das," sagte er.

Sie schaute ihn erstaunt an.

Monte Christo stellte sich, als hätte er dieses Scenenspiel nicht gesehen.

Albert trat ein: er war sehr schön und sehr heiter, grüßte die Baronin mit Leichtigkeit, Danglars mit Vertraulichkeit, Monte Christo mit Liebe, und sprach sodann sich wieder gegen die Baronin wendend:

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu fragen, Madame, wie sich Fräulein Danglars befindet?“

„Sehr gut, mein Herr,“ antwortete rasch Danglars; „sie macht in diesem Augenblick Musik in ihrem kleinen Salon mit Herrn Cavalcanti.“

Albert behielt seine ruhige, gleichgültige Miene: er empfand vielleicht einen innern Aerger, aber er fühlte den Blick von Monte Christo auf sich geheftet.

„Herr Cavalcanti hat eine sehr schöne Tenorstimme,“ sagte er, „und Fräulein Danglars einen prachtvollen Sopran, abgesehen davon, daß sie das Piano wie Thalberg spielt. Es muß ein entzückendes Concert sein.“

„Sie stimmen allerdings vortrefflich zusammen,“ sprach Danglars.

Albert schien diese Zweideutigkeit nicht bemerkt zu haben, obgleich sie so plump war, daß Madame Danglars darüber erröthete.

„Ich bin auch ein Musiker, wenigstens wie meine Lehrer sagten,“ fuhr der junge Mann fort; „doch seltsamer Weise konnte ich meine Stimme nie mit einer andern Stimme in Einklang bringen, und mit den Sopranen besonders noch weniger, als mit den andern Stimmen.“

Danglars lächelte auf eine Weise, welche wohl bedeuten sollte: „Aergere Dich doch!“ Dann sagte er laut:

„Der Prinz und meine Tochter haben auch gestern die allgemeine Bewunderung erregt. Waren Sie gestern nicht hier, Herr von Morcerf?“

„Welcher Prinz?“ fragte Albert.

„Der Prinz Cavalcanti,“ erwiederte Danglars, der diesen Titel hartnäckig dem jungen Manne gab.

„Verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß er Prinz ist.

Ah! der Prinz Cavalcanti hat gestern mit Fräulein Eugenie gesungen! Das muß in Wahrheit entzückend gewesen sein, und ich bedaure lebhaft, es nicht gehört zu haben. Doch ich konnte Ihrer Einladung nicht entsprechen, denn ich war genöthigt, Frau von Morcerf zu der Baronin Chateau-Renaud zu begleiten, wo die Deutschen sangen."

Dann nach einem Stillschweigen, und als ob von nichts die Rede gewesen wäre, wiederholte Morcerf:

„Wird es mir erlaubt sein, Fräulein Danglars meine Achtung zu bezeigen?"

„Oh! warten Sie, warten Sie, ich bitte Sie," sprach der Banquier, den jungen Mann zurückhaltend, „hören Sie die köstliche Cavatine: ta, ta, ta, ti, ta, ti, ta, ta; es ist entzückend, es wird sogleich zu Ende sein ... nur eine Sekunde, vortrefflich! Bravo! brava! bravi!"

Und der Banquier fing an, wie wüthend Beifall zu klatschen.

„In der That," rief Albert, „das ist vortrefflich, und man kann unmöglich die Musik seines Landes besser begreifen, als der Prinz Cavalcanti. Nicht wahr, Sie sagten Prinz? Wenn er übrigens nicht Prinz ist, so wird man ihn dazu machen, denn das geschieht leicht in Italien. Doch um auf unsere anbetungswürdigen Sänger zurückzukommen . . . Sie sollten uns ein Vergnügen verschaffen, Herr Danglars: Sie sollten, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen, daß ein Fremder da ist, Fräulein Danglars und Herrn Cavalcanti bitten, ein anderes Stück anzufangen. Es ist etwas so Köstliches, die Musik ein wenig aus der Ferne zu genießen, in einem Halbschatten, ohne zu sehen, ohne gesehen zu werden, und folglich ohne den Musiker zu beengen, der sich so dem ganzen Instinkte seines Genie oder dem ganzen Ergusse seines Herzens überlassen kann."

Diesmal wurde Danglars durch das Phlegma des jungen Mannes aus dem Sattel gehoben.

Er nahm Monte Christo bei Seite und sagte zu ihm:

„Nun! was denken Sie von unserem Verliebten?"

„Verdammt! er kommt mir sehr kalt vor; doch, was wollen Sie? Sie haben sich in eine Verbindlichkeit eingelassen?"

„Allerdings habe ich eine Verbindlichkeit, aber nur die, meine Tochter einem Manne zu geben, der sie liebt, und nicht einem Manne, der sie nicht liebt. Sehen Sie ihn an, er ist kalt wie Marmor, stolz wie sein Vater; wenn er nur reich wäre, wenn er das Vermögen der Cavalcanti besäße, dann könnte man darüber weggehen! Meiner Treue, ich habe meine Tochter nicht befragt; wenn sie jedoch einen guten Geschmack hätte . . ."

„Oh! ich weiß nicht, ob meine Freundschaft für ihn mich verblendet," erwiederte Monte Christo, „doch ich versichere Sie, Herr von Morcerf ist ein liebenswürdiger junger Mann, der Ihre Tochter glücklich machen und früher oder später etwas erreichen wird; denn die Stellung seines Vaters ist im Ganzen ausgezeichnet."

„Hm!" machte Danglars.

„Warum dieser Zweifel?"

„Es ist da immer noch die Vergangenheit . . . die dunkle Vergangenheit."

„Doch die Vergangenheit des Vaters geht den Sohn nichts an."

„Warum nicht?"

„Seien Sie nicht eigensinnig; vor einem Monat fanden Sie diese Verbindung vortrefflich. Sie begreifen, ich bin in Verzweiflung, denn bei mir haben Sie diesen Cavalcanti gesehen, den ich nicht kenne, . . ich wiederhole es."

„Ich kenne ihn," sprach Danglars, „das genügt."

„Sie kennen ihn? Haben Sie Erkundigungen über ihn eingezogen?" fragte Monte Christo.

„Bedarf es dessen? weiß man nicht bei dem ersten

Blicke, mit wem man es zu thun hat? . . . Einmal ist er reich."

„Ich kann keine Versicherung hierüber geben."

„Sie haften doch für ihn?"

„Für fünfzig tausend Franken, für eine Erbärmlichkeit."

„Er hat eine ausgezeichnete Erziehung."

„Hm!" machte Monte Christo.

„Er ist Musiker."

„Alle Italiener sind es."

„Hören Sie, Graf, Sie sind nicht gerecht gegen diesen jungen Mann."

„Ja, ich gestehe es; bekannt mit Ihren Verbindlichkeiten gegen Herrn von Morcerf, sehe ich zu meinem Schmerze, daß er sich so in die Quere wirft und von seinem Vermögen Mißbrauch macht."

Danglars schlug ein Gelächter auf und rief:

„Was für ein Puritaner sind Sie! dergleichen fällt täglich in der Welt vor."

„Sie können indessen nicht so brechen, mein lieber Danglars; die Morcerf rechnen auf diese Heirath."

„Sie rechnen darauf?"

„Bestimmt."

„Dann mögen sie sich erklären. Sie sollten von dieser Sache ein paar Worte bei dem Vater fallen lassen, Sie, der Sie so gut im Hause sind."

„Ich! wo des Teufels haben Sie dies gesehen?"

„Auf ihrem Balle, wie mir scheint. Wie! die Gräfin, die stolze Mercedes, die hochmüthige Catalonierin, welche sich kaum herabläßt, den Mund für ihre ältesten Bekannten zu öffnen, sie hat Sie beim Arme genommen, ist mit Ihnen in den Garten und dort in die kleinen Alleen gegangen und erst nach einer halben Stunde zurückgekommen!"

„Ah! Baron, Baron," sagte Albert, „Sie hindern uns, zu hören; welche Barbarei für einen Melomanen, wie Sie sind!"

„Gut, gut, Herr Spötter!“ rief Danglars.

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Sie übernehmen es, dies dem Vater zu sagen?“

„Gern, wenn Sie es wünschen.“

„Doch nun muß es auf eine bestimmte und unumwundene Weise geschehen; er soll meine Tochter von mir verlangen, eine Zeit festsetzen, seine pecuniären Bedingungen nennen, damit man sich verständigt oder entzweit; aber Sie begreifen, keinen Aufschub mehr!“

„Wohl, der Schritt wird gemacht werden.“

„Ich sage nicht, daß ich ihn mit Vergnügen erwarte, doch ich erwarte ihn: Sie wissen, ein Banquier muß der Sklave seines Wortes sein.“

Hier stieß Danglars einen von jenen Seufzern aus, welche Cavalcanti Sohn eine halbe Stunde vorher hören ließ.

„Bravo! bravo! bravo!“ rief Morcerf, den Banquier parodirend und am Schlusse des Stückes Beifall klatschend.

Danglars fing an, Albert von der Seite anzuschauen, als ein Diener eintrat und ihm ein paar Worte zuflüsterte.

„Ich komme zurück,“ sagte der Banquier zu Monte Christo, „erwarten Sie mich, „ich habe Ihnen vielleicht sogleich etwas zu sagen.“ Und er ging hinaus.

Die Baronin benützte die Abwesenheit ihres Mannes, um die Thüre des Studirzimmers ihrer Tochter wieder aufzustoßen, und man sah Andrea, der mit Fräulein Danglars vor dem Klavier saß, wie eine Feder aufspringen.

Albert verbeugte sich lächelnd vor Fräulein Danglars, welche ihm, ohne im Geringsten beunruhigt zu scheinen, wie gewöhnlich einen kalten Gruß zurückgab.

Cavalcanti war sichtbar verlegen; er grüßte Morcerf, der seine Begrüßung mit der geringschätzendsten Miene erwiederte.

Da fing Albert an, sich in Lobeserhebungen über

die Stimme von Fräulein Danglars gleichsam zu verwirren und sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er nach dem, was er gehört, der Soirée des vorhergehenden Tages nicht beigewohnt habe.

Sich selbst überlassen, nahm Cavalcanti Monte Christo bei Seite.

„Nun ist es genug mit der Musik und den Komplimenten," sagte Madame Danglars, „wir wollen den Thee nehmen."

„Komm, Louise," sprach Fräulein Danglars zu ihrer Freundin.

Man ging in den anstoßenden Salon, in welchem wirklich der Thee bereit stand.

In dem Augenblick, wo man, auf englische Weise, die Löffel in den Tassen zu lassen anfing, öffnete sich die Thüre wieder, und Danglars erschien sichtbar bewegt.

Monte Christo besonders bemerkte diese Aufregung und fragte den Baron mit dem Blicke.

„Ich habe meinen Courier von Griechenland bekommen," sagte Danglars.

„Ah! ah!" versetzte der Graf, „deshalb hat man Sie gerufen."

„Ja."

„Wie befindet sich König Otto?" fragte Albert mit dem lustigsten Tone.

Danglars schaute ihn von der Seite an, ohne ihm zu antworten, und Monte Christo wandte sich ab, um den Ausdruck des Mitleids zu verbergen, der auf seinem Gesichte hervortrat, bald aber wieder verschwand.

„Nicht wahr, wir gehen mit einander?" fragte Albert den Grafen.

„Ja, wenn Sie wollen," antwortete dieser.

Albert begriff den Blick des Banquier nicht; er sagte auch, sich an Monte Christo wendend, der ihn vollkommen begriffen hatte:

„Haben Sie gesehen, wie er mich anschaute?"

„Ja," antwortete der Graf; „finden Sie etwas Besonderes in seinem Blicke?"

„Ganz gewiß; doch was will er mit seinen Nachrichten aus Griechenland sagen?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Ich setze voraus, Sie stehen in einem gewissen Vernehmen mit diesem Lande."

Monte Christo lächelte, wie man immer lächelt, wenn man sich einer Antwort überheben will.

„Sehen Sie, er nähert sich Ihnen," sagte Albert; „ich will Fräulein Danglars ein Kompliment über ihre Camee machen, und mittlerweile hat der Vater Zeit, mit Ihnen zu sprechen."

„Wollen Sie ihr ein Kompliment machen, so thun Sie dies wenigstens über ihre Stimme," versetzte Monte Christo.

„Nein, das würde Jedermann thun."

„Mein lieber Vicomte," erwiederte Monte Christo, „Ihr Benehmen kommt mir etwas läppisch vor."

Albert trat mit lächelnden Lippen auf Eugenie zu.

Während dieser Zeit neigte sich Danglars an das Ohr des Grafen und flüsterte:

„Sie haben mir einen guten Rath gegeben, es liegt eine ganze furchtbare Geschichte in den Worten: Fernand und Janina.

„Ah! bah!"

„Ja, ich werde es Ihnen erzählen; doch nehmen Sie den jungen Mann mit: ich wäre zu verlegen, mit ihm zusammen zu bleiben."

„Er begleitet mich; muß ich Ihnen immer noch den Vater schicken?"

„Mehr als je."

„Gut."

Der Graf machte Albert ein Zeichen.

Beide verbeugten sich vor den Damen und gingen weg: Albert mit einer gegen die Geringschätzung von Fräulein Danglars völlig gleichgültigen Miene; Monte

Christo Madame Danglars seine Rathschläge hinsichtlich der Klugheit wiederholend, die eines Banquier Frau haben müßte, um sich ihre Zukunft zu sichern.

Andrea Cavalcanti blieb Herr des Schlachtfeldes.

Drittes Kapitel.

Hayde.

Kaum hatten sich die Pferde um die Ecke des Boulevard gedreht, als sich Albert mit einem Gelächter, das zu lärmend war, um natürlich zu sein, an den Grafen wandte und zu diesem sagte:

„Ich frage Sie, wie Karl IX. nach der Bartholomäus-Nacht Catharina von Medicis fragte: Wie habe ich meine Rolle gespielt?"

„In welcher Hinsicht?"

„Hinsichtlich der Einsetzung meines Nebenbuhlers bei Herrn Danglars . . ."

„Welches Nebenbuhlers?"

„Bei Gott! Ihres Schützlings, des Herrn Andrea Cavalcanti."

„Oh! keine schlechte Späße, Vicomte, ich beschütze Herrn Andrea nicht, wenigstens nicht bei Herrn Danglars."

„Und das ist ein Vorwurf, den ich Ihnen machen würde, wenn der junge Mann eines Schutzes bedürfte; doch zu meinem Glücke kann er desselben entbehren."

„Wie, Sie glauben, er mache den Hof?"

„Ich stehe Ihnen dafür, er seufzt, wälzt die Augen im Kopfe umher und modulirt verliebte Töne; er strebt nach der Hand der stolzen Eugenie."

„Was ist daran gelegen, wenn man nur an Sie denkt."

„Sagen Sie das nicht, mein lieber Graf, man stößt mich von zwei Seiten zurück."

„Wie, von zwei Seiten?"

„Allerdings: Fräulein Eugenie hat mir kaum geantwortet, und Fräulein d'Armilly, ihre Vertraute, hat mir gar nicht geantworfet."

„Ja... aber der Vater betet Sie an..." sprach Monte Christo.

„Er? im Gegentheil, er hat mir tausend Dolche in das Herz gestoßen; Dolche, die wohl in das Heft zurückwichen, Tragödiendolche, die er aber für wahr und wirksam hielt."

„Die Eifersucht deutet Zuneigung an."

„Ja, doch ich bin nicht eifersüchtig."

„Er ist es!"

„Auf wen? auf Debray?"

„Nein, auf Sie."

„Auf mich? ich wette, daß er mir ehe acht Tage vergehen, die Thüre vor der Nase zumacht."

„Sie täuschen sich, mein lieber Vicomte."

„Haben Sie einen Beweis?"

„Wollen Sie ihn?"

„Ja."

„Ich bin beauftragt, den Herrn Grafen von Morcerf zu bitten, einen entscheidenden Schritt bei dem Baron zu thun."

„Durch wen?"

„Durch den Baron selbst."

„Nicht wahr, das werden Sie nicht thun, mein lieber Graf."

„Sie täuschen sich, Albert, ich werde es thun, da ich es versprochen habe."

„Es scheint, es ist Ihnen Alles daran gelegen, mich zu verheirathen," versetzte Albert mit einem Seufzer.

„Es liegt mir daran, mit Jedermann gut zu sein; doch was Debray betrifft, ich sehe ihn nicht mehr bei der Baronin?"

„Es findet eine Zwistigkeit statt."

„Mit Madame?"

„Nein, mit dem Baron."

„Er hat also etwas bemerkt."

„Sie scherzen!"

„Glauben Sie, er habe es vermuthet?" versetzte Monte Christo mit einer reizenden Naivetät.

„Ei, woher kommen Sie denn, mein lieber Graf?"

„Von Congo, wenn Sie wollen."

„Das ist noch nicht fern genug."

„Kenne ich Euere Pariser Ehemänner?"

„Die Ehemänner sind überall dieselben; sobald Sie in irgend einem Lande das Individuum studirt haben, kennen Sie das ganze Geschlecht."

„Doch welche Ursache konnte denn Danglars und Debray entzweien? Sie schienen sich so gut zu verstehen," sagte Monte Christo mit neuer Naivetät.

„Ah! wir kommen zu den Geheimnissen der Isis, und ich bin nicht eingeweiht. Wenn Herr Cavalcanti Sohn zu der Familie gehört, so mögen Sie ihn dies fragen."

Der Wagen hielt an.

„Wir sind an Ort und Stelle," sprach Monte Christo, „es ist erst halb eilf Uhr, kommen Sie mit herauf."

„Sehr gern."

„Mein Wagen wird Sie zurückführen."

„Ich danke, mein Coupé muß uns gefolgt sein."

„In der That, hier ist es," sagte Monte Christo und sprang zu Boden.

Beide gingen in das Haus; der Salon war beleuchtet, sie traten ein.

„Sie werden uns Thee machen lassen, Baptistin," sprach Monte Christo.

Baptistin entfernte sich ohne ein Wort zu sagen. Zwei Secunden nachher erschien er wieder mit einer vollkommen bestellten Platte, welche wie die Mahle in den Feenstücken aus der Erde hervorzukommen schien.

„In der That, mein lieber Graf," sprach Morcerf, „was ich an Ihnen bewundere, ist nicht Ihr Reichthum, es gibt vielleicht Leute, welche reicher sind, als Sie; es ist nicht Ihr Geist, Beaumarchais hatte nicht mehr, aber eben so viel; es ist Ihre Art und Weise, ohne daß man Ihnen ein Wort erwiedert, auf die Minute, auf die Secunde, bedient zu werden, als ob man schon an Ihrem Läuten erriethe, was Sie zu haben wünschen, und als ob das, was Sie haben wollen, stets völlig bereit wäre."

„Was Sie da sagen, ist ein wenig wahr. Man kennt meine Gewohnheiten. Sie sollen ein Beispiel sehen: wünschen Sie nicht irgend etwas zu thun, während Sie Thee trinken?"

„Bei Gott! ich wünschte zu rauchen."

Monte Christo näherte sich dem Glöckchen und that einen Schlag.

Nach einer Secunde öffnete sich eine besondere Thüre und Ali erschien mit zwei mit vortrefflichem Latakie gestopften Schibuks.

„Das ist wunderbar," sagte Morcerf.

„Nein, das ist ganz einfach," versetzte Monte Christo: „Ali weiß, daß ich gewöhnlich rauche, wenn ich Kaffee oder Thee trinke; er weiß, daß ich Thee verlangt habe; er weiß, daß ich mit Ihnen nach Hause gekommen bin, er hört, daß ich rufe, er vermuthet die Ursache, und da er von einem Lande ist, wo die Gastfreundschaft besonders mit der Pfeife geübt wird, so bringt er, statt eines Schibuks, zwei."

„Das ist allerdings eine gute Erklärung; darum scheint es mir aber nicht minder wahr, daß nur Sie... Doch was höre ich?"

Morcerf neigte sich nach der Thüre, durch welche

wirklich Töne, denen einer Guitarre entsprechend, drangen.

„Meiner Treue, lieber Vicomte, Sie sind diesen Abend ein Opfer der Musik; Sie entgehen dem Piano von Fräulein Danglars nur, um in die Guzla von Hayde zu fallen."

„Hayde! welch' ein bewunderungswürdiger Name! Es gibt also wirklich anderswo, als in den Gedichten von Lord Byron, Frauen, welche Hayde heißen?"

„Gewiß; Hayde ist ein in Frankreich sehr seltener, doch in Albanien und im Epirus sehr gewöhnlicher Name; es ist, als ob Sie zum Beispiel sagten: Keuschheit, Schamhaftigkeit, Unschuld; Hayde ist eine Art von Taufnamen, wie Euere Pariser sagen."

„Oh, wie reizend!" rief Albert; „wie gern möchte ich unsere Französinnen sich Fräulein Güte, Fräulein Stillschweigen, Fräulein Nächstenliebe nennen hören! Sagen Sie, welche Wirkung müßte es hervorbringen, wenn in einem Heirathsaufgebot Fräulein Danglars, statt sich Claire Marie Eugenie zu nennen, wie sie sich nennt, Fräulein Keuschheit-Schamhaftigkeit-Unschuld Danglars heißen würde!"

„Sie sind verrückt!" sprach der Graf; „sprechen Sie nicht so laut, Hayde könnte es hören."

„Und sie würde sich darüber ärgern?"

„Nein," entgegnete der Graf mit seiner stolzen Miene.

„Sie ist eine gute Person?" fragte Albert.

„Es ist nicht Güte, es ist Pflicht: eine Sklavin wird nicht gegen ihren Herrn aufgebracht."

„Gehen Sie doch, Sie scherzen selbst. Gibt es noch Sklavinnen?"

„Sicherlich, da Hayde die meinige ist."

„In der That, Sie thun nichts und haben nichts, wie ein Anderer. Sklavin des Herrn Grafen von Monte Christo! das ist eine Stellung in Frankreich. Nach der Art und Weise, wie Sie das Geld in Bewe-

gung setzen, muß es ein Platz sein, der hundert tausend Thaler jährlich einträgt."

„Hundert tausend Thaler! Die Arme hat mehr als dies besessen; sie ist auf Schätzen auf die Welt gekommen, gegen welche die aus Tausend und eine Nacht nur sehr wenig sind."

„Es ist also wirklich eine Prinzessin?"

„Wie Sie sagen, und zwar eine der reichsten ihres Landes."

„Ich vermuthete es. Doch wie ist eine vornehme Prinzessin Sklavin geworden?"

„Wie ist Dionys der Tyrann Schulmeister geworden? Der Zufall des Krieges, mein lieber Vicomte, die Laune des Schicksals."

„Und ihr Name ist ein Geheimniß?"

„Ja, für Jedermann, aber nicht für Sie, mein lieber Vicomte, der Sie zu meinen Freunden gehören und der Sie schweigen, nicht wahr, wenn Sie mir zu schweigen versprechen?"

„Bei meinem Ehrenwort."

„Sie kennen die Geschichte vom Pascha von Janina?"

„Von Ali Tependelini? Ganz gewiß, denn mein Vater hat in seinem Dienste sein Glück gemacht."

„Es ist wahr, ich hatte es vergessen."

„Nun, was ist Haydee in Beziehung auf Ali Tependelini?"

„Ganz einfach seine Tochter."

„Wie, die Tochter von Ali Pascha?"

„Ja, von der schönen Wasiliki."

„Und sie ist Ihre Sklavin?"

„Oh, mein Gott! ja."

„Wie dies?"

„Als ich eines Tags über den Markt von Constantinopel ging, kaufte ich sie."

„Das ist herrlich! Bei Ihnen, mein lieber Graf,

lebt man nicht, sondern man träumt. Doch hören Sie, was ich Sie nun fragen werde, ist sehr unbescheiden."

„Sprechen Sie immerhin."

„Da Sie mit ihr ausgehen, da Sie Hayde in die Oper führen . . ."

„Nun?"

„So kann ich mich wohl erdreisten, dies mir von Ihnen zu erbitten."

„Sie können sich erdreisten, Alles von mir zu verlangen."

„Wohl, mein lieber Graf, stellen Sie mich Ihrer Prinzessin vor."

„Gern; doch unter zwei Bedingungen."

„Ich nehme sie zum Voraus an."

„Einmal dürfen Sie diese Vorstellung Niemand mittheilen."

„Sehr gut." (Morcerf streckte die Hand aus.) Ich schwöre."

„Und sodann dürfen Sie ihr nicht sagen, Ihr Vater habe dem ihrigen gedient."

„Ich schwöre abermals."

„Vortrefflich. Vicomte, nicht wahr, Sie werden sich dieser beiden Schwüre erinnern?"

„Oh! gewiß," rief Albert.

„Gut, ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre sind."

Der Graf schlug abermals auf das Glöckchen; Ali erschien.

„Melde Hayde," sagte er zu ihm, „daß ich den Kaffee bei ihr trinken will, und mache ihr begreiflich, daß ich sie um Erlaubniß bitte, ihr einen von meinen Freunden vorstellen zu dürfen."

Ali verbeugte sich und trat ab.

„Es ist also abgemacht, keine unmittelbare Frage, lieber Vicomte. Wenn Sie etwas zu wissen wünschen, so fragen Sie mich, und ich werde Hayde fragen."

„Abgemacht!"

Ali erschien zum dritten Male und hielt den Thür-

vorhang aufgehoben, um seinem Herrn und Albert anzudeuten, daß sie kommen könnten.

„Treten wir ein,“ sagte Monte Christo.

Albert fuhr mit der Hand in seine Haare und kräuselte seinen Schnurrbart. Der Graf nahm seinen Hut, zog seine Handschuhe an und ging Albert in die Wohnung voran, welche Ali wie ein Vorposten bewachte und die drei von Myrtho befehligten französischen Kammerfrauen vertheidigten.

Hayde wartete in dem ersten Zimmer, welches der Salon war, mit großen Augen, in denen sich das Erstaunen deutlich ausprägte, denn es geschah zum ersten Male, daß ein anderer Mann als Monte Christo zu ihr drang; sie saß in der Ecke eines Sopha mit gekreuzten Beinen und hatte sich gleichsam in den reichsten, gestickten und gestreiften orientalischen Seidenstoffen ein Nest gemacht. Neben ihr lag das Instrument, dessen Töne sie verrathen hatten; sie war reizend anzuschauen.

Als sie Monte Christo erblickte, stand sie auf, mit dem doppelten Lächeln der Tochter und der Liebenden, das nur ihr eigen war; Monte Christo ging auf sie zu und reichte ihr seine Hand, auf welche sie, wie gewöhnlich, ihre Lippen drückte.

Albert war unter der Herrschaft dieser seltsamen Schönheit, die er zum ersten Male sah, und von der man sich in Frankreich keinen Begriff machen konnte, bei der Thüre stehen geblieben.

„Wen bringst Du mir?“ fragte das Mädchen in romaischer Sprache Monte Christo; „einen Bruder, einen Freund, einen einfachen Bekannten, oder einen Feind?“

„Einen Freund,“ antwortete Monte Christo in derselben Sprache.

„Sein Name?“

„Graf Albert, es ist derselbe, den ich in Rom den Händen der Banditen entrissen habe.“

„In welcher Sprache soll ich mit ihm sprechen?"

Monte Christo wandte sich gegen Albert um und fragte den jungen Mann:

„Kennen Sie das Neugriechische?"

„Ach! nicht einmal das Altgriechische," versetzte Albert; „an mir hatten Homer und Plato einen erbärmlichen Schüler."

„Nun wohl," sagte Haydе, durch ihre Worte beweisend, daß sie die Frage von Monte Christo und die Antwort von Albert gehört hatte, „ich werde Französisch oder Italienisch sprechen, wenn es überhaupt der Wille meines Herrn ist, daß ich spreche."

Monte Christo dachte einen Augenblick nach und erwiederte:

„Du wirst Italienisch sprechen."

Dann sich an Albert wendend:

„Es ist ärgerlich, daß Sie weder das Neugriechische, noch das Altgriechische verstehen, denn Hayde spricht Beides vortrefflich; die Arme ist genöthigt, Italienisch mit Ihnen zu sprechen, was Ihnen vielleicht einen falschen Begriff von ihr geben wird."

Er machte Hayde ein Zeichen.

„Sei willkommen, Freund, der Du mit meinem Herrn und Gebieter erscheinst," sagte das Mädchen in vortrefflichem Toscanisch und mit jenem weichen römischen Accent, der die Sprache von Dante so wohlklingend macht, als die von Homer; „Ali, Kaffee und Pfeifen."

Hienach bedeutete Hayde Albert durch ein Zeichen, er möge sich ihr nähern, während Ali wegging, um die Befehle seiner jungen Herrin zu vollziehen.

Monte Christo zeigte Albert zwei Stühle und Jeder holte den seinigen, um ihn an ein Tischchen zu rücken, das mit natürlichen Blumen, Zeichnungen und musikalischen Albums überladen war.

Ali kehrte bald mit dem Kaffee und den Schibuks

zurück; für Herrn Baptistin war dieser Theil der Wohnung verboten.

Albert wies die Pfeife zurück, die ihm der Nubier bot.

„Oh! nehmen Sie, nehmen Sie," sagte Monte Christo; „Hayde ist beinahe ebenso civilisirt als eine Pariserin; der Havanna ist ihr unangenehm, weil sie die schlechten Gerüche nicht liebt, doch der orientalische Tabak gibt einen Wohlgeruch, wie Sie wissen."

Ali verließ das Zimmer.

Die Kaffeetassen waren völlig zugerichtet, nur hatte man für Albert eine Zuckerdose beigefügt. Monte Christo und Hayde nahmen den arabischen Trank auf die Weise der Araber, nämlich ohne Zucker.

Hayde streckte ihre Hand aus und faßte mit der Spitze ihrer zarten, rosigen Finger die Tasse von japanesischem Porzellan, die sie mit dem naiven Vergnügen eines Kindes, das etwas ißt oder trinkt, was es liebt, an ihre Lippen führte.

Zu gleicher Zeit traten zwei Frauen ein, welche zwei andere Platten, beladen mit Eisen und Sorbets brachten, die sie auf kleine, für diesen Gebrauch bestimmte Tische setzten.

„Mein lieber Wirth und Sie Signora," sprach Albert italienisch, „entschuldigen Sie mein Erstaunen. Ich bin ganz verwirrt, und das ist natürlich: ich finde hier den Orient, den wahren Orient, nicht wie ich ihn gesehen, sondern wie ich ihn geträumt, im Schooße von Paris geträumt habe; so eben noch hörte ich die Omnibus rollen, und die Glöckchen der Limonadehändler ertönen. Oh! Signora, daß ich nicht Griechisch sprechen kann, Ihre Rede, verbunden mit dieser feenhaften Umgebung würde für mich einen Abend bilden, dessen ich mich stets erinnern müßte."

„Ich spreche gut genug Italienisch, um mich mit Ihnen zu unterhalten, mein Herr," sagte ruhig Hayde, „und ich werde nach meinen Kräften dafür sorgen, daß

Sie den Orient hier wiederfinden, wenn Sie ihn lieben."

„Wovon kann ich mit ihr sprechen?" fragte Albert ganz leise Monte Christo.

„Von Allem, was Sie wollen: von ihrem Vaterland, von ihrer Jugend, von ihren Erinnerungen, oder, wenn Sie lieber wollen, von Rom, von Neapel, von Florenz."

„Oh! es wäre nicht der Mühe werth, eine Griechin vor sich zu haben, um mit ihr von allem dem zu reden, wovon man mit einer Pariserin reden würde; lassen Sie mich mit ihr vom Orient sprechen."

„Thun Sie das, mein lieber Albert, es ist für sie die angenehmste Unterhaltung."

Albert wandte sich gegen Hayde und fragte:

„In welchem Alter hat Signora Griechenland verlassen?"

„Mit fünf Jahren," antwortete Hayde.

„Und Sie erinnern sich Ihres Vaterlandes?" fragte Albert.

„Wenn ich die Augen schließe, sehe ich Alles wieder, was ich gesehen habe. Es gibt zwei Blicke: den Blick des Körpers und den Blick der Seele. Der Blick des Körpers kann zuweilen vergessen, aber der der Seele erinnert sich immer."

„Und was ist die fernste Zeit, der Sie sich erinnern?"

„Ich konnte kaum gehen; meine Mutter, welche Wasiliki hieß (Wasiliki bedeutet königlich," fügte das Mädchen stolz das Haupt erhebend bei), „meine Mutter nahm mich bei der Hand und wir gingen Beide mit Schleiern bedeckt, nachdem wir in den Grund der Börse alles Gold gelegt hatten, das wir besaßen, umher und forderten mit den Worten: „„Derjenige, welcher den Armen gibt, leiht dem Ewigen,"" Almosen für die Gefangenen. Wenn dann unsere Börse voll war, kehrten wir in den Pallast zurück und schickten, ohne meinem Vater ein Wort zu sagen, alles Gold, das man uns, im Glau-

ben, wir wären arme Frauen, gegeben hatte, dem Hegumenos des Klosters, der es unter die Gefangenen austheilte."

„Wie alt waren Sie damals?"

„Drei Jahre," sprach Hayde.

„Also erinnern Sie sich alles dessen, was seit dem Alter von drei Jahren um Sie her vorging?"

„Gewiß."

„Graf," sagte ganz leise Morcerf zu Monte Christo, „Sie sollten der Signora erlauben, uns etwas von ihrer Geschichte zu erzählen. Sie haben mir verboten, von meinem Vater mit ihr zu sprechen, doch vielleicht spricht sie von ihm, und Sie können sich gar nicht denken, wie glücklich ich wäre, Ihren Namen aus einem so schönen Munde kommen zu hören."

Monte Christo wandte sich an Hayde und sagte mit einem Zeichen der Augenbrauen, das ihr andeutete, sie solle mit der größten Aufmerksamkeit seinem Befehle Folge leisten, in griechischer Sprache zu ihr:

„Erzähle uns das Schicksal Deines Vaters, aber nenne nicht den Namen des Verräthers."

Hayde stieß einen langen Seufzer aus und eine düstere Wolke zog über ihre so reine Stirne hin.

„Was sagen Sie ihr?" fragte ganz leise Morcerf.

„Ich wiederhole ihr, daß Sie ein Freund von mir sind und daß sie Ihnen gegenüber nichts zu verbergen hat."

„Diese fromme Pilgerfahrt zu den Gefangenen ist also Ihre erste Erinnerung?" sagte Albert, „was ist die andere?"

„Die andere? Ich sehe mich unter dem Schatten von Ahornbäumen, in der Nähe eines Sees, dessen zitternden Spiegel ich noch durch das Blätterwerk erblicke; an dem ältesten und buschreichsten Baume saß mein Vater auf Kissen, und während meine Mutter zu seinen Füßen lag, spielte ich mit seinem weißen Barte,

der bis auf seine Brust herabging, und mit dem in seinem Gürtel steckenden Kandschar mit dem Diamantgriffe; von Zeit zu Zeit kam ein Albaneser zu ihm und sagte ein paar Worte, denen ich keine Aufmerksamkeit schenkte, er aber antwortete mit dem gleichen Tone: „„Tödtet!““ oder „„Begnadigt!““

„Es ist doch seltsam,“ sagte Albert, „solche Dinge aus dem Munde eines Mädchens anderswo, als auf dem Theater, zu hören und sich sagen zu können: das ist keine Fiction. Doch wie finden Sie mit diesem poetischen, so wundervollen Horizont Frankreich?“

„Ich glaube, es ist ein schönes Land,“ sprach Hayde; „doch ich sehe Frankreich so wie es ist, denn ich sehe es mit Frauenaugen, während mir im Gegentheil mein Vaterland, das ich nur mit Kindesaugen angeschaut habe, stets mit einem leuchtenden oder düsteren Nebel umhüllt zu sein scheint, je nachdem es meine Erinnerungen zu einer süßen Heimath, oder zu einem Orte bitterer Leiden machen.“

„Signora, wie konnten Sie so jung schon leiden,“ fragte Albert? unwillkührlich der Macht der Alltäglichkeit nachgebend.

Hayde wandte sich mit den Augen an Monte Christo, und dieser murmelte mit einem unmerklichen Zeichen:

„Erzähle.“

„Nichts bildet den Grund der Seele, wie die ersten Erinnerungen, und abgesehen von den zweien, die ich Ihnen genannt habe, sind alle Erinnerungen meiner Jugend traurig.“

„Reden Sie, reden Sie, Signora,“ sagte Albert, „ich schwöre, daß ich Ihnen mit unaussprechlichem Glücke zuhöre.“

Hayde erwiederte traurig lächelnd:

„Ich soll also zu meinen andern Erinnerungen übergehen?“

„Ich bitte Sie darum.“

„Wohl, ich war vier Jahre alt, als ich eines Abends von meiner Mutter aufgeweckt wurde. Wir befanden uns in dem Palast von Janina; sie nahm mich von den Kissen, auf denen ich ruhte, und als ich die Augen öffnete, sah ich die ihrigen voll schwerer Thränen.

„Sie trug mich fort, ohne etwas zu sagen.

„Als ich wahrnahm, daß sie weinte, fing ich ebenfalls zu weinen an.

„„Stille, Kind!““ sagte sie.

„Trotz der mütterlichen Tröstungen oder Drohungen fuhr ich, launenhaft wie alle Kinder, oft fort zu weinen; doch diesmal lag in der Stimme meiner armen Mutter ein solcher Ausdruck von Schrecken, daß ich auf der Stelle schwieg.

„Sie trug mich rasch weiter.

„Wir stiegen eine breite Treppe hinab; alle Frauen meiner Mutter stiegen oder stürzten vielmehr, Kisten, Säcke, Putzsachen, Juwelen, Goldbörsen tragend, dieselbe Treppe hinab.

„Hinter den Frauen kam eine Wache von zwanzig Mann, bewaffnet mit langen Flinten und Pistolen und in jener Tracht, die man in Frankreich kennt, seitdem Griechenland wieder eine Nation geworden ist.

„Glauben Sie mir," sprach Hayde den Kopf schüttelnd und schon bei dieser Erinnerung allein erbleichend, „es lag etwas Unseliges in der langen Reihe von Sklaven und Frauen, welche halb schlaftrunken waren, wenigstens bildete ich es mir ein, denn ich hielt vielleicht die Andern für eingeschlafen, weil ich schlecht erwacht war.

„Auf der Treppe liefen riesige Schatten, welche die tannenen Fackeln an den Gewölben zittern machten.

„„Man eile!““ rief eine Stimme im Hintergrunde der Gallerie.

„Bei dieser Stimme beugte sich alle Welt, wie der Wind über die Ebene hinstreichend ein Aehrenfeld sich beugen macht.

„Ich aber zitterte.

„Diese Stimme war die meines Vaters.

„Er kam zuletzt in seinen glänzenden Gewändern, und den Carabiner in der Hand haltend, den Ihr Kaiser ihm geschenkt hatte; auf seinen Liebling Selim gestützt, trieb er uns vor sich her, wie ein Hirte seine verirrte Herde treibt.

„Mein Vater," fuhr Hayde das Haupt erhebend fort, „mein Vater war der berühmte Mann, den Europa unter dem Namen Ali Tependelini, Pascha von Janina, gekannt hat, und vor dem die Türkei zitterte."

Ohne zu wissen warum, bebte Albert, als er diese Worte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hoheit und Würde aussprechen hörte; es kam ihm vor, als strahlte etwas Düsteres, Furchtbares in den Augen des griechischen Mädchens; einer Zauberin ähnlich, welche ein Gespenst heraufbeschwört, erweckte Hayde die Erinnerung an die blutige Gestalt, die ihr gräßlicher Tod riesenhaft vor dem gleichzeitigen Europa erscheinen ließ.

„Bald hielt man an," fuhr Hayde fort, „wir waren unten an der Treppe und am Rande eines Sees. Meine Mutter drückte mich an ihre pochende Brust, und ich sah zwei Schritte hinter uns meinen Vater, der unruhig nach allen Seiten umherschaute.

„Vor uns lagen vier Marmorstufen und unten an der letzten Stufe schaukelte eine Barke.

„Von dem Orte aus, wo wir waren, sah man mitten im See eine schwarze Masse sich erheben; es war der Kiosk, nach welchem wir uns begaben. Dieser Kiosk kam mir bedeutend entfernt vor, vielleicht wegen der Dunkelheit.

„Wir stiegen in die Barke hinab. Ich erinnere mich, daß die Ruder keinen Lärmen machten, als sie das Wasser berührten; ich beugte mich, um sie zu betrachten: sie waren mit den Gürteln unserer Palikaren umwickelt.

„Außer den Ruderern waren in der Barke nur die Frauen, mein Vater, meine Mutter, Selim und ich.

„Die Palikaren waren, bereit, den Rückzug zu decken, am Rande des Sees geblieben; sie knieten auf der letzten Stufe und machten sich so für den Fall, daß sie verfolgt würden, einen Wall aus den drei andern.

„Unsere Barke ging wie der Wind.

„„Warum geht die Barke so geschwind?““ fragte ich meine Mutter.

„„„Stille, mein Kind!““ sprach sie, „„wir fliehen.““

„Ich begriff das nicht. Warum floh mein Vater? er der Allmächtige, vor dem gewöhnlich die Andern flohen, er, dessen Wahlspruch es war:

„„Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten.““

„Es war in der That eine Flucht, was mein Vater auf dem See bewerkstelligte. Man sagte mir seitdem, eines langen Dienstes müde, habe die Garnison des Schlosses von Janina . . .

Hier heftete Hayde ihren ausdrucksvollen Blick auf Monte Christo, dessen Augen die ihrigen nicht mehr verließen. Das Mädchen fuhr langsam fort, wie Jemand, der erfindet oder unterdrückt.

„Sie sagten, Signora," sprach Albert, welcher mit der größten Aufmerksamkeit dieser Erzählung zuhörte, „des langen Dienstes müde, habe die Garnison von Janina . . ."

„Mit dem Seraskier Kurschid unterhandelt, der von dem Sultan abgeschickt war, um meinen Vater festzunehmen. Damals faßte mein Vater den Entschluß, nachdem er an den Sultan einen fränkischen Officier, dem er sein ganzes Zutrauen schenkte, abgeschickt hatte, sich nach dem Asyle zurückzuziehen, das er sich seit langer Zeit bereitet, und sein Kataphygion, das heißt seinen Zufluchtsort nannte."

„Und Sie erinnern sich des Namens dieses Officiers?" fragte Albert.

Monte Christo wechselte mit dem Mädchen einen Blick rasch wie der Blitz, der von Morcerf unbemerkt blieb.

„Nein, ich entsinne mich desselben nicht," antwortete sie, „doch er wird mir vielleicht später einfallen, und ich werde ihn dann nennen."

Albert wollte den Namen seines Vaters aussprechen, als Monte Christo zum Zeichen des Stillschweigens langsam den Finger aufhob; der junge Mann erinnerte sich seines Schwures und schwieg.

„Wir schifften gegen diesen Kiosk.

„Ein mit Arabesken verziertes Erdgeschoß badete seine Terrassen im Wasser, dieses Erdgeschoß und ein erster auf den See gehender Stock war Alles, was der Palast den Augen Sichtbares bot.

„Aber unter dem Erdgeschosse war, sich in die Insel ausdehnend, ein Gewölbe, eine weite Höhle, in die man uns, meine Mutter, mich und unsere Frauen, führte, und wo einen einzigen Haufen bildend sechzig tausend Beutel und zweihundert Fässer lagen; in diesen Beuteln waren fünf und zwanzig Millionen in Gold, in diesen Fässern dreißig tausend Pfund Pulver enthalten. Bei diesen Fässern stand Selim, der von mir erwähnte Liebling meines Vaters; er wachte Tag und Nacht, mit einem Spieße in der Hand, an dessen Ende eine Lunte brannte; er hatte Befehl, auf das erste Zeichen meines Vaters Alles, Kiosk, Waffen, Pascha, Frauen und Gold, in die Luft zu sprengen.

„Ich erinnere mich, daß unsere Sklaven, welche diese furchtbare Nachbarschaft kannten, Tag und Nacht fort beteten, weinten und seufzten.

„Ich, was mich betrifft, sehe immer noch den jungen Soldaten, mit der bleichen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Auge, und wenn der Engel des Todes zu mir herabsteigt, bin ich überzeugt, daß ich Selim erkennen werde.

„Ich kann nicht sagen, wie lange wir so blieben; damals wußte ich noch nicht, was die Zeit ist; zuweilen, jedoch selten, ließ mein Vater mich und meine Mutter auf die Terrasse des Palastes rufen; dies waren die festlichen Stunden für mich, die ich in dem unterirdischen Gewölbe nur seufzende Schatten und den entflammten Spieß von Selim erblickte. Mein Vater saß vor einer großen Oeffnung, heftete einen düsteren Blick auf die Tiefen des Horizontes und befragte jeden schwarzen Punkt, der auf dem See erschien, während meine Mutter, halb neben ihm liegend, ihren Kopf auf seine Schulter stützte, und ich, zu seinen Füßen spielend, mit jenem Erstaunen der Kindheit, das die Gegenstände noch vergrößert, die Abdachungen des am Horizont sich erhebenden Pindus, die aus dem blauen Wasser des See weiß und eckig hervortretenden Schlösser von Janina und die ungeheuren, schwarzgrünen Baumgruppen betrachtete, welche wie Schlingpflanzen am Gebirge hingen und aus der Ferne wie Moose aussahen, während es in der Nähe riesige Fichten und mächtige Myrthen sind.

„Eines Morgens ließ uns mein Vater holen; meine Mutter hatte die ganze Nacht geweint; wir fanden ihn ziemlich ruhig, aber bleicher als gewöhnlich.

„„Fasse Geduld, Wasiliki,““ sagte er, „„heute wird Alles vorüber sein; heute kommt der Ferman des Herrn, und mein Schicksal ist entschieden. Bin ich völlig begnadigt, so kehren wir nach Janina zurück, ist die Nachricht schlimm, so fliehen wir in dieser Nacht.““

„„Aber wenn sie uns nicht fliehen lassen?““ entgegnete meine Mutter.

„„Oh, sei unbesorgt!““ sprach Ali lächelnd; „„Selim und sein angezündeter Spieß haften mir für sie. Es wäre ihnen lieb, wenn ich sterben müßte, doch nicht unter der Bedingung, mit mir zu sterben.““

„Meine Mutter antwortete auf diese Tröstungen,

welche nicht aus dem Herzen meines Vaters kamen, nur durch Seufzer.

„Sie bereitete ihm das Eiswasser, das er jeden Augenblick trank, denn seit dem Rückzuge nach dem Kiosk verzehrte ihn ein glühendes Fieber; sie rieb seinen weißen Bart mit wohlriechendem Oel und zündete den Schibuk an, dessen in der Luft verfliegendem Rauch seine zerstreuten Augen zuweilen ganze Stunden lang folgten.

„Plötzlich machte er eine so ungestüme Bewegung, daß ich bange bekam.

„Dann verlangte er, ohne die Augen von dem Gegenstand abzuwenden, der seine Aufmerksamkeit fesselte, ein Fernglas.

„Meine Mutter gab es ihm, weißer als die Wand, an die sie sich lehnte.

„Ich sah die Hand meines Vaters zittern.

„„Eine Barke! . . zwei! . . drei! . .““ murmelte mein Vater; „„vier! . .““

„Und er stand auf und ergriff seine Waffen und schüttete, wie ich mich genau erinnere, Pulver auf die Pfannen seiner Pistolen.

„„Wasiliki,““ sagte er mit sichtbarem Beben zu meiner Mutter, „„der Augenblick ist gekommen, der über uns entscheiden wird; in einer halben Stunde wissen wir die Antwort des Großherrn; begib Dich mit Hayde in das unterirdische Gewölbe.““

„„Ich will Euch nicht verlassen,““ entgegnete Wasiliki, „„sterbt Ihr, Herr, so will ich mit Euch sterben.““

„„Geht zu Selim,““ rief mein Vater.

„„Gott befohlen, Herr!““ murmelte meine Mutter, gehorchend und wie gelähmt beim Herannahen des Todes.

„„Führt Wasiliki weg!““ sprach mein Vater zu seinen Palikaren.

„Ich aber, die man vergaß, lief auf ihn zu und streckte meine Arme nach ihm aus; er sah mich, neigte

sich auf mich herab und drückte meine Stirne an seine Lippen.

„Oh! dieser Kuß war der letzte, und ich fühle ihn noch hier auf meiner Stirne.

„Hinabsteigend erblickten wir durch die Gitter der Terrasse die Barken, welche auf dem See immer größer wurden, und, kaum zuvor noch schwarzen Punkten ähnlich, nun bereits die Oberfläche der Wellen streifende Vögel zu sein schienen.

„Zu den Füßen meines Vaters sitzend und durch das Gebüsch verborgen, beobachteten mittlerweile zwanzig Palikaren mit blutigem Auge die Ankunft der Schiffe, und hielten ihre langen mit Perlmutter und Silber eingelegten Flinten bereit; Patronen lagen in großer Anzahl auf dem Boden zerstreut; mein Vater schaute auf seine Uhr und ging ängstlich hin und her.

„Dies fiel mir auf, als ich meinen Vater verließ, nachdem ich den letzten Kuß von ihm empfangen hatte.

„Meine Mutter und ich gingen durch das unterirdische Gewölbe; Selim war immer noch an seinem Posten; er lächelte uns traurig zu; in großen Gefahren suchen sich ergebene Herzen, und obgleich noch Kind, fühlte ich doch, daß eine große Gefahr über unseren Häuptern schwebte.“

Albert hatte oft, nicht von seinem Vater, der nie darüber sprach, sondern von Fremden die letzten Augenblicke des Wessirs von Janina erzählen hören; doch diese durch die Person und die Stimme des Mädchens lebendig gewordene Geschichte, dieser gefühlvolle Ausdruck, diese klagende Elegie durchdrangen ihn zugleich mit einem unbeschreiblichen Zauber und mit einem unaussprechlichen Schmerz.

Ganz ihren furchtbaren Erinnerungen hingegeben, hatte Haydee einen Augenblick zu sprechen aufgehört; wie eine Blume, die sich an einem Tage des Sturmes neigt, beugte sie ihre Stirne auf die Hand, und ihre im weiten Raume verlorenen Augen schienen noch am

Horizont den grünen Pindus und die blauen Wasser des Sees zu erschauen; der, ein magischer Spiegel, das düstere Gemälde, das sie entwarf, wiederstrahlte.

Monte Christo schaute sie voll Theilnahme und Mitleid an.

„Fahre fort, meine Tochter," sprach der Graf in romaischer Sprache.

Hayde erhob die Stirne, als ob sie die sonoren Worte, welche Monte Christo ausgesprochen, einem Traume entrissen hätten, und fuhr fort.

„Es war vier Uhr Abends; aber obgleich der Tag außen rein und glänzend, waren wir doch in den Schatten des unterirdischen Gewölbes versenkt.

„Ein einziger Schein glänzte in der Höhle, ähnlich einem am Grunde eines schwarzen Himmels zitternden Sterne: es war die Lunte von Selim.

„Meine Mutter war eine Christin und betete.

„Selim wiederholte von Zeit zu Zeit die geheiligten Worte: „„Gott ist groß!""

„Meine Mutter hatte jedoch noch einige Hoffnung. Hinabsteigend hatte sie den Franken zu erkennen geglaubt, den man nach Constantinopel geschickt, und in den mein Vater sein ganzes Vertrauen setzte, denn er wußte, daß die Soldaten des französischen Sultans gewöhnlich edel und hochherzig sind. Sie ging einige Schritte gegen die Treppe und horchte.

„„Sie nahen,"" sagte sie; „„wenn Sie nur den Frieden und das Leben bringen!""

„„Was befürchtest Du, Wasiliki?"" entgegnete Selim mit seiner zugleich so weichen und so stolzen Stimme; „„bringen sie uns nicht den Frieden, so geben wir ihnen den Krieg; bringen sie uns nicht das Leben, so geben wir ihnen den Tod.""

„Und er fachte die Flamme seines Spießes mit einer Geberde an, die ihm eine Aehnlichkeit mit dem Dionysos des alten Kreta verlieh.

„Aber ich, die ich noch so sehr Kind, noch so nai-

war, hatte bange vor diesem Muthe, den ich wild und unsinnig fand, und ich erschrack vor diesem furchtbaren Tode in der Luft und in den Flammen.

„Meine Mutter mußte von denselben Eindrücken ergriffen sein, denn ich fühlte ihre Hand beben.

„„Mein Gott! mein Gott! Mama,““ rief ich, „„müssen wir sterben?““

„Und bei dem Tone meiner Stimme verdoppelten sich die Thränen und die Gebete der Sklavinnen.

„„Kind,““ sprach Wasiliki zu mir, „„Gott behüte Dich, daß Du Dir je den Tod wünschest, vor dem Du heute bange hast!““

„„Selim,““ sagte sie, „„wie lautet der Befehl des Herrn?““

„„Schickt er mir seinen Dolch, so weigert sich der Sultan, ihn in Gnaden zu empfangen, und ich lege Feuer an; schickt er mir seinen Ring, so verzeiht ihm der Sultan, und ich lösche meine Flamme aus.““

„„Freund,““ versetzte meine Mutter, „„wenn der Befehl des Herrn erscheint, wenn er Dir den Dolch schickt, reichen wir Dir, statt Beide eines Todes zu sterben, der uns erschreckt, die Brust und Du tödtest uns mit diesem Dolche.““

„„Ja, Wasiliki,“ antwortete Selim ruhig.

„Plötzlich vernahmen wir ein Geschrei; wir horchten: es war ein Freudengeschrei; der Name des Franken, den man nach Constantinopel geschickt, erscholl von unsern Palikaren wiederholt; offenbar brachte er die Antwort des Großherrn, und diese Antwort lautete günstig.“

„Und Sie erinnern sich dieses Namens nicht?“ fragte Morcerf, bereit, das Gedächtniß der Erzählerin zu unterstützen.

Monte Christo machte ihr ein Zeichen.

„Ich erinnere mich desselben nicht,“ sagte Haydée.

„Der Lärmen verdoppelte sich, es erschollen immer

näher kommende Tritte: man stieg die Stufen des unterirdischen Gewölbes herab.

„Selim hielt seinen Spieß bereit.

„Bald erschien ein Schatten in der bläulichen Dämmerung, welche die durch den Eingang des unterirdischen Gewölbes eindringenden Strahlen des Tages bildeten.

„„Wer bist Du?““ rief Selim. „„Wer Du auch sein magst, thue keinen Schritt weiter.““

„„Ehre dem Sultan!““ sprach der Schatten. „„Dem Wessir Ali ist volle Begnadigung zugestanden, und man hat ihm nicht nur das Leben gesichert, sondern man gibt ihm auch sein Vermögen und seine Güter zurück.““

„Meine Mutter stieß einen Freudenschrei aus und drückte mich an ihr Herz.

„„Halt!““ sprach Selim, als er sah, daß sie forteilen wollte, „„Du weißt, daß ich den Ring haben muß.““

„„Es ist richtig,““ sagte meine Mutter, und fiel auf die Kniee, und hob mich betend zum Himmel empor.““

Und zum zweiten Male schwieg Hayde, überwältigt durch eine so mächtige Erschütterung, daß ihr der Schweiß von der bleichen Stirne floß und ihre zusammengepreßte Stimme nicht mehr durch die Kehle dringen zu können schien.

Monte Christo goß ein wenig Eiswasser in ein Glas, bot es ihr und sprach mit einer Weichheit, die jedoch nicht ganz von einem Schatten von Befehl frei war:

„Muth gefaßt, meine Tochter.“

Hayde trocknete ihre Augen und ihre Stirne und fuhr fort:

„An die Dunkelheit gewöhnt, hatten mittlerweile unsere Augen den Abgesandten des Pascha erkannt: es war ein Freund.

„Selim hatte ihn ebenfalls wahrgenommen, doch der brave junge Mann kannte nur Eines: Gehorsam.

„„In wessen Namen kommst Du?““ fragte er.

„„Ich komme im Namen Deines Herrn, Ali Tependelini.““

„„Wenn Du im Namen von Ali kommst, so weißt Du, was Du mir zu übergeben hast?““

„„Ja,““ sprach der Abgeordnete, „„ich bringe Dir seinen Ring.““

„Gleichzeitig hob er seine Hand über seinen Kopf empor; aber er stand zu weit entfernt, und es war nicht hell genug, daß Selim von seinem Posten aus den Gegenstand, den er ihm zeigte, zu unterscheiden und zu erkennen vermochte.

„„Ich weiß nicht, was Du in der Hand hältst,““ sagte Selim.

„„Nähere Dich,““ sprach der Bote, „„oder ich werde mich Dir nähern.““

„„Weder das Eine, noch das Andere,““ entgegnete der junge Soldat; „„lege auf die Stelle, wo Du bist, und unter den Lichtstrahl den Gegenstand, den Du mir zeigst, und ziehe Dich zurück, bis ich ihn gesehen habe.““

„„Es sei,““ sprach der Bote.

„Und er zog sich zurück, nachdem er das Erkennungszeichen auf die genannte Stelle gelegt hatte.

„Unser Herz schlug gewaltig, denn der Gegenstand schien uns wirklich ein Ring zu sein. Nur fragte es sich, ob es der Ring meines Vaters war.

„Beständig die angezündete Lunte in der Hand haltend, ging Selim an die Oeffnung, bückte sich unter den Lichtstrahl und hob das Zeichen auf.

„„Der Ring des Herrn,““ sprach er denselben küssend, „„es ist gut!““

„Und die Lunte auf den Boden werfend, trat er darauf und löschte sie aus.

„Der Bote stieß einen Freudenschrei aus und klatschte in die Hände. Auf dieses Zeichen liefen vier Soldaten

des Seraskier Kurschid herbei, und Selim stürzte durchbohrt von fünf Dolchstößen nieder. Jeder hatte ihm einen Stoß versetzt.

„Und trunken durch ihr Verbrechen, obgleich noch bleich vor Schrecken, stürzten sie in das Gewölbe, suchten überall, ob Feuer da wäre, und wälzten sich auf den Goldsäcken.

„Mittlerweile faßte mich meine Mutter in ihre Arme und gelangte behende und durch Krümmungen eilend, welche nur uns allein bekannt waren, zu einer Geheimtreppe des Kiosks, in welchem ein furchtbarer Aufruhr herrschte.

„Die unteren Säle waren ganz gefüllt von den Tschodoars von Kurschid, das heißt von unsern Feinden.

„In dem Augenblick, wo meine Mutter die kleine Thüre aufstoßen wollte, hörten wir furchtbar und drohend die Stimme des Pascha ertönen.

„Meine Mutter hielt ihr Auge an die Spalten der Bretter; zufällig fand sich eine Oeffnung vor dem meinigen und ich schaute.

„„Was wollt Ihr?““ sagte mein Vater zu den Leuten, welche ein Papier mit goldenen Buchstaben in der Hand hielten.

„„Was wir wollen?““ entgegnete einer derselben, „„Dir den Willen Seiner Hoheit mittheilen. Siehst Du diesen Ferman?““

„„Ich sehe ihn.““

„„So lies; er fordert Deinen Kopf.““

„Mein Vater brach in ein Gelächter aus, das furchtbarer war, als irgend eine Drohung hätte sein können, doch er hatte noch nicht zu lachen aufgehört, als bereits mit zwei Pistolenschüssen von seinen Händen zwei Männer todt niedergestreckt waren.

„Die Palikaren, welche, das Gesicht gegen die Erde, um meinen Vater lagen, erhoben sich und gaben Feuer; das Gemach füllte sich mit Geschrei, Flammen und Rauch.

„Auf der Stelle begann das Feuer von der andern Seite, und die Kugeln durchlöcherten die Bretter um uns her.

„Oh! wie er schön war, wie er groß war, der Wessir Ali Tependelini, mein Vater, mitten unter den Kugeln, den Säbel in der Faust, das Gesicht von Pulver geschwärzt! Wie seine Feinde flohen!

„„Selim! Selim!““ schrie er, „„Feuerwächter, thue Deine Pflicht!““

„„Selim ist todt,““ antwortete eine Stimme, welche aus den Tiefen des Kiosks zu kommen schien, „„und Du, mein Herr, bist verloren!““

„Gleichzeitig vernahm man einen dumpfen Ton, und der Boden flog um meinen Vater in Stücke.

„Die Tschadoars schossen durch den Boden, drei oder vier Palikaren fielen von unten herauf getroffen durch Wunden, die ihnen den ganzen Leib aufrissen.

„Mein Vater brüllte, streckte seine Finger durch die Löcher der Kugeln und riß ein ganzes Brett aus.

„In demselben Augenblick aber brachen durch diese Oeffnung zwanzig Flintenschüsse, und wie aus dem Krater eines Vulkans hervorströmend ergriff die Flamme die Tapeten und verzehrte sie.

„Mitten unter diesem furchtbaren Aufruhr, mitten unter diesem gräßlichen Geschrei, verwandelten mich zwei von den andern zu unterscheidende Schüsse, zwei herzzerreißende Schreie, welche alle andern Schreie übertönten, vor Schrecken in Eis; diese Schüsse hatten meinen Vater tödtlich getroffen, und er hatte diese zwei Schreie ausgestoßen.

„Er war indessen, an ein Fenster angeklammert, aufrecht stehen geblieben. Meine Mutter rüttelte an der Thüre, um mit ihm zu sterben, aber die Thüre war verschlossen.

„Rings um ihn her krümmten sich Palikaren im Todeskampfe zuckend; zwei oder drei, welche ohne Wun-

den oder nur leicht verwundet waren, sprangen durch die Fenster.

„Zu gleicher Zeit krachte der ganze Boden von unten zertrümmert; mein Vater fiel auf ein Knie, zwanzig Arme streckten sich, mit Säbeln, Pistolen, Dolchen bewaffnet, nach ihm aus, zwanzig Streiche trafen in derselben Sekunde einen einzigen Mann, und mein Vater verschwand in einem von diesen brüllenden Teufeln angezürdeten Feuerwirbel, als ob sich die Hölle unter seinen Füßen geöffnet hätte.

„Ich fühlte, wie ich zu Boden rollte: meine Mutter stürzte ohnmächtig nieder."

Hayde ließ, einen Seufzer ausstoßend, ihre Arme sinken und schaute den Grafen an, als wollte sie ihn fragen, ob er mit ihrem Gehorsam zufrieden wäre.

Der Graf stand auf, ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und sagte in romaischer Sprache zu ihr:

„Beruhige Dich, liebes Kind, fasse Muth und bedenke, daß es einen Gott gibt, der die Verräther bestraft."

„Das ist eine furchtbare Geschichte, Graf," sprach Albert ganz erschrocken über die Blässe von Hayde; „ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich so grausam unbescheiden gewesen bin."

„Es ist nichts," erwiederte Monte Christo; dann seine Hand auf den Kopf des Mädchens legend, fuhr er fort:

„Hayde ist eine muthige Frau; sie hat in der Erzählung ihrer Schmerzen eine Erleichterung gefunden."

„Weil mich meine Schmerzen an Deine Wohlthaten erinnern, mein Herr," versetzte rasch Hayde.

Albert schaute sie neugierig an, denn sie hatte noch nicht erzählt, was er am meisten zu wissen wünschte, nämlich, wie sie Sklavin des Grafen geworden war.

Hayde sah zugleich in den Blicken des Grafen und in denen von Albert dasselbe Verlangen ausgedrückt und fuhr fort:

„Als meine Mutter wieder zu sich kam, befanden wir uns vor dem Seraskier.

„„Tödte mich,““ sprach sie, „„aber schone die Ehre der Witwe von Ali.““

„„Du mußt Dich nicht an mich wenden,““ erwiederte Kurschid.

„„An wen denn?““

„„An Deinen neuen Herrn.““

„„Wer ist dies?““

„„Hier steht er.““

„Und Kurschid deutete auf einen von denjenigen, welche am meisten zum Tode meines Vaters beigetragen hatten,“ fuhr das Mädchen mit einem dumpfen Zorne fort.

„Ihr wurdet also das Eigenthum dieses Mannes?“ fragte Albert.

„Nein,“ antwortete Haydee; „er wagte es nicht, uns zu behalten, und verkaufte uns an Sklavenhändler, welche nach Constantinopel zogen. Wir durchreisten Griechenland und kamen sterbend an der kaiserlichen Pforte an, wo uns Neugierige bedrängten, welche einen Durchgang öffneten, als meine Mutter mit den Augen der Richtung aller Blicke folgte, einen Schrei ausstieß und mir über der Pforte ein Haupt zeigend niederstürzte.

„Ueber diesem Haupte waren die Worte angeschrieben:

„„Dieses ist der Kopf von Ali Tependelini, Pascha von Janina.““

„Weinend suchte ich meine Mutter aufzuheben: sie war todt.

„Man führte mich nach dem Bazar: ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich unterrichten, gab mir Lehren und verkaufte mich wieder an den Sultan Mahmud, als ich dreizehn Jahre alt war.“

„Von dem ich sie um den Smaragd erkaufte, der dem ähnlich war, in welchem meine Haschischkügelchen enthalten sind,“ sagte Monte Christo.

„Oh! Du bist gut! Du bist groß, mein Herr,“

sagte Hayde die Hand von Monte Christo küssend, „und ich bin sehr glücklich, daß ich Dir gehöre."

Albert war ganz betäubt von dem, was er vernommen hatte.

„Leeren Sie Ihre Tassee," sagte der Graf zu ihm; „die Geschichte ist beendigt."

Viertes Kapitel.

Man schreibt uns von Janina.

Franz verließ das Zimmer von Noirtier so schwankend und so verwirrt, daß Valentine selbst Mitleid mit ihm bekam.

Villefort, der nur einige Worte ohne Folge gesprochen hatte und in sein Cabinet entflohen war, erhielt zwei Stunden nachher folgenden Brief:

„Nach dem, was mir diesen Morgen geoffenbart worden ist, kann Herr Noirtier von Villefort nicht annehmen, es sei eine Verbindung zwischen seiner Familie und der von Herrn Franz d'Epinay möglich. Herr Franz d'Epinay denkt mit Schrecken daran, daß Herr von Villefort, der die an diesem Morgen erzählten Ereignisse zu kennen schien, ihm nicht in diesem Gedanken zuvorgekommen ist."

Wer den Staatsbeamten unter diesem Schlage hinsinken gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß er eine Ahnung davon gehabt; er dachte auch in der That nie daran, sein Vater könnte die Offenherzigkeit, oder vielmehr die Rohheit so weit treiben, daß er eine

solche Geschichte erzählen würde. Allerdings hatte sich Herr Noirtier, der sich über die Meinung seines Sohnes mit Verachtung wegsetzte, nie die Mühe genommen, die Begebenheit in den Augen seines Sohnes aufzuklären, und dieser war stets der Meinung gewesen, den General von Quesnel oder der Baron d'Epinay, je nachdem man ihn nach dem Namen, den er sich gemacht, oder nach dem, welchen man ihm gegeben, nennen will, sei ermordet und nicht auf loyale Weise im Zweikampfe getödtet worden.

Dieser so harte Brief eines bis dahin ehrfurchtsvollen jungen Mannes war tödtlich für den Stolz von Villefort.

Kaum befand er sich in seinem Cabinet, als seine Frau eintrat.

Der Abgang des von Herrn Noirtier gerufenen Franz hatte Jedermann dergestalt in Erstaunen gesetzt, daß die Lage von Frau von Villefort, welche mit dem Notar und den Zeugen allein geblieben war, jeden Augenblick peinlicher wurde. Da faßte Frau von Villefort einen Entschluß und entfernte sich mit der Bemerkung, sie würde Nachricht einziehen und wieder zurückkommen.

Herr von Villefort beschränkte sich darauf, ihr zu sagen, in Folge einer Erklärung zwischen ihm, Herrn Noirtier und Herrn d'Epinay sei die Heirath von Valentine mit Franz abgebrochen.

Es war schwierig, dies den Wartenden mitzutheilen; als Frau von Villefort zurückkehrte, sagte sie auch nur, Herr Noirtier habe am Anfang der Besprechung eine Art von Schlaganfall gehabt, und die Unterzeichnung des Vertrags werde natürlich dadurch um einige Tage verschoben.

Diese Nachricht, so falsch sie auch war, kam so sonderbar nach zwei Unglücksfällen ähnlicher Art, daß sich die Zuhörer erstaunt anschauten und entfernten, ohne ein Wort zu sagen.

Zugleich glücklich und erschrocken, umarmte Valentine den schwachen Greis, der auf diese Art mit einem Schlage die Kette zerbrochen hatte, die sie bereits für unauflöslich hielt, dankte ihm, und bat ihn sodann um Erlaubniß, sich zu ihrer Erholung in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, was ihr der Greis mit dem Auge bewilligte. Doch statt in ihre Wohnung hinauf zu gehen, eilte Valentine, sobald sie die Thüre von Herrn Noirtier wieder zugemacht hatte, durch den Gang und von da durch die kleine Thüre in den Garten. Inmitten aller der Ereignisse, welche sich auf einander gehäuft, hätte ein dumpfer Schrecken beständig ihr Herz zusammengepreßt. Jeden Augenblick erwartete sie Morrel bleich und drohend, wie den Laird von Ravenswood bei dem Vertrage von Lucie von Lammermoor, erscheinen zu sehen.

Es war in der That Zeit, daß sie zu dem Gitter kam. Vermuthend, was vorgehen würde, als er Franz mit Herrn von Villefort den Kirchhof verlassen sah, war er ihm nachgefolgt; nachdem er ihn hatte in das Haus hineingehen sehen, bemerkte er auch, daß er wieder herausging und bald mit Albert und Chateau-Renaud zurückkehrte. Es gab für ihn folglich keinen Zweifel mehr. Er warf sich in sein Gehege, bereit für jedes Ereigniß und fest überzeugt, Valentine würde bei dem ersten freien Augenblick, den sie erhaschen könnte, zu ihm eilen.

Er täuschte sich nicht; sein an die Bretter gedrücktes Auge sah wirklich das Mädchen erscheinen, welches ohne eine von den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, nach dem Gitter lief.

Mit dem ersten Blicke, den Maximilian auf sie warf, war er beruhigt; bei dem ersten Worte, das sie sprach, hüpfte er vor Freude.

„Gerettet!“ sagte Valentine.

„Gerettet!“ wiederholte Morrel, der kaum an ein solches Glück glauben konnte, „doch durch wen gerettet?“

„Durch meinen Großvater. Oh! liebe ihn sehr, Maximilian!“

Morrel schwur, den Greis von ganzer Seele zu lieben, und es kostete ihn nichts, den Schwur zu leisten, denn in diesem Augenblick begnügte er sich nicht damit, ihn wie einen Freund, oder wie einen Vater zu lieben, er betete ihn an, wie einen Gott.

„Doch wie hat sich das gemacht?“ fragte Morrel; „was für ein seltsames Mittel hat er angewendet?“

Valentine öffnete den Mund, um Alles zu erzählen; doch sie bedachte, daß im Grunde von dem Allem ein furchtbares Geheimniß lag, das nicht ihrem Großvater allein gehörte.

„Später werde ich Dir Alles erzählen,“ sagte sie.

„Wann dies?“

„Wenn ich einmal Deine Frau bin.“

Dies hieß das Gespräch auf ein Kapitel bringen, das Morrel leicht Alles verstehen ließ; er verstand sogar, daß er sich mit dem, was er wußte, begnügen sollte, und das war genug für einen Tag. Er willigte jedoch erst auf das Versprechen, Valentine am andern Abend wiederzusehen, ein, sich zu entfernen.

Valentine versprach Alles, was Morrel haben wollte. Alles hatte sich in ihren Augen geändert, und es war ihr nun natürlich minder schwer, zu glauben, sie würde Maximilian heirathen, als eine Stunde vorher, zu glauben, sie würde Franz nicht heirathen.

Frau von Villefort war mittlerweile zu Herrn Noirtier hinaufgegangen.

Noirter schaute sie mit dem strengen, düstern Auge an, mit dem er sie gewöhnlich empfing.

„Mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich brauche Ihnen nicht mitzutheilen, daß die Heirath von Valentine abgebrochen ist, denn der Bruch hat hier stattgefunden.“

Noirtier blieb unempfindlich.

„Doch, was Sie nicht wissen,“ fuhr Frau von

Villefort fort, „ist der Umstand, mein Herr, daß ich stets gegen diese Heirath gewesen bin, welche wider meinen Willen geschlossen werden sollte."

Noirtier schaute seine Schwiegertochter wie ein Mensch an, der eine Erklärung erwartet.

„Da nun diese Heirath, welche Ihnen, wie ich weiß, so sehr widerstrebte, abgebrochen ist, so komme ich, um bei Ihnen einen Schritt zu thun, den weder Herr von Villefort, noch Valentine thun können."

Die Augen von Noirtier fragten, worin dieser Schritt bestünde.

„Ich komme, um Sie zu bitten, mein Herr," fuhr Frau von Villefort fort, „denn nur ich, der nichts davon zukommen wird, bin hiezu berechtigt, ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich sage nicht Ihre Gunst, sie hat sie stets gehabt, sondern Ihr Vermögen zufließen zu lassen."

Die Augen von Noirtier blieben eine Zeit lang unschlüssig: er suchte offenbar die Beweggründe dieses Schrittes und konnte sie nicht finden.

„Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihre Absichten im Einklang mit der Bitte standen, die ich so eben an Sie gerichtet habe?" fragte Frau von Villefort.

„Ja," machte der Greis.

„Dann entferne ich mich, zugleich dankbar und glücklich," sprach Frau von Villefort, grüßte Herrn Noirtier und verließ das Zimmer.

Noirtier ließ in der That schon am andern Tag den Notar kommen: das erste Testament wurde zerrissen und ein anderes abgefaßt, in welchem er sein ganzes Vermögen Valentine unter der Bedingung vermachte, daß man sie nicht von ihm trennen würde.

Einige Personen berechneten sodann, Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Meran und wieder in die Gunst ihres Großvaters eingesetzt, hätte Fräulein von Villefort eines Tags eine Rente von dreimal hundert tausend Francs.

Während diese Heirath bei den Villefort abgebrochen wurde, hatte der Graf von Morcerf den Besuch von Monte Christo empfangen, und um Danglars seinen Eifer kundzugeben, zog jener seine große Generallieutenants-Uniform an, die er mit allen seinen Kreuzen hatte schmücken lassen, und befahl, seine besten Pferde anzuspannen.

So geschmückt, begab er sich in die Rue de la Chaussée d'Antin und ließ sich bei Danglars melden, der eben seinen Monatsabschluß berechnete.

Es war seit einiger Zeit nicht der Augenblick, in dem man den Banquier besuchen mußte, wenn man ihn in guter Laune finden wollte.

Bei dem Anblicke seines alten Freundes nahm Danglars seine majestätische Miene an und setzte sich viereckig in seinem Lehnstuhle zurecht. Sonst so steif, hatte Morcerf im Gegentheil eine lachende, freundliche Miene entlehnt; beinahe sicher, seinerEröffnung würde ein guter Empfang zu Theil werden, ging er nicht diplomatisch zu Werke, sondern sprach, mit einem Schlage zum Ziele schreitend:

„Baron, hier bin ich. Seit geraumer Zeit drehen wir uns um das, was wir früher besprochen . . .“

Morcerf erwartete, er würde bei diesen Worten das Gesicht des Banquier, dessen Verdüsterung er seinem Stillschweigen zuschrieb, aufblühen sehen, aber dieses Gesicht wurde im Gegentheil, was beinahe unglaublich war, noch viel kälter und unempfindlicher.

Deßhalb hatte Morcerf mitten in seinem Satze angehalten.

„Was haben wir besprochen, mein Herr Graf?“ fragte der Banquier, als suchte er vergebens in seinem Geiste die Erklärung dessen, was der Graf sagen wollte.

„Oh! Sie sind ein Formenmann, mein lieber Herr,“ versetzte der Graf, „und Sie erinnern mich daran, daß das Ceremoniell nach allen Gebräuchen

beobachtet werden muß. Meiner Treue! sehr gut. Verzeihen Sie mir, da ich nur einen Sohn habe, und dies das ersten Mal ist, daß ich an seine Verheirathung denke, so bin ich noch ein Lehrling hierin; wohl, ich unterwerfe mich."

Und Morcerf erhob sich mit einem gezwungenen Lächeln, machte eine tiefe Verbeugung vor Danglars und sprach zu ihm:

„Mein Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie um die Hand von Fräulein Eugenie Danglars, Ihrer Tochter, für meinen Sohn, den Vicomte Albert von Morcerf zu bitten."

Doch statt diese Worte mit einem Wohlwollen aufzunehmen, das Morcerf von ihm hoffen durfte, runzelte Danglars die Stirne, setzte sich, ohne den Grafen, welcher stehen geblieben war, zum Sitzen einzuladen, und sprach:

„Mein Herr Graf, ehe ich Ihnen antworte, muß ich überlegen."

„Ueberlegen!" entgegnete Morcerf immer mehr erstaunt, „haben Sie seit den acht Jahren, da wir zum ersten Male von dieser Heirath sprachen, nicht Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen."

„Mein Herr Graf," sagte Danglars, „es fallen alle Tage Dinge vor, welche dahin wirken, daß eine Ueberlegung, die man bereits gemacht hat, wiederholt werden muß."

„Wie so?" fragte Morcerf, „ich begreife Sie nicht, Baron."

„Ich will damit sagen, mein Herr, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände..."

„Erlauben Sie mir," versetzte Morcerf, „spielen wir Komödie?"

„Wie, Komödie?"

„Ja, wir wollen uns kategorisch erklären."

„Das kann mir nur lieb sein."

„Haben Sie Herrn von Monte Christo gesehen?"

„Ich sehe ihn sehr häufig," antwortete Danglars, seinen Jabot schüttelnd, „er gehört zu meinen Freunden."

„Wohl, bei einem seiner letzten Besuche in Ihrem Hause, sagten Sie ihm, ich scheine vergeßlich, unentschlossen, in Beziehung auf diese Heirath?"

„Das ist wahr."

„Nun! hier bin ich. Ich bin weder vergeßlich, noch unentschlossen, wie Sie sehen, denn ich komme, um Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten."

Danglars antwortete nicht.

„Haben Sie Ihre Ansichten so bald verändert?" fügte Morcerf bei, „oder haben Sie mein Gesuch nur hervorgerufen, um sich das Vergnügen zu machen, mich zu demüthigen?"

Danglars begriff, daß die Sache, wenn er das Gespräch in dem Tone, in dem er es angefangen, fortsetzen würde, eine schlimme Wendung für ihn nehmen könnte.

„Mein Herr Graf," sagte er, „Sie müssen mit vollem Rechte über meine Zurückhaltung erstaunt sein, glauben Sie mir, ich begreife dies und bin vor Allen darüber betrübt; seien Sie überzeugt, daß mir diese Zurückhaltung durch gebieterische Umstände vorgeschrieben wird."

„Das sind Worte in die Luft gesprochen, mein lieber Herr, mit denen sich der Erste der Beste begnügen könnte; doch der Graf von Morcerf ist nicht der Erste der Beste, und wenn ein Mann wie ich einen andern Mann aufsucht, ihn an ein gegebenes Wort erinnert, und dieser Mann sein Wort nicht hält, so hat er wenigstens das Recht, auf der Stelle zu verlangen, daß man ihm einen vernünftigen Grund angibt."

Danglars war feig, aber er wollte es nicht scheinen; von dem Tone von Morcerf gereizt, erwiederte er:

„Es fehlt mir auch nicht an einem vernünftigen Grunde."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich einen vernünftigen Grund habe, daß er aber schwer anzugeben ist."

„Sie fühlen jedoch, mein Herr," entgegnete Morcerf, „daß ich mich nicht mit Ihrem Verschweigen abspeisen lassen werde; Eines aber ist mir bei alle dem sehr klar, nämlich daß Sie eine Verbindung mit mir ausschlagen."

„Nein, mein Herr," sprach Danglars, „ich verschiebe nur meinen Entschluß auf Weiteres."

„Doch Sie werden wohl nicht die Anmaßung haben, zu glauben, ich unterschreibe Ihre Launen und warte ruhig und demüthig auf die Rückkehr Ihrer Gunst?"

„Wenn Sie nicht warten können, mein Herr Graf, so wollen wir unsere Pläne als nicht geschehen betrachten."

Der Graf biß sich bis auf das Blut in die Lippen, um den Ausbruch zurückzudrängen, zu dem ihn sein stolzer, reizbarer Charakter antrieb; da er jedoch begriff, die Lächerlichkeit wäre unter diesen Umständen auf seiner Seite, so ging er bereits auf die Thüre des Salon zu, besann sich aber bald wieder eines Andern und kehrte zurück.

Eine Wolke zog über seine Stirne hin, und ließ darauf, statt des beleidigten Stolzes, die Spur einer unbestimmten Unruhe.

„Mein lieber Herr Danglars," sprach er, „wir kennen uns seit langen Jahren und müssen folglich einige Schonung für einander haben. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist doch das Wenigste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereigniß mein Sohn den Verlust Ihrer guten Absichten in Beziehung auf ihn zuzuschreiben hat."

„Es betrifft den Vicomte nicht persönlich, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr," antwortete Danglars, der wieder frech wurde, seitdem er sah, daß Morcerf sich besänftigte.

„Und wen betrifft es denn persönlich?" fragte mit

bebender Stimme Morcerf, dessen Stirne sich mit Blässe bedeckte.

Danglars, dem keines dieser Symptome entging, heftete auf ihn einen sichereren Blick, als er sonst zu thun pflegte, und sprach:

„Danken Sie mir, daß ich mich nicht näher erkläre."

Ein ohne Zweifel von einem zurückgehaltenen Zorne herrührendes Nervenzittern schüttelte Morcerf, und er erwiederte mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst:

„Ich bin berechtigt, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen: haben Sie etwas gegen Frau von Morcerf? Ist mein Vermögen nicht hinreichend? Sind es meine Ansichten, welche, den Ihrigen entgegengesetzt..."

„Nichts von dem Allem, mein Herr," sagte Danglars; „ich wäre unentschuldbar, denn ich habe mich, alles dies kennend, in die Sache eingelassen. Nein, suchen Sie nicht weiter, ich bin in der That beschämt, Sie diese Gewissensprüfung machen zu lassen; glauben Sie mir, bleiben wir hiebei stehen. Nehmen wir das in der Mitte liegende Wort Aufschub, was weder ein Bruch, noch eine bestimmte Verbindlichkeit ist. Mein Gott! nichts drängt. Meine Tochter ist siebenzehn Jahre alt, Ihr Sohn einundzwanzig. Während unseres Haltes schreitet die Zeit fort, sie führt die Ereignisse herbei, die Dinge, welche noch gestern dunkel schienen, sind heute vielleicht klar; zuweilen fallen mit einem Worte, zuweilen an einem Tage die grausamsten Verleumdungen."

„Verleumdungen, haben Sie gesagt, mein Herr?" rief Morcerf leichenbleich. „Man verleumdet mich also?"

„Mein Herr Graf, wir wollen uns nicht weiter erklären, sage ich."

„Ich soll mich also ruhig dieser Weigerung unterwerfen?"

„Welche besonders für mich peinlich ist, mein Herr. Ja, peinlicher für mich, als für Sie, denn ich

rechnete auf die Ehre einer Verbindung mit Ihnen, und eine fehlgeschlagene Heirath schadet immer mehr der Braut, als dem Bräutigam."

„Es ist gut, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon," sagte Morcerf, und seine Handschuhe mit der größten Wuth zerknitternd verließ er das Zimmer.

Danglars bemerkte, daß es Morcerf nicht ein einziges Mal gewagt hatte, ihn zu fragen, ob er, Morcerf, die Ursache wäre, warum Danglars sein Wort zurücknähme.

Am Abend fand eine lange Besprechung mit mehreren Freunden statt, und Herr Cavalcanti, der sich beständig in dem Salon der Frauen aufgehalten hatte, ging zuletzt aus dem Hause des Banquier.

Als Danglars am andern Morgen erwachte, verlangte er nach den Zeitungen; man brachte sie ihm sogleich: er schob drei oder vier auf die Seite und nahm den Impartial.

Beauchamp war Redacteur dieser Zeitung.

Er brach rasch den Umschlag auf, öffnete ihn mit einer nervigen Hast, ging verächtlich über den Pariser Artikel weg und blieb, als er zu den verschiedenen Begebenheiten gelangte, mit einem lebhaften Lächeln bei einer kurzen Notiz stehen, welche mit den Worten anfing: Man schreibt uns von Janina ...

„Gut," sprach er, nachdem er gelesen hatte, „das ist ein Artikelchen über den Obersten Fernand, der mich aller Wahrscheinlichkeit nach der Mühe überheben wird, ihm Erläuterungen in Beziehung auf den Vicomte von Morcerf zu geben."

In demselben Augenblick, nämlich als es neun Uhr schlug, erschien Albert von Morcerf, schwarz gekleidet, methodisch geknöpft, der Gang bewegt, das Wort kurz, in dem Hause der Champs-Elysées.

„Der Herr Graf ist vor etwa einer halben Stunde ausgefahren," sagte der Concierge.

„Hat er Baptistin mitgenommen?" fragte Morcerf.

„Nein, mein Herr Vicomte.“

„Rufen Sie Baptistin, ich will mit ihm sprechen.“

Der Concierge holte den Kammerdiener und kam einen Augenblick nachher mit ihm zurück.

„Mein Freund,“ sagte Albert, „entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, doch ich wollte Sie selbst fragen, ob Ihr Herr wirklich ausgegangen wäre?“

„Ja, Herr Vicomte,“ antwortete Baptistin.

„Auch für mich?“

„Ich weiß, wie glücklich mein Gebieter ist, den Herrn Vicomte zu empfangen, und würde mich wohl hüten, ihn mit einer allgemeinen Maßregel zu vermengen.“

„Sie haben Recht, denn ich muß ihn in einer sehr ernsten Angelegenheit sprechen. Glauben Sie, er dürfte lange nicht zurückkehren?“

„Nein, denn er hat sein Frühstück auf zehn Uhr bestellt.“

„Gut, ich werde einen Gang auf den Champs-Elysées machen und um zehn Uhr wieder hier sein; sagen Sie dem Herrn Grafen, wenn er vor mir zurückkehrt, ich bitte ihn, mich zu erwarten.“

„Seien Sie überzeugt, mein Herr, ich werde nicht verfehlen, dies zu thun.“

Albert ließ vor der Thüre des Grafen das Cabriolet, das er gemiethet hatte, und ging zu Fuß spazieren.

Als er an der Allée des Veuves vorüber kam, glaubte er die Pferde des Grafen zu erkennen, welche vor der Thüre der Schießstätte von Gosset standen; er näherte sich, und nachdem er die Pferde erkannt, erkannte er auch den Kutscher.

„Ist der Herr Graf in der Schießstätte?“ fragte er diesen.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Kutscher.

Es hatten sich wirklich mehrere regelmäßige Schüsse

hörbar gemacht, seitdem sich Morcerf in der Gegend der Schießstätte befand.

Er trat ein.

In dem kleinen Garten stand der Aufwärter.

„Verzeihen Sie," sagte dieser, „der Herr Vicomte wird wohl die Gefälligkeit haben, einen Augenblick zu warten."

„Warum dies, Philipp?" fragte Albert, der, ein Stammgast, über dieses Hinderniß staunte, das er nicht begreifen konnte.

„Weil der Herr, der sich in diesem Augenblick übt, die Schießstätte für sich allein nimmt und nie vor irgend Jemand schießt."

„Nicht einmal vor Ihnen, Philipp?"

„Sie sehen, ich bin vor der Thüre meiner Loge."

„Wer ladet ihm seine Pistolen?"

„Sein Diener."

„Ein Nubier?"

„Ein Neger."

„So ist es."

„Sie kennen diesen Herrn?"

„Ich komme, um ihn zu holen; er ist mein Freund."

„Ah! dann ist es etwas Anderes. Ich will hineingehen und ihn benachrichtigen."

Und durch seine eigene Neugierde angetrieben, trat Philipp in die Bretterhütte.

Eine Sekunde nachher erschien Monte Christo auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie, mein lieber Graf, daß ich Sie bis hierher verfolge," sprach Albert; „doch ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß es nicht der Fehler Ihrer Leute ist, und daß ich allein indiscret bin. Ich begab mich zu Ihnen; man sagte mir, Sie wären auf einer Spazierfahrt begriffen, würden jedoch um zehn Uhr zum Frühstück zurückkehren. Ich ging, zehn Uhr abwartend, ebenfalls spazieren und erblickte hiebei Ihre Pferde und Ihren Wagen."

„Was Sie mir sagen, gewährt mir die Hoffnung, daß Sie kommen, um mit mir zu frühstücken.“

„Nein, ich danke, es handelt sich zu dieser Stunde nicht um ein Frühstück: vielleicht frühstücken wir später, doch, bei Gott! in schlechter Gesellschaft.“

„Was Teufels erzählen Sie mir da?“

„Mein Lieber, ich schlage mich heute.“

„Sie? und warum?“

„Bei Gott! um mich zu schlagen.“

„Ja, ich höre wohl; doch aus welcher Ursache? Sie begreifen, man schlägt sich nicht aller möglicher Dinge wegen.“

„Der Ehre wegen.“

„Ah! das ist ernst!“

„So ernst, daß ich komme, um Sie zu bitten, mir einen Dienst zu leisten.“

„Welchen?

„Mein Zeuge zu sein.“

„Dann ist es eine Sache von Belang; wir wollen nicht mehr hier davon sprechen, sondern nach Hause zurückkehren. Ali, gib mir Wasser.“

Der Graf schlug seine Aermel zurück und ging in das kleine Vorhaus vor der Schießstätte, wo die Schützen sich die Hände zu waschen pflegen.

„Treten Sie doch ein, Herr Vicomte,“ sagte Philipp ganz leise, „Sie werden etwas Komisches sehen.“

Morcerf trat ein. Statt der Plättchen waren Spielkarten an der Wand befestigt.

Morcerf glaubte aus der Ferne, es wäre ein völliges Spiel, denn er sah Karten vom Aß bis zum Zehner.

„Ah! Ah!“ sprach Albert, „Sie waren eben daran, Piquet zu spielen.“

„Nein,“ sagte der Graf, „ich war damit beschäftigt, ein Kartenspiel zu machen.“

„Wie dies?„

„Ja, es sind Asse und Zweier, was Sie dort sehen, nur haben meine Kugeln Dreier, Fünfer, Siebener, Achter, Neuner und Zehner daraus gemacht.“

Albert näherte sich.

Die Kugeln hatten wirklich mit vollkommen genauen Linien und in vollkommen gleichen Entfernungen die fehlenden Zeichen ersetzt und das Kartenpapier an den Stellen durchlöchert, wo es hätte bemalt sein sollen.

Als Morcerf auf die Scheibe zuging, hob er überdies noch ein paar Schwalben auf, welche die Unklugheit gehabt hatten, im Bereiche der Pistolen des Grafen vorüberzufliegen, und von diesem geschossen worden waren.

„Teufel!“ rief Morcerf.

„Was wollen Sie, lieber Vicomte?“ sagte Monte Christo, die Hände an einem von Ali herbeigebrachten Leintuche abtrocknend, „ich muß wohl meine müßigen Augenblicke ausfüllen; doch kommen Sie, wir wollen gehen.“

Beide stiegen in das Coupé von Monte Christo, das sie in wenigen Augenblicken vor die Thüre von Nro. 30 brachte.

Monte Christo führte Morcerf in sein Cabinet und bezeichnete ihm einen Stuhl. Beide setzten sich.

„Nun lassen Sie uns ruhig plaudern,“ sprach der Graf.

„Sie sehen, ich bin vollkommen ruhig.“

„Mit wem wollen Sie sich schlagen?“

„Mit Beauchamp.“

„Mit einem Ihrer Freunde?“

„Man schlägt sich stets mit Freunden.“

„Es bedarf aber wenigstens eines Grundes.“

„Ich habe einen.“

„Was hat er gethan?“

„In seiner Zeitung von gestern Abend... doch nehmen Sie, lesen Sie.“

Ali reichte Monte Christo eine Zeitung und dieser las folgende Worte:

„Man schreibt uns aus Janina:

„Eine bis jetzt unbekannte, oder doch wenigstens nicht veröffentlichte Thatsache ist uns zur Kenntniß gekommen; die Schlösser, welche die Stadt beschützen, wurden den Türken durch einen französischen Officier übergeben, in welchen Ali Tevendelini sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte: er hieß Fernand."

„Nun?" fragte Monte Christo, „was sehen Sie darin so Aergerliches für Sie?"

„Was ich darin sehe!"

„Ja. Was geht es Sie an, daß die Schlösser von Janina durch einen Officier Namens Fernand übergeben worden sind?"

„Es geht mich viel an, daß mein Vater, der Graf von Morcerf, Fernand mit seinem Taufnamen heißt."

„Und Ihr Vater diente Ali Pascha?"

„Das heißt, er kämpfte für die Unabhängigkeit der Griechen; darin liegt die Verleumdung."

„Ei! mein lieber Vicomte, lassen Sie uns vernünftig sprechen."

„Das will ich ja gerade."

„Sagen Sie mir ein wenig, wer Teufels weiß in Frankreich, daß der Officier Fernand einer und derselbe Mann ist, wie der Graf von Morcerf, und wer kümmert sich zu dieser Stunde um Janina, das 1822 oder 1823, glaube ich, genommen wurde?"

„Das ist eben die Schändlichkeit: man läßt Zeit darüber hingehen und kommt heute auf vergessene Ereignisse zurück, um einen Scandal daraus hervorgehen zu machen, der eine hohe Stellung zu trüben vermag. Ich, der Erbe des väterlichen Namens, will nicht, daß über diesem Namen auch nur der Schatten eines Zweifels schwebt. Ich werde zu Beauchamp, dessen Zeitung diese Note veröffentlicht hat, zwei Zeugen schicken, und er wird sie widerrufen."

„Beauchamp wird nichts widerrufen.“

„Dann schlagen wir uns.“

„Nein, Sie werden sich nicht schlagen, denn er wird Ihnen antworten, es habe in der griechischen Armee vielleicht fünfzig Officiere Namens Fernand gegeben.“

„Wir werden uns troß dieser Antwort schlagen. Oh! es ist mein unabänderlicher Wille, daß dieses verschwinde... Mein Vater, ein so edler Soldat, eine so erhabene Laufbahn...“

„Oder er wird in seine Zeitung einrücken: wir müssen aus Gründen glauben, daß dieser Fernand mit dem Herrn Grafen von Morcerf, dessen Taufname ebenfalls Fernand ist, nichts gemein hat.“

„Ich muß einen vollständigen, unbeschränkten Widerruf haben, und werde mich nicht hiemit begnügen.“

„Sie schicken ihm also Zeugen?“

„Ja.“

„Sie haben Unrecht.“

„Das heißt, Sie verweigern mir den Dienst, den ich von Ihnen verlange?“

„Ah! Sie kennen meine Theorie in Beziehung auf das Duell; ich habe Ihnen, wie Sie sich vielleicht erinnern, mein Glaubensbekenntniß hierüber in Rom abgelegt.“

„Und dennoch, mein lieber Graf, habe ich Sie diesen Morgen, so eben, bei einer Beschäftigung gefunden, welche wenig mit dieser Theorie im Einklange steht.“

„Mein lieber Freund, Sie begreifen, man muß nie ausschließend sein. Wenn man mit den Narren lebt, so muß man seine Wahnsinnslehre durchmachen; jeden Augenblick kann irgend ein verbranntes Gehirn, das nicht mehr Ursache hat, mit mir Streit zu suchen, als Sie bei Beauchamp, wegen der ersten der besten Erbärmlichkeit zu mir kommen, oder mir Zeugen schicken,

oder mich an einem öffentlichen Orte beleidigen: nun wohl! dieses verbrannte Gehirn muß ich tödten."

„Sie geben also zu, daß Sie sich selbst schlagen würden?"

„Bei Gott! ganz gewiß."

„Warum soll ich mich dann nicht schlagen?"

„Ich sage durchaus nicht, Sie sollen sich nicht schlagen, ich sage nur, das Duell sei eine ernste Sache, die man überlegen müsse."

„Hat er es überlegt, als er meinen Vater beschimpfte?"

„Wenn er es nicht überlegt hat und dies Ihnen zugesteht, so müssen Sie ihm nicht grollen."

„Oh! mein lieber Graf, Sie sind viel zu nachsichtig!"

„Und Sie viel zu streng. Sehen Sie, ich setze voraus ... hören Sie wohl; ich setze voraus ... Aergern Sie sich nicht über das, was ich Ihnen sagen werde."

„Ich höre."

„Ich setze voraus, die angegebene Sache sei wahr."

„Ein Sohn darf eine solche Voraussetzung über die Ehre seines Vaters nicht zugeben."

„Ei, mein Gott! wir leben in einer Zeit, wo man so viele Dinge zugibt."

„Das ist gerade die Schmach dieser Zeit."

„Haben Sie vielleicht die Anmaßung, sie reformiren zu wollen?"

„Ja, in Beziehung auf das, was mich betrifft."

„Mein Gott, welch ein Rigorist sind Sie doch, lieber Freund!"

„So bin ich nun einmal."

„Sind Sie unzugänglich für gute Rathschläge?"

„Nein, wenn Sie von einem Freunde kommen."

„Halten Sie mich für Ihren Freund?"

„Ja."

„Nun wohl, so erkundigen Sie sich, ehe Sie Ihre Zeugen zu Beauchamp schicken.“

„Bei wem?“

„Bei Haydе zum Beispiel.“

„Warum eine Frau in diese ganze Geschichte mischen? Was kann sie dabei thun?“

„Ihnen erklären, daß Ihr Vater keinen Antheil an der Niederlage oder an dem Tode des ihrigen hat, oder Ihnen über diesen Gegenstand Licht geben. Hätte Ihr Vater zufälliger Weise das Unglück gehabt . . .“

„Ich sagte Ihnen bereits, mein lieber Graf, ich könnte eine solche Voraussetzung nicht zugeben.“

„Sie schlagen dieses Mittel also aus?“

„Ich schlage es aus.“

„Ganz und gar?“

„Ganz und gar.“

„Dann einen letzten Rath.“

„Es sei! doch den letzten.“

„Wollen Sie ihn nicht?“

„Im Gegentheil, ich bitte Sie darum.“

„Schicken Sie keine Zeugen zu Beauchamp.“

„Erklären Sie sich.“

„Allerdings; wenn Beauchamp geneigt ist, zu widerrufen, so muß man ihm das Verdienst des guten Willens lassen, und der Widerruf wird darum nicht minder gemacht sein. Weigert er sich im Gegentheil, so ist es immer noch Zeit, zwei Fremde in das Geheimniß zu ziehen.“

„Es werden keine zwei Fremde, sondern zwei Freunde sein.“

„Die Freunde von heute sind die Feinde von morgen!“

„Ah! zum Beispiel?“

„Beauchamp zum Beispiel.“

„Also . . .“

„Also empfehle ich Ihnen Klugheit.“

„Sie glauben somit, ich sollte Beauchamp selbst aufsuchen?“

„Ja.“

„Allein?“

„Allein. Wenn man etwas von der Eitelkeit eines Menschen erhalten will, so muß man diese Eitelkeit bis zum Scheine eines Zwanges schonen.“

„Ich glaube, Sie haben Recht.“

„Ah, das ist ein Glück!“

„Ich werde allein gehen.“

„Gehen Sie; doch Sie würden am Ende besser daran thun, gar nicht zu gehen.“

„Das ist unmöglich.“

„Machen Sie es also auf diese Art; dies wird immerhin besser sein, als das, was Sie thun wollten.“

„Doch lassen Sie hören: wenn trotz meiner Vorsichtsmaßregeln, trotz meines Verfahrens ein Duell entsteht, werden Sie mir als Zeuge dienen?“

„Nein, lieber Vicomte,“ entgegnete Monte Christo, „Sie konnten sehen, daß ich geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit stets Ihnen zu Diensten bereitwillig und ergeben war; doch der Dienst, den Sie heute von mir verlangen, liegt außerhalb des Kreises von denjenigen, welchen ich Ihnen zu leisten im Stande bin.“

„Warum?“

„Sie werden es vielleicht eines Tages erfahren.“

„Doch mittlerweile?“

„Bitte ich Sie um Nachsicht für ein Geheimniß.“

„Es ist gut. Ich nehme Franz und Chateau-Renaud.“

„Nehmen Sie Franz und Chateau-Renaud, das wird vortrefflich sein.“

„Doch wenn ich mich schlage, geben Sie mir wenigstens eine Lection im Degen oder in der Pistole.“

„Nein, das ist abermals unmöglich.“

„Sonderbarer Mann! Sie wollen sich also in nichts mischen?“

„Durchaus in nichts.“

„So sprechen wir nicht mehr davon. Gott befohlen, Graf.“

„Gott befohlen, Vicomte.“

Morcerf nahm seinen Hut und ging.

Vor der Thüre fand er sein Cabriolet, und seinen Zorn so gut als möglich bewältigend, ließ er sich zu Beauchamp führen; Beauchamp war in seinem Zeitungsbureau.

Albert fuhr eben dahin.

Beauchamp saß in einem düsteren, bestaubten Bureau, wie es im Grunde alle Zeitungsbureaux sind.

Man meldete ihm Albert von Morcerf.

Er ließ sich die Meldung zweimal wiederholen; dann rief er, obgleich immer noch schlecht überzeugt: „Herein!“

Albert erschien.

Beauchamp stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus, als er seinen Freund über die Papierstöße steigen und mit schlecht geübtem Fuße auf die Zeitungen von allen Größen treten sah, welche nicht nur auf dem Parquet, sondern auch auf dem roth angestrichenen Boden seines Bureau zerstreut umher lagen.

„Hierdurch, hierdurch, mein lieber Albert!“ sagte er, dem jungen Manne die Hand reichend; „was Teufels bringt Sie zu mir? Haben Sie sich verirrt wie der kleine Däumling, oder wollen Sie ganz einfach mit mir frühstücken? Suchen Sie einen Stuhl zu bekommen; halt, dort, neben dem Geranium, das mich allein hier daran erinnert, daß es auf der Welt Blätter gibt, welche keine Papierblätter sind.“

„Beauchamp,“ erwiederte Albert, „ich komme, um über Ihr Journal mit Ihnen zu sprechen.“

„Sie, Morcerf? Was wünschen Sie?“

„Ich verlange eine Berichtigung.“

„Sie, eine Berichtigung! Worüber, Albert? Aber setzen Sie sich doch.“

„Ich danke," erwiederte Albert zum zweiten Male mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

„Erklären Sie sich."

„Eine Berichtigung über eine Thatsache, welche die Ehre eines Mitglieds meiner Familie angreift."

„Gehen Sie doch!" rief Beauchamp erstaunt; „was für eine Thatsache? Das kann nicht sein."

„Die Thatsache, welche man Ihnen von Janina mitgetheilt hat."

„Von Janina?"

„Ja, von Janina. Wahrlich, Sie sehen aus, als ob Sie nicht wüßten, was mich hierher führt."

„Bei meiner Ehre!... Baptiste, eine Zeitung von gestern!" rief Beauchamp.

„Es ist nicht nöthig, ich bringe Ihnen die meinige."

Beauchamp las unvernehmlich:

„Man schreibt uns von Janina, u. s. w."

„Sie begreifen, die Sache ist ernster Natur," sprach Morcerf, als Beauchamp geendigt hatte.

„Dieser Officier ist also Ihr Verwandter?" fragte der Journalist.

„Ja," antwortete Albert erröthend.

„Nun, was soll ich thun, um Ihnen angenehm zu sein?" sagte Beauchamp mit weichem, freundlichem Tone.

„Es wäre mir sehr lieb, Beauchamp, wenn Sie diese Sache widerrufen würden."

Beauchamp schaute Albert mit einer Aufmerksamkeit an, welche offenbar viel Wohlwollen bezeichnete, und erwiederte sodann:

„Hören Sie, das wird uns Anlaß zu einem langen Gespräche geben, denn es ist immer etwas Ernstes um einen Widerruf. Setzen Sie sich, ich will diese paar Zeilen noch einmal lesen."

Albert setzte sich, und Beauchamp las die von seinem Freunde angeschuldigten Zeilen noch aufmerksamer, als das erste Mal.

„Nun, Sie sehen," sprach Albert mit Festigkeit, ja

sogar mit Härte, „Sie sehen, man hat in Ihrer Zeitung ein Mitglied meiner Familie beleidigt, und ich will einen Widerruf."

„Sie . . . wollen . . ."

„Ja, ich will."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie durchaus nicht parlamentarisch sind, mein lieber Vicomte."

„Ich will es nicht sein," erwiederte der junge Mann aufstehend; „ich verfolge den Widerruf einer Sache, die Sie gestern veröffentlicht haben, und ich werde ihn erhalten. Sie sind mein Freund," fuhr Albert mit gepreßten Lippen fort, als er sah, daß Beauchamp seinerseits das Haupt verächtlich zu erheben anfing, „Sie sind mein Freund, und als solcher kennen Sie mich hoffentlich hinreichend, um meine Hartnäckigkeit unter solchen Umständen zu begreifen."

„Bin ich Ihr Freund, Morcerf, so werden Sie durch Worte, wie ich sie so eben gehört, am Ende machen, daß ich es vergesse . . . Doch ärgern wir uns nicht, oder wenigstens noch nicht... Sie sind unruhig, gereizt, aufgebracht... Sprechen Sie, wer ist der Verwandte, den man Fernand nennt?"

„Es ist ganz einfach mein Vater, Herr Fernand Mondego, Graf von Morcerf, ein alter Militär, der zwanzig Schlachten gesehen, und dessen edle Narben man nun gern mit dem aus einer Gosse gesammelten Kothe bedecken möchte."

„Ihr Vater!" rief Beauchamp, „dann ist es etwas Anderes; ich begreife Ihre Entrüstung, mein lieber Albert... Lesen wir abermals..."

Und er las die Note auf jedes Wort einen Nachdruck legend.

„Aber wo sehen Sie, daß der Fernand dieser Zeitung Ihr Vater ist?" fragte Beauchamp.

„Nirgends, ich weiß es wohl, aber Andere werden es sehen. Deshalb will ich, daß die Sache widerrufen wird."

Bei den Worten will ich schlug Beauchamp die Augen zu Morcerf auf, senkte sie aber sogleich wieder und blieb einige Sekunden nachdenkend.

„Nicht wahr, Sie werden diese Note widerrufen," wiederholte Morcerf mit wachsendem, jedoch zusammengedrängtem Zorn.

„Ja," sprach Beauchamp.

„Dann ist es gut!" rief Albert.

„Doch erst, wenn ich mich überzeugt habe, daß die Angabe falsch ist."

„Wie!"

„Ja, die Sache verdient wohl, aufgeklärt zu werden, und ich werde sie aufklären."

„Aber was finden Sie denn daran aufzuklären?" versetzte Albert ganz außer sich. „Wenn Sie nicht glauben, daß es mein Vater ist, so sagen Sie es auf der Stelle; glauben Sie, daß er es ist, so geben Sie mir Rechenschaft von dieser Meinung."

Beauchamp schaute Albert mit jenem ihm eigenthümlichen Lächeln an, das die Nuance aller Leidenschaften auszudrücken vermochte.

„Mein Herr," erwiederte er, „wenn Sie gekommen sind, um Rechenschaft von mir zu verlangen, so hätten Sie nicht von Freundschaft und anderen müßigen Dingen sprechen sollen, wie ich sie seit einer halben Stunde anzuhören die Geduld habe. Beliebt es Ihnen nunmehr auf diesem Terrain mit mir fortzuschreiten?"

„Ja, wenn Sie die heillose Verleumdung nicht widerrufen!"

„Einen Augenblick Geduld, keine Drohungen, wenn es gefällig ist, Herr Fernand Mondego, Vicomte von Morcerf, ich dulde sie nicht von meinen Feinden, und noch viel weniger von meinen Freunden. Sie wollen also, daß ich die Behauptung über den General Fernand, an der ich bei meinen Ehrenworte keinen Antheil genommen habe, widerrufe?"

„Ja, ich will es!" sprach Albert, dessen Kopf sich zu verwirren anfing.

„Sonst werden wir uns schlagen?" fuhr Beauchamp mit derselben Ruhe fort.

„Ja," erwiederte Albert, die Stimme erhebend.

„Wohl! hören Sie meine Antwort, mein lieber Herr: diese Behauptung ist nicht von mir eingerückt worden, ich kannte sie nicht; doch Sie haben durch Ihren Schritt meine Aufmerksamkeit auf die Thatsache gelenkt und sie klammert sich daran an; die Sache wird also bestehen, bis sie irgend Jemand mit Fug und Recht widerlegt oder bestätigt hat."

„Mein Herr," sprach Albert aufstehend, „ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Zeugen zu schicken; Sie werden sich mit Ihnen über den Ort und die Waffen besprechen."

„Sehr gut, mein lieber Herr!"

„Und diesen Abend, wenn es Ihnen beliebt, oder morgen spätestens treffen wir uns."

„Nein! nein! ich werde mich auf dem Platze einfinden, wann es sein muß, doch meiner Ansicht nach (ich bin berechtigt, sie auszusprechen, weil ich die Ausforderung erhalten habe), doch meiner Ansicht nach, sage ich, ist die Stunde noch nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie sehr gut den Degen handhaben, ich verstehe ziemlich gut damit umzugehen; ich weiß, daß Sie unter sechsmal dreimal in das Schwarze treffen, das ist ungefähr auch meine Stärke; ich weiß, daß ein Duell unter uns ein ernstes Duell sein wird, weil Sie muthig sind . . . und ich es auch bin. Ich will mich also nicht der Gefahr aussetzen, Sie zu tödten oder von Ihnen ohne Ursache getödtet zu werden. Ich will ebenfalls die Frage stellen, und zwar auf eine kategorische Weise:

„Liegt Ihnen so viel an diesem Widerruf, daß Sie mich tödten werden, wenn ich ihn nicht thue, obgleich ich Ihnen gesagt habe, obgleich ich wiederhole, obgleich ich Sie auf mein Ehrenwort versichere, daß ich nichts

von der Sache wußte, obgleich ich Ihnen endlich erkläre, daß es jedem Andern als einem Don Japhet, wie Sie, unmöglich ist, den Herrn Grafen von Morcerf unter dem Namen Fernand zu errathen?"

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe."

„Wohl, mein lieber Herr, ich willige ein, mich mit Ihnen zu schlagen, doch ich verlange drei Wochen hiezu; in drei Wochen kommen wir zusammen, und ich sage Ihnen: Ja, die Behauptung ist falsch und ich widerrufe sie, oder: Ja, die Sache ist wahr, und ich ziehe nach Ihrer Wahl den Degen aus der Scheide, oder ich nehme die Pistolen aus dem Kasten."

„Drei Wochen," rief Albert, „drei Wochen sind drei Jahrhunderte, während deren ich entehrt bin!"

„Wären Sie mein Freund geblieben, so hätte ich gesagt: Geduld, Freund; Sie haben sich zu meinem Feinde gemacht, und ich sage Ihnen: Was ist mir daran gelegen, mein Herr!"

„Wohl, es sei, in drei Wochen!" rief Morcerf. „Doch bedenken Sie, in drei Wochen kann Sie weder ein Aufschub, noch eine Ausflucht mehr frei machen. . ."

„Herr Albert von Morcerf," sagte Beauchamp ebenfalls aufstehend, „ich kann Sie erst in drei Wochen, das heißt in ein und zwanzig Tagen, zum Fenster hinauswerfen, und Sie sind erst zu dieser Zeit berechtigt, mir den Kopf zu spalten. Wir haben heute den 29. August, am 21. September also. Bis dahin, glauben Sie mir, ich gebe Ihnen den Rath eines Ehrenmannes, bis dahin ersparen wir uns alles Gebelle zweier in einer Entfernung von einander an der Kette liegender Docken."

Hiernach grüßte Beauchamp den jungen Mann mit ernster Miene und ging in seine Druckerei.

Albert rächte sich an einem Haufen Zeitungen, die er mit großen Schlägen seines Spazierstockes zerstreute, und entfernte sich sodann, jedoch nicht, ohne sich wiederholt nach der Thüre der Druckerei umzuwenden.

Während Albert das Vordertheil seines Cabriolet peitschte, wie er die unschuldigen geschwärzten Papiere gepeitscht hatte, welche eben so wenig für seinen Zorn verantwortlich waren, erblickte er über das Boulevard fahrend Morrel, der, die Nase im Winde, mit regem Auge und losen Armen, von der Porte-Saint-Martin herkommend und in der Richtung der Madeleine fortschreitend, an den chinesischen Bädern vorüberging.

„Ah!“ sagte er seufzend, „das ist ein glücklicher Mensch.“

Zufällig täuschte er sich nicht.

Fünftes Kapitel.

Die Limonade.

Morrel war wirklich sehr glücklich.

Herr Noirtier hatte nach ihm geschickt, und es drängte ihn so sehr, die Ursache hievon zu erfahren, daß er nicht einmal ein Cabriolet nahm, denn er traute viel mehr seinen zwei Beinen, als den vier Beinen eines Fiacrepferdes; er war also in größter Eile von der Rue Meslay weggelaufen, und begab sich nach dem Faubourg Saint-Honoré.

Morrel marschirte im gymnastischen Schritte, und der arme Barrois folgte ihm so gut er konnte. Morrel war einunddreißig Jahre alt, Barrois sechzig; Morrel war liebestrunken, Barrois durch die große Hitze angegriffen. So durch die Interessen und das Alter getheilt, glichen diese zwei Männer zwei Linien, welche ein

Dreieck bildet: durch die Base von einander entfernt, liefen sie in der Spitze zusammen.

Die Spitze war Herr Noirtier, der nach Morrel geschickt und ihm Eile empfohlen hatte, eine Empfehlung, welche Morrel zur großen Verzweiflung von Barrois buchstäblich befolgte.

Als Morrel an Ort und Stelle kam, war er nicht einmal athemlos; aber seit langer Zeit nicht mehr verliebt, schwamm Barrois in seinem Schweiße.

Der alte Diener ließ Morrel durch die besondere Thüre eintreten, schloß die Thüre des Cabinets, und bald kündigte ein Streifen des Kleides auf dem Boden den Besuch von Valentine an.

Valentine war in in ihren Trauergewändern zum Entzücken schön.

Der Traum wurde so süß für Morrel, daß er beinahe auf eine Unterredung mit Noirtier Verzicht geleistet, oder diese vergessen hätte; doch der Lehnstuhl des Greises rollte bald auf dem Boden, und er erschien.

Noirtier nahm wohlwollend die Danksagungen auf, mit denen ihn Morrel für die wunderbare Vermittelung überhäufte, die ihn und Valentine vor der Verzweiflung gerettet hatte. Dann hieß der Blick von Morrel Valentine, welche, schüchtern und fern von Morrel sitzend, darauf wartete, daß man sie zum Reden zwingen würde, sich über die neue Gunst, die man ihm bewilligt, aussprechen.

Noirtier schaute sie ebenfalls an.

„Ich soll also sagen, womit Sie mich beauftragt haben?“ fragte sie.

„Ja,“ machte Noirtier.

„Herr Morrel,“ sprach Valentine zu dem jungen Mann, der sie mit den Augen verschlang, „mein guter Papa Noirtier hatte Ihnen tausend Dinge zu sagen, die er seit drei Tagen mir mitgetheilt hat; heute läßt er Sie rufen, damit ich Ihnen dieselben wiederhole; ich werde Ihnen diese Dinge, ohne ein Wort an seinen

Absichten zu verändern, wiederholen, da er mich zu seiner Dolmetscherin gewählt hat."

„Oh! ich höre mit der größten Ungeduld," antwortete der junge Mann, „sprechen Sie, mein Fräulein, sprechen Sie."

Valentine schlug die Augen nieder, es war dies ein Vorzeichen, das Morrel süß dünkte. Valentine war nur im Glücke schwach.

„Mein Großvater will dieses Haus verlassen," sagte sie, „Barrois ist bemüht, ihm eine anständige Wohnung zu verschaffen."

„Doch Sie, mein Fräulein," entgegnete Morrel, „Sie, die Sie Herrn Noirtier so süß und so theuer sind?"

„Ich," sprach das Mädchen, „ich werde meinen Großvater nicht verlassen, das ist eine zwischen ihm und mir abgemachte Sache. Meine Wohnung wird bei der seinigen sein. Entweder erhalte ich die Einwilligung von Herrn von Villefort, meinen Aufenthalt bei Papa Noirtier zu nehmen, oder man verweigert es mir: im ersten Falle gehe ich schon jetzt, im zweiten warte ich meine Volljährigkeit ab, welche in zehn Monaten eintritt. Dann bin ich frei, dann besitze ich ein unabhängiges Vermögen, und..."

„Und?..." fragte Morrel.

„Und mit der Genehmigung meines guten Papa halte ich das Versprechen, das ich Ihnen geleistet habe."

Valentine sagte die letzten Worte so leise, daß Morrel, ohne das Interesse, welches er hatte, sie zu verschlingen, nicht im Stande gewesen wäre, dieselben zu hören.

„Habe ich nicht Ihren Gedanken ausgedrückt, guter Papa?" fügte Valentine, sich an den Greis wendend bei.

„Ja," machte der Greis.

„Bin ich einmal bei meinem Großvater, so wird Herr Morrel mich in Gegenwart dieses guten und würdigen Beschützers sehen können," sprach Valentine; „wenn das Band, das unsere, vielleicht launenhaften

oder unwissenden, Herzen zu bilden begonnen haben, uns nach unserer Erfahrung (ach! man sagt, durch Hindernisse entflammte Herzen erkalten in der Sicherheit!), uns nach unserer Erfahrung Garantien für unser zukünftiges Glück bietet, dann kann mich Herr Morrel von mir verlangen... ich erwarte ihn."

„Oh!" rief Morrel, versucht vor dem Greise wie vor einem Gott, vor Valentine wie vor einem Engel niederzuknieen; „oh! was habe ich denn in meinem Leben Gutes gethan, um so viel Glück zu verdienen."

„Bis dahin," fuhr das Mädchen mit seiner reinen, ernsten Stimme fort, „bis dahin werden wir die Schicklichkeit, den Willen unserer Eltern achten, insofern dieser Wille nicht dahin strebt, uns für immer zu trennen; mit einem Worte und ich wiederhole dieses Wort, weil es Alles sagt, wir werden warten."

„Und die Opfer, welche dieses Wort auferlegt, mein Fräulein, ich schwöre Ihnen, sie zu erfüllen, nicht mit Resignation, sondern mit dem Gefühle des Glückes."

„Also keine Unklugheiten mehr," sprach Valentine, mit einem für das Herz von Maximilian süßen Blicke, „gefährden Sie nicht diejenige, mein Freund, welche sich von heute an als bestimmt, rein und würdig Ihren Namen zu tragen, betrachtet."

Morrel legte seine Hand auf sein Herz.

Noirtier schaute Beide voll Zärtlichkeit an. Barrois, der im Hintergrunde geblieben war, wie ein Mensch, dem man nichts zu verbergen hat, lächelte große Schweißtropfen abtrocknend, welche von seiner kahlen Stirne fielen.

„Oh mein Gott! wie heiß der gute Barrois hat!" rief Valentine.

„Ah! das kommt davon her, daß ich stark gelaufen bin, mein Fräulein," erwiederte Barrois; „doch Herr Morrel, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, lief noch schneller als ich."

Noirtier bezeichnete mit dem Auge eine Platte,

worauf eine Flasche mit Limonade und ein Glas standen. Was in der Flasche fehlte, war eine halbe Stunde vorher von Noirtier getrunken worden.

„Nimm, guter Barrois," sprach das Mädchen, „nimm, denn ich sehe, daß Deine Augen gierig nach dieser Flasche zielen."

„Ich sterbe allerdings vor Durst," sprach Barrois, „und würde sehr gern ein Glas Limonade auf Ihre Gesundheit trinken."

„Trink' also," versetzte Valentine, „und komm in einem Augenblick wieder."

Barrois trug die Platte fort, und kaum war er im Gange, so sah man ihn durch die Thüre, die er zu schließen vergessen hatte, das Haupt rückwärts neigen und das Glas, welches ihm Valentine gefüllt, leeren.

Valentine und Morrel nahmen in Gegenwart von Noirtier von einander Abschied, als man die Glocke auf der Treppe von Villefort ertönen hörte.

Valentine schaute nach der Pendeluhr.

„Es ist Mittag," sagte sie, „heute ist Samstag, guter Papa, ohne Zweifel kommt der Doctor."

Noirtier bedeutete durch ein Zeichen, er müßte es wirklich sein.

„Er wird hieher kommen, und Herr Morrel muß gehen, nicht wahr, guter Papa?"

„Ja," antwortete der Greis.

„Barrois!" rief Valentine, „Barrois komm!"

Man hörte die Stimme des alten Dieners antworten:

„Ich komme, mein Fräulein."

„Barrois wird Sie bis zur Thüre zurückführen," sagte Valentine zu Morrel; „und nun erinnern Sie sich, mein Herr Officier, daß mein guter Papa Ihnen einschärft, Sie mögen keinen Schritt wagen, der unser Glück gefährden könnte."

„Ich habe versprochen, zu warten," sagte Morrel, „und ich werde warten."

In diesem Augenblick trat Barrois ein.

„Wer hat geläutet?“ fragte Valentine.

„Der Herr Doctor d'Avrigny,“ erwiederte Barrois, auf seinen Beinen wankend.

„Nun, was hast Du denn, Barrois?“ fragte Valentine.

Der Greis antwortete nicht, er schaute nur seinen Herrn mit irren Augen an, während er mit seiner krampfhaft zusammengezogenen Hand eine Stütze suchte, um sich aufrecht halten zu können.

„Er wird fallen,“ rief Morrel.

Das Zittern von Barrois vermehrte sich wirklich stufenweise; durch die krampfhaften Bewegungen der Gesichtsmuskeln verstört, offenbarten seine Züge einen sehr heftigen nervösen Anfall.

Als Noirtier Barrois so erschüttert sah, vermehrte er seine Blicke, in denen sich klar und verständlich alle Regungen ausdrückten, die in dem Herzen des Mannes vorgingen.

Barrois machte einige Schritte gegen seinen Herrn.

„Ah! mein Gott! was habe ich denn?“ sagte er. „Ich leide ... ich sehe nicht mehr ... Tausend feurige Punkte durchkreuzen meinen Schädel. Oh! berühren Sie mich nicht, berühren Sie mich nicht!“

Die Augen wurden wirklich stier und hervorspringend, und der Kopf fiel zurück, während der untere Theil des Körpers erstarrte.

Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus. Morrel faßte sie in seine Arme, als wollte er sie gegen eine unbekannte Gefahr beschützen.

„Herr d'Avrigny! Herr d'Avrigny!“ rief Valentine mit erstickter Stimme, „herbei! zu Hülfe!“

Barrois drehte sich gleichsam auf sich selbst, machte drei Schritte rückwärts, stolperte, fiel zu den Füßen von Noirtier nieder, stützte seine Hand auf dessen Knie und rief:

„Mein Herr! mein guter Herr!“



In diesem Augenblick erschien Herr von Villefort, durch das Geschrei herbeigezogen, auf der Schwelle.

Morrel ließ die halb ohnmächtige Valentine los, warf sich zurück, drückte sich in die Ecke des Zimmers, und verschwand beinahe hinter einem Vorhang.

Noirtier kochte in seinem Innern vor Ungeduld und Schrecken, seine Seele flog dem armen Greise zu Hülfe, der mehr sein Freund, als sein Diener war. Man sah den furchtbaren Kampf des Lebens und des Todes auf seiner Stirne durch das Anschwellen der Adern und durch das Zusammenziehen einiger, um seine Augen her lebendig gebliebener, Muskeln hervortreten.

Das Gesicht heftig bewegt, die Augen mit Blut unterlaufen, den Hals zurückgeworfen, lag Barrois, mit den Händen auf den Boden schlagend, vor Noirtier, während seine steif gewordenen Beine eher brechen zu müssen, als sich zu biegen schienen.

Ein leichter Schaum stieg auf seine Lippen, und er athmete schmerzhaft.

Erstaunt verweilte Villefort einige Secunden die Augen auf dieses Gemälde geheftet, welches bei seinem Eintritt in das Zimmer seine Blicke fesselte.

Er hatte Morrel nicht wahrgenommen.

Nach einer kurzen, stummen Betrachtung, während welcher man sein Gesicht erbleichen und seine Haare auf dem Haupte sich sträuben sehen konnte, stürzte er nach der Thüre und rief:

„Doctor! Doctor! kommen Sie, kommen Sie!“

„Madame! Madame!“ rief Valentine zu ihrer Stiefmutter eilend, und sich an den Wänden der Treppe stoßend, „kommen Sie! kommen Sie geschwinde, und bringen Sie Ihren Flacon!“

„Was gibt es denn?“ fragte die metallartig klingende Stimme von Frau von Villefort.

„Oh! kommen Sie, kommen Sie!“

„Aber wo ist denn der Doctor?“ rief Villefort; „wo ist er?“

Frau von Villefort stieg langsam die Treppe herab; man hörte die Bretter unter ihren Füßen krachen. In einer Hand hielt sie ein Sacktuch, mit welchem sie sich das Gesicht abtrocknete, in der andern einen Flacon mit englischem Salz.

Ihr erster Blick, als sie zu der Thüre kam, war auf Noirtier gerichtet, dessen Gesicht, abgesehen von einer unter solchen Umständen natürlichen Aufregung, eine vollkommene Gesundheit andeutete; ihr zweiter Blick traf den Sterbenden.

Sie erbleichte, und ihr Auge sprang so zu sagen von dem Diener auf den Herrn zurück.

„Aber in des Himmels Namen, Madame! wo ist der Doctor?" fragte Villefort; „er ging zu Ihnen hinein. Sie sehen, es ist ein Schlaganfall, mit einem Aderlaß kann man ihn retten."

„Hat er vor kurzem gegessen?" sagte Frau von Villefort, der Frage ihres Gatten ausweichend.

„Madame," antwortete Valentine, „er hat nicht gefrühstückt, doch er ist diesen Morgen stark gelaufen, um einen Auftrag zu besorgen, den ihm der gute Papa gegeben hatte. Bei seiner Rückkehr trank er ein Glas Limonade."

„Ah!" rief Frau von Villefort, „warum nicht Wein? Limonade, das ist schlimm."

„Die Limonade war gerade bei der Hand, in der Caraffe des guten Papa; der arme Barrois hatte Durst und trank, was er eben fand."

Frau von Villefort bebte, Noirtier umfaßte sie gleichsam mit einem tiefen Blicke.

„Er hat einen so kurzen Hals!" sagte sie.

„Madame," sprach Villefort, „ich frage Sie, wo ist Herr d'Avrigny? antworten Sie mir, im Namen des Himmels!"

„Er ist in dem Zimmer von Eduard, der ein wenig leidet," erwiederte Frau von Villefort, welche nun nicht länger ausweichen konnte.

Villefort stürzte nach der Treppe, um ihn selbst zu holen.

„Höre," sagte die junge Frau, Valentine ihren Flacon übergebend, „man wird ihm ohne Zweifel zur Ader lassen. Ich gehe in mein Zimmer hinauf, denn ich kann den Anblick des Blutes nicht ertragen."

Und sie folgte Herrn von Villefort.

Morrel trat aus der düstern Ecke hervor, in die er sich zurückgezogen, ohne daß ihn Jemand gesehen hatte, so groß war die allgemeine Bestürzung.

„Gehen Sie geschwinde, Maximilian!" sagte Valentine zu ihm, „und warten Sie, bis ich Sie rufe. Gehen Sie!"

Morrel befragte Noirtier durch eine Geberde. Noirtier, der seine ganze Kaltblütigkeit behalten hatte, machte ihm ein bejahendes Zeichen.

Er drückte die Hand von Valentine an sein Herz und entfernte sich durch den geheimen Gang.

Zu gleicher Zeit traten Villefort und der Doctor durch die entgegengesetzte Thüre ein.

Barrois kam allmälig wieder zu sich: die Krise war vorüber, er seufzte und erhob sich auf ein Knie.

D'Avrigny und Villefort trugen Barrois auf ein Ruhebett.

„Was befehlen Sie, Doctor?" fragte Villefort.

„Man bringe mir Wasser und Aether. Sie haben doch im Hause?"

„Ja."

„Man hole mir schleunig Terpentinöl und ein Brechmittel."

„Gehen Sie!" sagte Villefort.

„Und nun entferne sich Jedermann."

„Ich auch?" fragte Valentine schüchtern.

„Ja, mein Fräulein, Sie besonders," erwiederte der Doctor mit strengem Tone.

Valentine schaute Herrn d'Avrigny erstaunt an, küßte Herrn Noirtier auf die Stirne und ging hinaus.

Hinter ihr schloß der Doctor die Thüre mit finsterer Miene.

„Sehen Sie! sehen Sie! Doctor, er kommt wieder zu sich, es war nur ein Anfall ohne Bedeutung.“

Herr d'Avrigny lächelte düster.

„Wie fühlen Sie sich, Barrois?“ fragte der Doctor.

„Ein wenig besser, mein Herr.“

„Können Sie dieses Glas Wasser mit Aether trinken?“

„Ich will es versuchen; doch berühren Sie mich nicht.“

„Warum?“

„Weil es mir vorkommt, als müßte sich der Anfall wiederholen, wenn Sie mich berühren würden, und wäre es auch nur mit der Fingerspitze.“

„Trinken Sie!“

Barrois nahm das Glas, näherte es seinen blauen Lippen und leerte es ungefähr zur Hälfte.

„Wo leiden Sie?“ fragte der Doctor.

„Ueberall; ich habe furchtbare Krämpfe.“

„Haben Sie Verdunkelungen, Blendungen?“

„Ja.“

„Ein Klingeln in den Ohren?“

„Gräßlich!“

„Wann ist dieser Anfall gekommen?“

„So eben.“

„Rasch?“

„Wie der Blitz!“

„Nichts gestern? nichts vorgestern?“

„Nichts.“

„Keine Schlafsucht? keine Schwere?“

„Nein.“

„Was haben Sie heute gegessen?“

„Ich habe nichts gegessen, ich habe nur ein Glas Limonade von dem Herrn getrunken, und sonst nichts.“

Barrois machte mit dem Kopfe eine Geberde, um Herrn Noirtier zu bezeichnen, der von seinem Lehnstuhle

diese furchtbare Scene betrachtete, ohne die geringste Bewegung zu verlieren, ohne sich ein Wort entgehen zu lassen.

„Wo ist die Limonade?“ fragte der Doctor.

„In der Caraffe, dort.“

„Wo, dort?“

„In der Küche.“

„Soll ich sie holen, Doctor?“ fragte Villefort.

„Nein, bleiben Sie hier, und machen Sie, daß der Kranke den Rest dieses Glases Wasser trinkt.“

„Doch die Limonade? . . .“

„Ich gehe selbst.“

D'Avrigny machte einen Sprung, öffnete die Thüre, stürzte nach der Treppe, welche nach der Küche führte, und hätte beinahe Frau von Villefort, die ebenfalls nach der Küche ging, umgeworfen.

Sie stieß einen Schrei aus.

D'Avrigny merkte nicht darauf; fortgerissen durch die Macht eines einzigen Gedanken sprang er die letzten paar Stufen hinab, stürzte in die Küche, und erblickte die zu drei Vierteln leere Caraffe auf ihrer Platte.

Er warf sich darauf, wie ein Adler auf seine Beute.

Keuchend stieg er in das Erdgeschoß hinauf, und kehrte in das Zimmer zurück.

Frau von Villefort ging langsam die Treppe empor, welche in ihre Wohnung führte.

„Ist dies wirklich die Caraffe, welche hier war?“ fragte d'Avrigny.

„Ja, Herr Doctor.“

„Ist dies die Limonade, von der Sie getrunken haben?“

„Ich glaube.“

„Was für einen Geschmack fanden Sie dabei?“

„Einen bittern Geschmack.“

Der Doctor goß ein paar Tropfen Limonade in seine hohle Hand, schlürfte sie mit den Lippen ein, schwänkte sich damit den Mund, wie man es thut, wenn

man Wein kosten will, und spuckte dann die Flüssigkeit wieder in den Kamin.

„Es ist dieselbe," sagte er. „Und Sie haben auch davon getrunken, Herr Noirtier?"

„Ja," machte der Greis.

„Und Sie haben denselben bittern Geschmack gefunden?"

„Ja."

„Ach! Herr Doctor," rief Barrois, „es packt mich wieder! Mein Gott und Vater habe Mitleid mit mir?"

Der Doctor lief zu dem Kranken.

„Das Brechmittel, Villefort, sehen Sie, ob es kommt."

Villefort stürzte hinaus und schrie:

„Das Brechmittel! das Brechmittel! hat man es gebracht?"

Niemand antwortete. Es herrschte der tiefste Schrecken im Hause.

„Wenn ich nur im Stande wäre, ihm Luft in die Lunge zu blasen," sagte d'Avrigny im Zimmer umherschauend, „vielleicht vermöchte man dem Schlage zuvorzukommen. Doch nein! nein! nichts!"

„Oh! Herr, werden Sie mich so ohne Hülfe sterben lassen?" rief Barrois. „Oh! ich sterbe! mein Gott! ich sterbe!"

„Eine Feder! eine Feder!" sagte der Doctor.

Er erblickte eine auf dem Tische.

D'Avrigny suchte die Feder in den Mund des Kranken zu stecken, der mitten unter Convulsionen sich anstrengte, um sich zu erbrechen; aber die Kinnbacken waren so zusammengepreßt, daß die Feder nicht durch konnte.

Barrois hatte einen noch heftigeren Nervenfall, als das erste Mal. Er war von dem Ruhebette auf die Erde herabgesunken und streckte sich steif auf dem Boden aus.

Der Doctor überließ ihn diesem Anfalle, bei welchem

er ihm keine Erleichterung verschaffen konnte, ging auf Noirtier zu und sagte hastig und mit leiser Stimme zu ihm:

„Wie befinden Sie sich, gut?"

„Ja."

„Leicht im Magen oder schwer? leicht?"

„Ja."

„Wie wenn Sie die Pille genommen haben, welche ich Ihnen jeden Sonntag geben lasse?"

„Ja."

„Hat Barrois Ihre Limonade gemacht?"

„Ja."

„Haben Sie ihn aufgefordert, davon zu trinken?"

„Nein."

„Herr von Villefort?"

„Nein."

„Valentine also?"

„Ja."

Ein Seufzer von Barrois, ein Gähnen, das die Knochen seines Kiefers krachen machte, erregten die Aufmerksamkeit von d'Avrigny; er verließ Herrn Noirtier und lief zu dem Kranken.

„Barrois," fragte der Doctor, „können Sie sprechen?"

Barrois stammelte ein paar unverständliche Worte.

„Versuchen Sie es, mein Freund."

Barrois öffnete blutige Augen.

„Wer hat die Limonade gemacht?"

„Ich."

„Haben Sie dieselbe sogleich Ihrem Herrn gebracht, nachdem sie bereitet war?"

„Nein."

„Sie haben sie irgendwo stehen lassen?"

„In der Küche; man rief mich."

„Wer hat sie hierher gebracht?"

„Fräulein Valentine."

„D'Avrigny schlug sich vor die Stirne und murmelte:

„Oh! mein Gott!"

„Doctor! Doctor!" rief Barrois, der einen dritten Anfall kommen fühlte.

„Wird man denn das Brechmittel nicht bringen!" rief der Doctor.

„Hier ist ein Glas völlig bereitet," sagte Villefort zurückkehrend.

„Durch wen?"

„Durch den Apothekergehülfen, der mit mir gekommen ist."

„Trinken Sie."

„Unmöglich, Doctor, es ist zu spät; meine Kehle schnürt sich zusammen, ich ersticke! Oh mein Magen! Oh mein Kopf... Oh! welche Hölle... Werde ich lange so leiden?"

„Nein, nein, mein Freund," antwortete der Doctor, „Sie werden bald nicht mehr leiden."

„Ah! ich verstehe Sie," rief der Unglückliche; „mein Gott! erbarme Dich meiner!"

Und einen Schrei ausstoßend, fiel er rückwärts, als ob ihn der Blitz getroffen hätte.

D'Avrigny legte eine Hand auf sein Herz und hielt einen Spiegel an seine Lippen.

„Nun?" fragte Herr von Villefort.

„Sagen Sie in der Küche, man soll sehr schnell Veilchensyrup bringen."

Villefort eilte sogleich hinab.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Noirtier," sagte d'Avrigny, „ich bringe den Kranken in ein anderes Zimmer, um ihm zur Ader zu lassen; dergleichen Anfälle sind in der That gräßlich anzuschauen."

Und Barrois unter den Armen fassend, schleppte er ihn in ein anstoßendes Zimmer; doch beinahe in demselben Augenblick kehrte er zu Noirtier zurück, um den Rest der Limonade zu nehmen.

Noirtier schloß das rechte Auge.

„Nicht wahr, Valentine? Sie wollen Valentine? Ich will sagen, daß man nach ihr schickt.“

Villefort kam wieder herauf: d'Avrigny begegnete ihm im Gange.

„Nun?“ fragte er.

„Kommen Sie,“ sagte d'Avrigny.

Und er führte ihn in das Zimmer.

„Immer noch ohnmächtig?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er ist todt.“

Villefort wich drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach, den Leichnam anschauend, mit unzweideutigem Mitleid:

„So schnell gestorben!“

„Ja, sehr schnell, nicht wahr?“ entgegnete d'Avrigny; „doch das darf Sie nicht in Erstaunen setzen: Herr und Frau von Saint-Meran sind eben so plötzlich gestorben. Oh! man stirbt schnell in Ihrem Hause, Herr von Villefort.“

„Wie!“ rief der Staatsanwalt mit einem Ausdrucke des Abscheus und der Bestürzung, „Sie kommen wieder auf diesen furchtbaren Gedanken zurück?“

„Immer, mein Herr, immer,“ sprach d'Avrigny feierlich, „denn er hat mich nicht einen Augenblick verlassen; und damit Sie überzeugt sein mögen, daß ich mich diesmal nicht täusche, so hören Sie wohl, Herr von Villefort.“

Villefort zitterte krampfhaft.

„Es gibt ein Gift, das beinahe ohne irgend eine Spur zurückzulassen tödtet. Dieses Gift, ich kenne es, ich habe es in allen Fällen, die es herbeiführt, in allen Erscheinungen, die es erzeugt, studirt. Dieses Gift, ich habe es so eben bei dem armen Barrois erkannt, wie ich es bei Frau von Saint-Meran erkannte. Es gibt ein Mittel, sein Vorhandensein zu erkennen: es stellt die blaue Farbe des durch

eine Säure gerötheten Lackmuspapiers wieder her und färbt den Veilchensyrup grün. Wir haben kein Lackmuspapier; doch hören Sie, man bringt mir den Veilchensyrup, den ich verlangt habe."

Man hörte wirklich Tritte im Gange; der Doctor öffnete halb die Thüre, nahm aus den Händen der Kammerfrau das Gefäß, auf dessen Boden ein paar Löffel voll Syrup waren, und schloß die Thüre wieder.

„Sehen Sie," sagte er zu dem Staatsanwalt, dessen Herz so heftig schlug, daß man es hätte hören können, „hier in dieser Tasse ist Veilchensyrup, und in dieser Caraffe der Rest der Limonade, wovon Herr Noirtier und Barrois einen Theil getrunken haben. Ist die Limonade rein und unschädlich, so wird der Syrup seine Farbe behalten; ist die Limonade vergiftet, so wird der Syrup grün werden. Schauen Sie!"

Der Doctor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Caraffe in die Tasse, und man sah auf der Stelle auf dem Grunde der Tasse eine Wolke sich bilden; diese Wolke nahm Anfangs eine grüne Farbe an, ging dann vom Saphir zum Opal und vom Opal zum Smaragd über.

Als sie diese letzte Farbe erlangt hatte, stellte sie sich gleichsam fest; der Versuch ließ keinen Zweifel übrig.

„Der unglückliche Barrois ist mit der falschen Angustura oder mit Ignatiusbohnen vergiftet worden," sprach d'Avrigny, „dafür bürge ich vor den Menschen und vor Gott."

Villefort sagte nichts, aber er streckte die Arme zum Himmel empor, öffnete seine stieren Augen, und sank wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl nieder.

Sechstes Kapitel.

Anklage.

D'Avrigny hatte den Staatsanwalt, der ein zweiter Hingeschiedener in diesem Leichenzimmer zu sein schien, bald wieder zu sich gebracht.

„Oh! der Tod ist in meinem Hause!“ rief Villefort.

„Sagen Sie das Verbrechen,“ entgegnete der Doctor.

„Herr d'Avrigny,“ rief Villefort, „ich kann Ihnen nicht sagen, was Alles in diesem Augenblicke in mir vorgeht: es ist Schrecken, es ist Schmerz, es ist Wahnsinn.“

„Ja,“ sprach Herr d'Avrigny mit ausdrucksvoller Ruhe; „doch ich glaube, es ist Zeit, daß wir handeln. Ich glaube, es ist Zeit, daß wir diesem Sterblichkeitsstrome einen Damm entgegensetzen. Ich meines Theils fühle mich nicht fähig, länger solche Geheimnisse zu tragen, ohne die Hoffnung, bald die Rache für die Gesellschaft und für die Opfer daraus hervorgehen zu sehen.“

Villefort schaute düster umher und murmelte:

„In meinem Hause! in meinem Hause!“

„Hören Sie, Staatsanwalt,“ sprach d'Avrigny, „seien sie ein Mann, Ausleger des Gesetzes, ehren Sie sich durch eine völlige Aufopferung.“

„Sie machen mich beben, Doctor, eine Aufopferung!“

„Das Wort ist gesagt.“

„Sie haben Jemand im Verdacht?“

„Ich habe Niemand im Verdacht; der Tod klopft an Ihre Thüre, er tritt ein und geht, nicht blind, sondern gescheit, wie er ist, von Zimmer zu Zimmer. Nun wohl!

ich folge seiner Spur, ich erkenne seinen Gang; ich nehme die Weisheit der Alten an, ich tappe im Finstern umher, denn meine Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung für Sie sind zwei Binden auf meinen Augen: wohl . . ."

„Oh! sprechen Sie, sprechen Sie, Doctor, ich werde Muth haben."

„Wohl! mein Herr, Sie haben bei sich, in dem Schooße Ihres Hauses, in Ihrer Familie vielleicht eines von jenen furchtbaren, gräßlichen Phänomenen, wie jedes Jahrhundert irgend eines hervorbringt. Locusta und Agrippina, die zu gleicher Zeit lebten, sind ein Beispiel, das zum Beweise dient, mit welcher Wuth die Vorsehung darnach trachtete, das durch so viele Verbrechen befleckte römische Reich zu Grunde zu richten. Brunhilde und Fredegunde sind die Resultate der peinlichen Arbeit einer Civilisation in ihrer Entstehung, wobei der Mensch den Geist beherrschen lernte, und war es auch nur durch den Abgesandten der Finsterniß. Alle diese Frauen waren jung und schön gewesen, oder waren noch jung und schön. Man hatte auf ihren Stirnen blühen sehen, oder es blühte noch darauf dieselbe Blume der Unschuld, welche man auch auf der Stirne der Schuldigen erblickt, die in Ihrem Hause ist."

Villefort stieß einen Schrei aus, faltete die Hände und schaute den Doctor mit einer flehenden Geberde an. Dieser aber fuhr ohne Erbarmen fort:

„Suche, wem das Verbrechen nützt, sagt ein Axiom der Rechtsgelehrsamkeit."

„Doctor!" rief Villefort, „ach! Doctor, wie oft ist nicht die Gerechtigkeit der Menschen durch diesen unseligen Grundsatz getäuscht worden. Ich weiß nicht, aber es scheint mir, dieses Verbrechen . . . ."

„Ah! Sie gestehen doch endlich ein, daß ein Verbrechen obwaltet?"

„Ja, ich muß es anerkennen, ich kann nicht anders. Doch lassen Sie mich fortfahren. Es scheint mir, sage

ich, daß dieses Verbrechen auf mich allein fällt und nicht auf die Opfer. Unter all diesem seltsamen Unglück ahne ich einen großen Unstern für mich."

„Oh! Mensch, selbstsüchtigstes von allen Thieren, persönlichstes von allen Geschöpfen, das stets glaubt, die Erde drehe sich, die Sonne glänze, der Tod mähe nur für den Menschen allein; Ameise, die Gott von der Spitze eines Grashalmes herab verflucht! Und diejenigen, welche das Leben verloren haben, haben sie nichts verloren? Herr von Saint-Meran, Frau von Saint-Meran, Herr Noirtier . . ."

„Wie, Herr Noirtier! . . ."

„Ah ja! glauben Sie vielleicht, es sei auf den unglücklichen Bedienten abgezielt gewesen? Nein, nein: er ist, wie der Polonius von Shakespeare, für einen Andern gestorben. Noirtier sollte die Limonade trinken; Noirtier hat sie nach der logischen Ordnung der Dinge getrunken: der Andere hat nur aus Zufall davon getrunken, und obgleich Barrois gestorben ist, so sollte doch Noirtier sterben."

„Wie kommt es aber dann, daß mein Vater nicht unterlag?"

„Ich habe es Ihnen bereits eines Abends im Garten, nach dem Tode von Frau von Saint-Meran, gesagt; weil sich sein Körper an den Gebrauch gerade dieses Giftes gewöhnt hatte; weil die Dose, unbedeutend für ihn, für jeden Andern tödtlich war; weil Niemand, und selbst nicht einmal der Mörder, weiß, daß ich die Lähmung von Herrn Noirtier mit Brucin behandle, während es dem Mörder nicht unbekannt blieb, und er sich durch die Erfahrung versicherte, daß Brucin ein heftiges Gift ist."

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Villefort, die Hände ringend.

„Verfolgen Sie den Gang des Verbrechers; er tödtet Herrn von Saint-Meran."

„Oh Doctor!"

„Ich würde darauf schwören; das, was man mir

von den Symptomen gesagt hat, stimmt zu sehr mit dem überein, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen."

Villefort hörte auf zu bekämpfen, und stieß einen Seufzer aus.

„Er tödtet Herrn von Saint-Meran," wiederholte der Doctor, „er tödtet Frau von Saint-Meran: es ist eine doppelte Erbschaft zu machen."

Villefort wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

„Hören Sie wohl!"

„Ach!" stammelte Villefort, „ich verliere kein Wort, kein einziges Wort."

„Herr Noirtier," fuhr Herr d'Avrigny mit seiner unbarmherzigen Stimme fort, „Herr Noirtier hatte kürzlich gegen Sie, gegen Ihre Familie, zu Gunsten der Armen testirt; Herr Noirtier wird verschont, man erwartet nichts von ihm. Doch er hat nicht so bald sein erstes Testament zerstört, er hat nicht so bald das zweite gemacht, als man, ohne Zweifel aus Furcht, er könnte ein drittes machen, auch ihn angreift. Das Testament ist, glaube ich, von vorgestern, Sie sehen, man hat keine Zeit verloren."

„Oh! Gnade, Herr d'Avrigny!"

„Keine Gnade, mein Herr! Der Arzt hat eine heilige Sendung auf Erden, um sie zu erfüllen, ist er bis zu den Quellen des Lebens hinauf, und bis in die geheimnißvolle Finsterniß des Todes hinabgestiegen. Ist das Verbrechen begangen worden, und Gott hat, ohne Zweifel erschrocken, seinen Blick von dem Verbrecher abgewendet, so kommt es dem Arzte zu, zu sagen: Hier ist er!"

„Gnade für meine Tochter, Herr!" murmelte Villefort.

„Sie sehen, Sie haben sie genannt, Sie, ihr Vater?"

„Gnade für Valentine! Hören Sie, es ist unmög-

lich. Ich würde lieber mich selbst anklagen! Valentine, ein Herz von Diamant, eine Lilie der Unschuld!"

„Keine Gnade, Herr Staatsanwalt, das Verbrechen ist unleugbar. Fräulein von Villefort hat selbst die Medicamente eingepackt, welche an Herrn von Saint-Meran abgeschickt worden sind, und Herr von Saint-Meran ist gestorben.

„Fräulein von Villefort hat die Tisanen von Frau von Saint-Meran bereitet, und Frau von Saint-Meran ist gestorben."

„Fräulein von Villefort hat aus den Händen von Barrois, den man aus dem Hause schickte, die Caraffe mit Limonade genommen, welche der Greis gewöhnlich am Morgen leert, und der Greis ist nur durch ein Wunder entkommen.

„Fräulein von Villefort ist die Schuldige! sie ist die Giftmischerin! Herr Staatsanwalt, ich zeige Fräulein von Villefort bei Ihnen an; thun Sie Ihre Pflicht."

„Doctor, ich widerstehe nicht länger, ich vertheidige mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; doch haben Sie Mitleid, schonen Sie mein Leben, meine Ehre!"

„Herr von Villefort," erwiederte der Doctor mit wachsender Kraft, „es gibt Umstände, wo ich alle Grenzen der albernen menschlichen Bedachtsamkeit überschreite. Hätte Ihre Tochter nur ein Verbrechen begangen, und ich sähe sie auf ein neues sinnen, so würde ich zu Ihnen sagen: Warnen Sie Ihre Tochter, mag sie den Rest ihres Lebens in einem Kloster zubringen, um zu weinen und zu beten. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich Ihnen sagen: Hören Sie, Herr von Villefort, hier ist ein Gift, das die Giftmischerin nicht kennt, ein Gift, das kein bekanntes Gegengift hat, ein Gift, schnell wie der Gedanke, rasch wie der Blitz, tödtlich wie der Donnerschlag; geben Sie ihr dieses Gift, empfehlen Sie ihre Seele Gott, und retten Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben, denn nunmehr gedenkt sie Ihre Tage abzukürzen. Und ich sehe sie mit ihrem

heuchlerischen Lächeln und ihren sanften Ermahnungen an Ihr Bett treten .... Wehe Ihnen, Herr von Villefort, wenn Sie sich nicht beeilen, zuerst zu schlagen. Das würde ich Ihnen sagen, hätte sie nur zwei Personen getödtet; aber sie hat drei Todeskämpfe gesehen, hat drei Sterbende betrachtet, ist bei drei Leichen gekniet; dem Henker die Giftmischerin! dem Henker! Sie sprechen von Ihrer Ehre, thun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit erwartet Sie!"

Villefort fiel auf die Kniee und rief:

„Hören Sie, ich besitze nicht die Kraft, die Sie haben, oder die Sie vielleicht nicht hätten, wenn es sich, statt um meine Tochter Valentine, um Ihre Tochter Madeleine handelte."

Der Doctor erbleichte.

„Doctor, jeder Sohn einer Frau ist geboren, um zu leiden und zu sterben; Doctor, ich werde leiden und den Tod erwarten."

„Nehmen Sie sich in Acht," sprach d'Avrigny, „dieser Tod kann langsam sein; Sie werden ihn vielleicht herannahen sehen, nachdem Ihr Vater, Ihre Frau, Ihr Sohn getroffen worden ist."

Keuchend preßte Villefort den Arm des Doctors und rief:

„Hören Sie mich, beklagen Sie mich, helfen Sie mir ... Nein, meine Tochter ist nicht schuldig ... Schleppen Sie uns vor ein Tribunal; ich werde abermals sagen: Nein, meine Tochter ist nicht schuldig ... Es gibt kein Verbrechen in meinem Hause .... Ich will nicht, hören Sie, ich will nicht, daß es ein Verbrechen in meinem Hause gibt; denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, so ist es wie der Tod: es tritt nicht allein ein. Hören Sie, was ist Ihnen daran gelegen, wenn ich ermordet sterbe? ... Sind Sie mein Freund, sind Sie ein Mensch, haben Sie ein Herz? ... Nein, Sie sind Arzt! ... Wohl! ich sage Ihnen, nein, meine Tochter wird

nicht durch mich in die Hände des Henkers geschleppt werden. . . . Ha! das ist ein Gedanke, der mich verzehrt, aufreibt, der mich wie einen Wahnsinnigen antreibt, meine Brust mit den Nägeln aufzugraben!. Und wenn Sie sich täuschten! wenn es ein Anderer wäre, als meine Tochter! . . . wenn ich eines Tages bleich wie ein Gespenst käme und zu Ihnen sagte: Mörder! Du hast meine Tochter getödtet! . . . Hören Sie, wenn dies geschähe, ich bin ein Christ, Herr d'Avrigny, und dennoch würde ich mich tödten! . . ."

„Es ist gut," sprach der Doctor nach kurzem Stillschweigen, „ich werde warten."

Villefort schaute ihn an, als zweifelte er noch an seinen Worten.

„Doch wenn eine Person Ihres Hauses krank wird," fuhr Herr d'Avrigny langsam und mit feierlichem Tone fort, „wenn Sie sich selbst getroffen fühlen, rufen Sie mich nicht, denn ich werde nicht kommen. Ich will wohl mit Ihnen das fruchtbare Geheimniß theilen, aber die Schande und die Reue sollen nicht in meinem Gewissen wachsen und fruchtbar werden, wie das Verbrechen und das Unglück in Ihrem Hause wachsen und Früchte treiben."

„Sie verlassen mich also, Doctor?"

„Ja, ich kann Ihnen nicht ferner folgen, und ich verweile nicht am Fuße des Blutgerüstes. Eine andere Enthüllung wird kommen und das Ende dieser furchtbaren Tragödie herbeiführen. Gott befohlen."

„Doctor, ich flehe Sie an."

„Alle Gräuel, die meinen Geist beflecken, machen mir Ihr Haus verhaßt und unselig. Gott befohlen, mein Herr."

„Ein Wort, nur ein einziges Wort, Doctor! Sie entfernen sich und überlassen mich allen Schrecknissen meiner Lage, Schrecknissen, welche Sie durch Ihre Enthüllung noch vermehrt haben. Doch was wird man

von dem plötzlichen Tode des armen alten Dieners sagen?"

„Es ist richtig," sprach Herr d'Avrigny, „geleiten Sie mich zurück."

Der Doctor ging zuerst hinaus, Herr von Villefort folgte ihm; die Bedienten standen unruhig in den Gängen und auf den Treppen, wo der Doctor vorbeikommen mußte.

„Mein Herr," sagte d'Avrigny so laut, daß es Jedermann hörte, „der arme Barrois mußte in der letzten Zeit zu viel im Zimmer sitzen; einst gewohnt, mit seinem Herrn sich zu Pferde oder zu Wagen in den vier Ecken Europas umherzutreiben, hat er sich bei dem eintönigen Dienste an einem Lehnstuhl getödtet. Das Blut ist schwer geworden. Er war voll, hatte einen kurzen, dicken Hals, wurde vom Schlage gerührt, und ich erhielt zu spät Nachricht."

„Vergessen Sie nicht," fügte er leise bei, „vergessen Sie nicht, die Tasse mit Veilchensyrup in die Asche zu werfen."

Und ohne die Hand von Villefort zu berühren, ohne auch nur einen Augenblick auf das, was er gesagt, zurückzukommen, entfernte er sich, geleitet von den Thränen und Wehklagen aller Leute des Hauses.

Am Abend kamen alle Dienstboten von Villefort, die sich in der Küche versammelt und lange mit einander besprochen hatten, zu Frau von Villefort und baten um ihren Abschied. Keine Ermahnung, kein Vorschlag von Gehaltserhöhung vermochte sie zurückzuhalten; auf Alles, was man sagte, erwiederten sie:

„Wir wollen gehen, weil der Tod im Hause ist."

Sie gingen also, trotz der Bitten, die man an sie richtete, und äußerten nur, sie bedauerten es lebhaft, so gute Gebieter, und besonders Fräulein Valentine zu verlassen, welche so mild, so wohlthätig, so sanft wäre.

Villefort schaute bei diesen Worten Valentine an.

Sie weinte.

Seltsam! durch die Erschütterung, die bei ihm diese Thränen hervorbrachten, schaute er auch Frau von Villefort an, und es kam ihm vor, als ob ein flüchtiges, düsteres Lächeln über ihre dünnen Lippen hingeschwebt wäre, wie jene Meteore, die man unheilschwanger zwischen zwei Wolken an einem stürmischen Himmel hinschlüpfen sieht.

Siebentes Kapitel.

Das Zimmer des zurückgezogenen Bäckers.

Am Abend des Tages, wo der Graf von Morcerf mit einer Wuth, welche die Weigerung des Banquier begreiflich macht, das Haus von Danglars verlassen hatte, fuhr Herr Andrea Cavalcanti, die Haare frisirt und glänzend, den Schnurrbart zugespitzt, die weißen Handschuhe seine Nägel abzeichnend, beinahe stehend auf seinem Phaeton, in den Hof des Banquier in der Rue de la Chaussée d'Antin.

Als er zehn Minuten im Salon war, fand er Gelegenheit, Danglars in eine Fenstervertiefung zu ziehen, und hier setzte er ihm die Qualen seines Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters auseinander. Seit dieser Abreise, sagte er, habe er in der Familie des Banquier, wo man so wohlwollend gewesen, ihn wie einen Sohn aufzunehmen, alle Garantien des Glückes gefunden, welche ein Mensch immer suchen müsse, ehe er den Launen der Leidenschaft nachlaufe, und was die Leidenschaft

selbst betreffe, so habe er das Glück gehabt, ihr in den schönen Augen von Fräulein Danglars zu begegnen.

Danglars hörte mit der tiefsten Aufmerksamkeit; seit einigen Tagen erwartete er diese Erklärung, und als sie endlich kam, erweiterte sich sein Auge eben so sehr, als es sich bei den Worten von Morcerf bedeckt und verdüstert hatte.

Er wollte indessen den Antrag des jungen Mannes nicht so annehmen, ohne ihm irgend eine Gewissensbemerkung zu machen.

„Herr Andrea, sind Sie nicht ein wenig zu jung, um an das Heirathen zu denken?“ sagte er zu ihm.

„Nein, mein Herr,“ erwiederte Cavalcanti, „ich wenigstens finde es nicht: in Italien verheirathen sich die vornehmen Herren im Allgemeinen jung. Es ist eine logische Gewohnheit, denn das Leben ist so vielen Wechselfällen unterworfen, daß man das Glück ergreifen muß, sobald es in unsern Bereich kommt.“

„Mein Herr,“ sagte Danglars, „wenn ich nun voraussetze, Ihr Antrag, der mich ehrt, werde von meiner Frau und von meiner Tochter angenommen, so fragt es sich noch, mit wem werden wir über die Interessen verhandeln? Es ist dies, wie mir scheint, eine wichtige Negociation, welche die Väter allein auf eine entsprechende Weise für das Glück ihrer Kinder zu behandeln wissen.“

„Mein Vater ist ein weiser Mann, voll Rücksicht und Vernunft; er hat, den wahrscheinlichen Umstand, daß ich das Bedürfniß fühlen würde, mich in Frankreich niederzulassen, vorhersehend, alle Papiere, welche meine Identität beglaubigen, und einen Brief zurückgelassen, in dem er mir, für den Fall, daß ich eine ihm angenehme Wahl treffen würde, von dem Tage meiner Heirath an eine Rente von hundert und fünfzig tausend Franken zusichert. Es ist dies, so viel ich beurtheilen kann, der vierte Theil der Einkünfte meines Vaters.“

„Bei mir war es immer Absicht, meiner Tochter fünfmal hundert tausend Franken bei ihrer Verheirathung zu geben; überdies ist sie meine einzige Erbin.“

„Wohl!“ sprach Andrea, „Sie sehen, die Sache stünde vortrefflich, vorausgesetzt, meine Bitte würde von der Frau Baronin Danglars und von Fräulein Eugenie nicht zurückgewiesen. Wir haben somit hundert fünf und siebenzig tausend Franken Rente. Nehmen wir an, ich bringe es bei dem Marquis dahin, daß er mir, statt mir die Rente zu bezahlen, das Kapital gibt (ich weiß wohl, es wird dies nicht leicht sein, doch ist es möglich), so treiben Sie diese zwei oder drei Millionen um, und zwei oder drei Millionen in geschickten Händen können immerhin zehn Procent eintragen.“

„Ich nehme immer nur zu vier,“ sagte der Banquier, „und sogar zu drei und ein halb. Aber bei meinem Schwiegersohne nehme ich zu fünf, und wir theilen den Nutzen.“

„Vortrefflich, Schwiegervater,“ sagte Cavalcanti, der sich von seiner etwas gemeinen Natur hinreißen ließ, welche von Zeit zu Zeit trotz seiner Anstrengung den aristokratischen Firniß sprengte, mit dem er sie zu bedecken suchte.

Doch alsbald sprach er, sich verbessernd:

„Oh! verzeihen Sie, mein Herr, schon die Hoffnung macht mich beinahe verrückt; wie wäre es erst mit der Wirklichkeit!“

„Aber,“ versetzte Danglars, der seinerseits nicht bemerkte, wie dieses, Anfangs uneigennützige Gespräch, rasch zum Geschäftsbetrieb überging, „aber es gibt wohl einen Theil Ihres Vermögens, den Ihnen Ihr Vater nicht verweigern kann?“

„Welchen Theil?“ fragte der junge Mann.

„Denjenigen, welcher von Ihrer Mutter herkommt.“

„Ah! gewiß, denjenigen, welcher von meiner Mutter Oliva Corsinari herkommt.“

„Und auf wie hoch mag sich dieser Vermögenstheil belaufen?“

„Meiner Treue,“ sprach Andrea, „ich versichere Sie, ich habe nie über diesen Gegenstand nachgedacht; doch ich schätze ihn auf wenigstens zwei Millionen.“

Danglars fühlte jene freudige Beklemmung, wie sie der Geizige fühlt, der einen verlorenen Schatz wiederfindet, oder der Mensch, der dem Untersinken nahe ist und unter seinen Füßen den festen Boden statt der Tiefe trifft, in der er sich zu begraben im Begriffe war.

„Nun, mein Herr,“ sprach Andrea sich mit zärtlicher Achtung vor dem Banquier verbeugend, „darf ich hoffen? . . .“

„Mein Herr Andrea,“ erwiederte Danglars, „hoffen Sie, und glauben Sie mir, daß die Sache abgeschlossen ist, wenn nicht ein Hinderniß von Ihrer Seite den Gang der Angelegenheit aufhält.“

„Ah! Sie erfüllen mich mit Freude, mein Herr.“

„Doch, wie kommt es?“ fragte Danglars nachdenkend, „wie kommt es, daß der Graf von Monte Christo, Ihr Patron in der Pariser Welt, nicht mit Ihnen erschienen ist, um diese Bitte an mich zu richten?“

Andrea erröthete unmerklich und antwortete:

„Ich war so eben bei dem Grafen; er ist unstreitbar ein vortrefflicher Mann, aber von einer unbegreiflichen Originalität; er billigte mein Vorhaben sehr und sagte mir sogar, er glaube nicht, daß mein Vater einen Augenblick zögern werde, mir das Kapital statt der Rente zu geben; er versprach mir, mich zu diesem Behufe mit seinem Einfluß zu unterstützen; doch er erklärte mir zugleich, persönlich habe er nie die Verantwortlichkeit, um eine Hand zu bitten, auf sich genommen, und er würde sie auch nie auf sich nehmen. Aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er fügte wohlwollend bei, wenn er je dieses Widerstreben beklagt habe, so geschehe dies bei mir, denn er denke, die beabsichtigte Verbindung sei eine schickliche und glück-

liche. Will er übrigens nichts officiell thun, so behält er sich doch vor, Ihnen zu antworten, wie er sagt, wenn Sie mit ihm sprechen werden."

„Ah! sehr gut!"

„Nun habe ich mit dem Schwiegervater beendigt," sagte Andrea mit seinem reizendsten Lächeln, „und ich wende mich an den Banquier."

„Was wollen Sie von ihm, lassen Sie hören?" entgegnete Danglars ebenfalls lächelnd.

„Uebermorgen habe ich so etwa vier tausend Franken von Ihnen zu beziehen; doch der Graf hat begriffen, daß der Monat, in welchen ich eintrete, einen Zuwachs von Ausgaben herbeiführen werde, welchem meine kleinen Junggeselleneinkünfte nicht entsprechen dürften, und hier ist eine Anweisung von zwanzig tausend Franken, die er mir, ich sage nicht gegeben, sondern angeboten hat. Sie ist von seiner Hand unterzeichnet, wie Sie sehen; sind Sie damit zufrieden?"

„Bringen Sie mir wie diese für eine Million, und ich nehme sie Ihnen alle ab," sprach Danglars die Anweisung in die Tasche steckend; „sagen Sie mir, wann Sie morgen zu Hause sind, und mein Kassengehülfe kommt zu Ihnen mit einem Empfangschein von zwanzig tausend Franken."

„Morgen Vormittag um zehn Uhr, wenn Sie wollen; je eher, desto besser, denn ich möchte gern morgen auf das Land fahren."

„Es sei; um zehn Uhr, nicht wahr, immer noch im Hotel des Princes?"

„Ja."

Am andern Tage waren mit einer Pünktlichkeit, welche dem Banquier Ehre machte, die zwanzig tausend Franken bei dem jungen Manne, welcher wirklich ausfuhr und zweihundert Franken für Caderousse zurückließ.

Bei dieser Fahrt bezweckte Andrea hauptsächlich, seinen gefährlichen Freund zu vermeiden; er kam auch am Abend so spät als möglich zurück.

Doch kaum hatte er den Fuß auf das Pflaster des Hofes gesetzt, als er den Portier des Hotel, der ihn mit der Mütze in der Hand erwartete, vor sich stehen sah.

„Mein Herr, der Mensch ist gekommen."

„Was für ein Mensch?" fragte nachläßig Cavalcanti, als ob er denjenigen vergessen hätte, dessen er sich nur zu gut erinnerte.

„Der Mensch, dem Euere Excellenz die kleine Rente gibt."

„Ah! ja," sprach Andrea, „der alte Diener meines Vaters. Nun, Sie haben ihm die zweihundert Franken, die ich ihm zurückgelassen, übergeben?"

„Ja, Excellenz, pünktlich."

Andrea ließ sich Excellenz nennen.

„Aber er wollte sie nicht nehmen," fuhr der Portier fort.

Andrea erbleichte; nur sah ihn Niemand erbleichen, weil es Nacht war.

„Wie! er wollte sie nicht nehmen?" versetzte er mit leicht bewegter Stimme.

„Nein, er wollte mit Eurer Excellenz sprechen. Ich entgegnete ihm, Sie wären ausgegangen, er blieb hartnäckig; endlich aber schien er sich überzeugen zu lassen und gab mir diesen Brief, den er versiegelt mitgebracht hatte."

„Geben Sie," sagte Andrea.

Und er las bei der Laterne seines Phaeton:

„Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte Dich morgen Vormittag um halb neun Uhr."

Andrea betrachtete das Siegel, um zu sehen, ob man den Brief nicht aufgemacht, und ob nicht unbescheidene Blicke in das Innere hatten dringen können; aber er war mit einem solchen Luxus von Rauten und Ecken zusammengelegt, daß man das Siegel hätte zerreißen müssen: dieses war jedoch völlig unverletzt.

„Sehr gut," sagte er, „armer Mensch! ein vortreffliches Geschöpf!"

Und der Portier blieb erbaut durch diese Worte und wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, den jungen Herrn, oder den alten Diener.

„Spanne rasch aus und komm zu mir herauf," sagte Andrea zu seinem Groom.

Mit zwei Sprüngen war der junge Mann in seinem Zimmer und verbrannte den Brief von Caderousse, den er bis auf die Asche verschwinden ließ.

Er vollendete eben diese Operation, als der Diener eintrat.

„Du bist von demselben Wuchse, wie ich?" sagte er zu ihm.

„Ich bin so glücklich, Excellenz."

„Du mußt eine Livree haben, die man Dir gestern brachte."

„Ja, gnädiger Herr."

„Ich habe mit einer kleinen Grisette zu thun, der ich weder meinen Titel, noch meinen Stand sagen will; leihe mir Deine Livree, und bringe mir Deine Papiere, damit ich, im Falle der Noth, in einem Wirthshause schlafen kann."

Pierre gehorchte.

Fünf Minuten nachher verließ Andrea, völlig verkleidet, das Hotel, ohne erkannt zu werden, nahm ein Cabriolet und ließ sich in das Wirthshaus zum rothen Rosse in Picpus führen.

Am andern Tage verließ er das Wirthshaus zum rothen Rosse, wie er das Hotel des Princes verlassen hatte, nämlich ohne von Jemand bemerkt zu werden, ging durch den Faubourg Saint-Antoine über das Boulevard bis zu der Rue Ménilmontant, blieb vor der Thüre des dritten Hauses links stehen, und suchte, bei wem er sich in Ermangelung eines Portier erkundigen könnte.

„Wen suchen Sie, mein hübscher Junge?" fragte die Obsthändlerin gegenüber.

„Herrn Palletin, wenn Sie erlauben, meine gute Mama?“ antwortete Andrea.

„Einen ehemaligen Bäcker?“ sagte die Obsthändlerin.

„So ist es.“

„Hinten im Hofe, links im dritten Stocke.“

Andrea schlug den bezeichneten Weg ein und fand im dritten Stocke einen Hasenlauf, an dem er mit einem Gefühle übler Laune zog, welches sich in der raschen Bewegung kundgab.

Einige Secunden nachher erschien das Gesicht von Caderousse hinter dem in der Thüre angebrachten Gitter.

„Ah! Du bist pünktlich,“ sagte er.

Und er zog die Riegel.

Andrea warf bei seinem Eintritt seine Livreemütze von sich, welche in Ermangelung eines Stuhles auf die Erde fiel und auf ihrem Umkreise im Zimmer umherrollte.

„Ruhig, ärgere Dich nicht, Kleiner,“ sprach Caderousse. „Sieh, ich habe an Dich gedacht, schau einmal das gute Frühstück an, das wir genießen werden. Gottes Donner! lauter Dinge, die Du liebst.“

Athem schöpfend, spürte Andrea wirklich einen Küchengeruch, dessen plumpen Aromen es für einen ausgehungerten Magen nicht an einem gewissen Reize gebrach; es war die Mischung von frischem Fett und Knoblauch, welche die provençalische Küche geringerer Art bezeichnet; es war ferner der Geschmack von geschmortem Fisch und vor Allem der scharfe Geruch der Muskate und der Gewürznelke. Alles dies strömte aus zwei hohlen und bedeckten, auf zwei Kohlenbecken über einander gesetzten, Platten und aus einer Casserole aus, welche in einer Ofenröhre kochte.

In dem anstoßenden Zimmer sah Andrea überdies einen ziemlich reinlichen Tisch mit zwei Gedecken, dabei zwei versiegelte Flaschen, die eine grün, die andere gelb,

ein gutes Maaß Branntwein in einer Caraffe und eine Quantität Obst auf einem Kohlblatt, das auf einem Fayenceteller lag.

„Wie kommt Dir das vor, Kleiner?“ sagte Caderousse, „nicht wahr, das duftet? Ah! Du weißt, ich war ein guter Koch dort, Du erinnerst Dich, wie man sich die Finger nach meiner Küche leckte? Und Du hast zuerst von meiner Küche gekostet, und verachtetest sie, glaube ich, nicht.“

Und Caderousse fing an, einen Zusatz von Zwiebeln abzuklauben.

„Es ist gut, es ist gut,“ sagte Andrea verdrießlich; „bei Gott! wenn Du mich gestört hast, damit ich mit Dir frühstücke, so soll es der Teufel holen!“

„Mein Sohn,“ sprach Caderousse pathetisch, „während man ißt, plaudert man; und dann, Du Undankbarer, macht es Dir keine Freude, Deinen alten Freund ein wenig zu sehen? Ich meines Theils weine vor Freude.“

Caderousse weinte wirklich, nur war es schwer zu sagen, ob die Freude oder die Zwiebeln auf die Thränendrüse des ehemaligen Wirthes vom Pont du Gard wirkten.

„Schweige doch, Heuchler!“ versetzte Andrea; „Du solltest mich lieben?“

„Ja, ich liebe Dich; oder der Teufel soll mich holen, „es ist eine Schwäche, ich weiß wohl, aber es ist stärker als ich.“

„Was Dich nicht abhält, mich wegen irgend einer Treulosigkeit kommen zu lassen.“

„Gehe doch!“ rief Caderousse, sein breites Messer an seiner Schürze abwischend, „wenn ich Dich nicht liebte, würde ich das elende Leben ertragen, das Du mich führen läßest? Sieh doch ein wenig, Du trägst auf Deinem Rücken das Kleid Deines Bedienten, und hast folglich einen Bedienten, ich habe keinen und bin

genöthigt, mein Gemüse selbst auszuklauben: Du machst pfui über meine Küche, weil Du an der Tafel des Hotel des Princes oder im Café de Paris speisest. Ich könnte auch speisen, wo ich wollte; nun! warum beraube ich mich dessen? um meinem kleinen Benedetto keine Mühe zu machen. Gestehe nur, daß ich es könnte, wie?"

Und ein vollkommen klarer Blick von Caderousse beschloß den Sinn dieser Worte.

„Gut, wir wollen annehmen, Du liebest mich," sprach Andrea; „warum verlangst Du aber, daß ich mit Dir frühstücke?"

„Um Dich zu sehen, Kleiner."

„Um mich zu sehen, wozu? da wir zum Voraus alle unsere Bedingungen abgemacht haben."

„Ei! lieber Freund, gibt es Testamente ohne Codicille? Doch Du bist gekommen, um vor Allem zu frühstücken, nicht wahr? Wohl, so setze Dich und laß uns mit diesen Sardellen und dieser frischen Butter anfangen, die ich, wie Du es liebst, Abscheulicher, auf Weinblätter gelegt habe. Ah! ja, Du betrachtest mein Zimmer, meine vier Strohstühle, meine Bilder zu drei Franken mit dem Rahmen. Verdammt! was willst Du, das ist kein Hotel des Princes!"

„Du bist also bereits Deiner Lage überdrüssig, Du bist nicht mehr glücklich, Du, der Du das Aussehen eines Bäckers haben wolltest, welcher sich von den Geschäften zurückgezogen?"

Caderousse stieß einen Seufzer aus.

„Nun! was hast Du zu sagen? Du hast Deinen Traum verwirklicht gesehen."

„Ich habe zu sagen, daß es ein Traum ist, ein Bäcker, der sich zurückgezogen, mein Benedetto, das ist reich, das hat Renten."

„Bei Gott! Du hast Renten."

„Ich?"

„Ja, Du, da ich Dir Deine zweihundert Franken bringe."

Caderousse erwiederte die Achseln zuckend:

„Es ist demüthigend, so wider Willen gegebenes Geld, ephemeres Geld zu empfangen, das mir an einem oder an dem andern Tage ausbleiben kann. Du siehst wohl, daß ich für den Fall, es würde Dein Wohlstand nicht fortdauern, zu sparen genöthigt bin. Ei! mein Gott! das Glück ist unbeständig, wie der Pfarrer des ... Regiments sagte. Ich weiß wohl, daß Dein Glück groß ist, Böser, Du wirst die Tochter von Danglars heirathen."

„Wie! von Danglars?"

„Gewiß von Danglars! Soll ich nicht sagen: des Baron von Danglars? Es ist, als ob ich sagte: des Grafen Benedetto ... Danglars war ein Freund von mir, und wenn er nicht ein schlechtes Gedächtniß hätte, so müßte er mich zu Deiner Hochzeit einladen ... in Betracht, daß er bei der meinigen gewesen ist ... ja, ja, ja, bei der meinigen! Verdammt! er war damals nicht so stolz, der kleine Commis bei Herrn Morrel. Ich speiste mehr als einmal mit ihm und dem Grafen von Morcerf. Du siehst, ich habe schöne Bekanntschaften, und wenn ich sie ein wenig cultiviren wollte, so würden wir uns in denselben Salons begegnen."

„Stille doch, Deine Eifersucht läßt Dich Regenbogen sehen."

„Es ist gut, mein Benedetto, man weiß, was man spricht. Vielleicht wird man auch eines Tages seinen Sonntagsrock anziehen und am Thorweg sagen: „„Die Schnur, wenn's beliebt!"" Mittlerweile setze Dich und laß uns essen."

Caderousse gab das Beispiel und fing an mit gutem Appetit zu frühstücken, wobei er alle Gerichte lobte, die er seinem Gaste vorsetzte. Dieser schien entschlossen, zog herzhaft die Stöpsel aus den Flaschen und griff den mit Oel und Knoblauch geschmorten Kabeljau an.

„Ah! Gevatter," sagte Caderousse, „es scheint, Du söhnst Dich mit Deinem ehmaligen Haushofmeister aus?"

„Meiner Treue, ja," erwiederte Andrea, „bei dem, jung und kräftig, wie er war, für den Augenblick der Appetit den Sieg über alles Andere davontrug.

„Und Du findest das gut, Spitzbube?"

„So gut, daß ich nicht begreife, wie ein Mensch, der so gute Dinge fricassirt und ißt, das Leben schlimm finden kann."

„Das kommt davon her, daß mein ganzes Glück durch einen einzigen Gedanken verdorben wird."

„Laß hören."

„Daß ich auf Kosten eines Freundes lebe, ich, der ich mir stets meinen Unterhalt muthig selbst erworben habe."

„Oh! oh! daran ist nichts gelegen," sprach Andrea, „ich habe genug für zwei, thue Dir keinen Zwang an."

„Wahrhaftig nein: doch magst Du mir glauben oder nicht, am Ende jedes Monats habe ich Gewissensbisse."

„Guter Caderousse."

„Dergestalt, daß ich gestern die zweihundert Franken nicht nehmen wollte."

„Ja, Du wolltest mit mir sprechen; doch war es wirklich der Gewissensbiß?"

„Der wahre Gewissensbiß; und dann ist mir ein Gedanke gekommen."

Andrea bebte, er bebte immer bei den Gedanken von Caderousse.

„Es ist erbärmlich, immer auf das Ende des Monats warten zu müssen," fuhr dieser fort.

„Ei!" bemerkte philosophisch Andrea, der entschlossen war, seinen Gefährten kommen zu sehen, „ei, vergeht das Leben nicht mit Warten? Ich, zum Beispiel, thue ich etwas Anderes? Wohl, ich fasse Geduld, nicht wahr?"

„Ja, weil Du statt elende zweihundert Franken zu

erwarten, fünf oder sechstausend, vielleicht zehn, vielleicht sogar zwölftausend erwartest; denn Du bist ein Geheimnißkrämer: Du hattest dort immer kleine Börsen, Sparbüchsen, die Du dem armen Freunde Caderousse zu entziehen suchtest. Zum Glück hatte der fragliche Freund Caderousse eine feine Nase."

„Gehe doch, Du fängst wieder an, abzuschweifen und abermals und immer von der Vergangenheit zu sprechen; wozu soll es nützen, auf diese Art die Dinge wiederzukäuen, frage ich Dich?"

„Ah! Du bist einundzwanzig Jahre alt und kannst die Vergangenheit vergessen, ich zähle fünfzig Jahre und bin genöthigt, mich derselben zu erinnern; doch gleichviel, kommen wir auf die Geschäfte zurück."

„Ja."

„Ich wollte Dir sagen, wenn ich an Deiner Stelle wäre ..."

„Nun?"

„Ich würde realisiren ..."

„Wie! Du würdest realisiren?"

„Ja, ich würde mir ein Semester zum Voraus erbitten, unter dem Vorwand, ich wolle wählbar werden und mir ein Gut kaufen, dann würde ich mich mit meinem Semester aus dem Staube machen."

„Halt, halt, halt!" rief Andrea, „das ist vielleicht nicht so schlecht gedacht."

„Mein lieber Freund, speise aus meiner Küche und befolge meine Rathschläge. Du wirst Dich dabei physisch und moralisch nicht schlecht befinden."

„Doch warum befolgst Du nicht selbst den Rath, den Du mir gibst, warum realisirst Du nicht ein Semester, ein ganzes Jahr sogar, und ziehst Dich nach Brüssel zurück? Statt das Ansehen eines ehemaligen Bäckers zu haben, wirst Du aussehen wie ein in Ausübung seiner Functionen begriffener Bankerottirer."

„Wie Teufels soll ich mich mit zwölfhundert Franken zurückziehen."

„Ah! Caderousse, wie anspruchsvoll wirst Du!" sagte Andrea, „vor zwei Monaten starbst Du beinahe vor Hunger."

„Der Appetit kommt beim Essen," sprach Caderousse seine Zähne zeigend, wie ein lachender Affe oder wie ein murrender Tiger. „Auch habe ich," fügte er mit eben diesen trotz seines Alters noch so weißen und scharfen Zähnen ein ungeheures Stück Brod abbeißend, bei, „auch habe ich einen Plan gemacht."

Die Pläne von Caderousse erschreckten Andrea noch mehr, als seine Gedanken; die Gedanken waren nur der Keim, der Plan aber war die Verwirklichung.

„Laß Deinen Plan hören," sagte er, „das muß hübsch sein!"

„Warum nicht? Von wem war der Plan, vermittelst dessen wir die Anstalt von Herrn So und So verlassen haben? Von mir, denke ich, er war darum nicht schlimmer, wie mir scheint, insofern wir nun hier sind."

„Ich leugne das nicht," antwortete Andrea, „Du ersinnst zuweilen etwas Gutes; doch laß Deinen Plan hören."

„Sprich," fuhr Caderousse fort, „kannst Du mir, ohne einen Sou auszugeben, ungefähr fünfzehn tausend Franken zukommen lassen?... Nein, mit fünfzehn tausend Franken ist es nicht genug, mit weniger als dreißig tausend Franken kann ich nicht ein ehrlicher Mann werden."

„Nein," erwiederte Andrea trocken, „nein, ich kann es nicht."

„Du hast mich, wie es scheint, nicht begriffen," entgegnete Caderousse kalt und mit ruhiger Miene: „ich sagte Dir, ohne einen Sou auszugeben."

„Soll ich nicht etwa stehlen, um meine ganze Lage und die Deinige mit der meinigen zu verderben, und damit man uns wieder dorthin führt?"

„O! mir ist es gleichgültig, ob man mich wieder packt oder nicht; ich bin ein komischer Bursche, weißt

Du: ich sehne mich zuweilen nach den Kameraden; es ist nicht wie bei Dir, der Du ohne Herz bist und sie gern nie wiedersehen möchtest."

Andrea bebte und erbleichte.

„Stille, Caderousse, keine Albernheiten," sagte er.

„Oh nein! sei unbesorgt, mein kleiner Benedetto; doch gib mir ein Mittelchen an, wie ich diese dreißig tausend Franken gewinnen kann, ohne daß Du Dich in irgend etwas zu mischen brauchst; Du läßt mich nur ganz einfach machen."

„Wohl! ich werde sehen, ich werde suchen," sprach Andrea.

„Einstweilen erhöhst Du jedoch meinen Monat auf fünfhundert Franken, nicht wahr, Kleiner? Ich habe eine Leidenschaft, ich möchte gern eine Wärterin nehmen!"

„Du sollst Deine fünfhundert Franken haben, doch es wird mir schwer, mein armer Caderousse... Du mißbrauchst..."

„Bah!" rief Caderousse, „Du schöpfst aus Kassen, welche keinen Grund haben."

Man hätte glauben sollen, Andrea erwartete seinen Gefährten bei diesem Punkte, so sehr erglänzte sein Auge von einem raschen Blitz, der allerdings sogleich wieder erlosch.

„Es ist dies eine Wahrheit," antwortete Andrea, „und mein Beschützer ist vortrefflich gegen mich."

„Dieser liebe Beschützer," versetzte Caderousse, „er gibt Dir also monatlich?...

„Fünf tausend Franken."

„So viel tausend, als Du mir hundert gibst; in der That, nur die Bastarde haben Glück. Fünf tausend Franken monatlich... was Teufels kann man mit dem Allem thun?"

„Ei, mein Gott! das ist schnell ausgegeben; auch bin ich wie Du, ich möchte gern ein Capital haben."

„Ein Capital ... ja ... ich begreife, Jedermann möchte gern ein Capital haben."

„Wohl! ich werde eines haben."
„Und wer wird es Dir geben? Dein Prinz?"
„Ja, mein Prinz; leider muß ich warten."
„Auf was mußt Du warten?" fragte Caderousse.
„Auf seinen Tod."
„Auf den Tod Deines Prinzen?"
„Ja."
„Wie so?"
„Weil er mich in sein Testament gesetzt hat."
„Wirklich?"
„Auf Ehrenwort!"
„Für wie viel?"
„Für fünfmal hundert tausend."
„Nur so viel, ich danke, ich danke."
„Es ist, wie ich Dir sage."
„Nicht möglich!"
„Caderousse, Du bist mein Freund?"
„Wie? auf Leben und Tod!"
„Wohl, ich werde Dir ein Geheimniß mittheilen."
„Sprich."
„Doch höre . . ."
„Ah, bei Gott! stumm wie ein Fisch."
„Wohl! ich glaube . . ."
Andrea hielt inne und schaute umher.
„Du glaubst? Habe keine Furcht, wir sind, bei Gott! allein."
„Ich glaube, ich habe meinen Vater wiedergefunden."
„Deinen wahren Vater?"
„Ja."
„Nicht den Vater Cavalcanti?"
„Nein, denn dieser ist wieder abgereist; den wahren, wie Du sagst."
„Und dieser Vater ist . . . ."
„Nun, Caderousse, ist der Graf von Monte Christo."
„Ah!"
„Ja, Du begreifst, dann erklärt sich Alles. Er

kann es nicht laut gestehen, wie es scheint, doch er läßt mich durch Herrn Cavalcanti anerkennen, dem er hiefür fünfzig tausend Franken gibt."

„Fünfzig tausend Franken, um Dein Vater zu sein! ich hätte es um die Hälfte, um zwanzig tausend, um fünfzehn tausend Franken gethan; warum hast Du nicht an mich gedacht, Undankbarer?"

„Wußte ich es, da sich Alles machte, während wir dort waren?"

„Ah! es ist wahr. Und Du sagst, durch sein Testament? . . ."

„Hinterlasse er mir fünfmal hundert tausend Franken."

„Bist Du dessen gewiß?"

„Er hat es mir gezeigt; doch das ist noch nicht Alles."

„Es findet sich ein Codicill dabei, wie ich so eben sagte?"

„Wahrscheinlich."

„Und in diesem Cadicill? . . ."

„Erkennt er mich an."

„Oh! der gute Mann von einem Vater, der brave Mann von einem Vater, der allerehrlichste Mann von einem Vater!" rief Caderousse, während er in der Luft einen Teller drehen ließ, den er zwischen seinen zwei Händen hielt.

„Sage mir nun noch einmal, ich habe Geheimnisse für Dich!"

„Nein, und Dein Vertrauen ehrt Dich in meinen Augen. Dein fürstlicher Vater ist also reich, außerordentlich reich?"

„Ich glaube wohl. Er kennt sein Vermögen selbst nicht."

„Ist es möglich?"

„Verdammt, ich sehe es wohl, ich, der ich zu jeder Stunde bei ihm empfangen werde. Eines Tags brachte ihm ein Bankdiener fünfzig tausend Franken in einem

Portefeuille so dick wie Deine Serviette; gestern brachte ihm sein Banquier hundert tausend Franken in Gold."

Caderousse war betäubt; es kam ihm vor, als hätten die Worte des jungen Mannes den Ton des Metalls, und als hörte er Cascaden von Goldstücken rollen.

„Und Du besuchst dieses Haus?" rief er naiv.

„Wann ich will."

Caderousse blieb einen Augenblick nachdenklich; man konnte leicht sehen, daß er in seinem Innern einen tiefen Gedanken erwog.

Dann rief er plötzlich:

„Wie gern möchte ich dies Alles sehen, und wie schön muß es sein!"

„Es ist in der That prachtvoll!"

„Wohnt er nicht in der Avenue des Champs-Elysées?"

„Numero dreißig."

„Ah!" sprach Caderousse, „Numero dreißig?"

„Ja, ein schönes, einzeln stehendes Haus zwischen Hof und Garten, es läßt sich leicht erkennen."

„Wohl möglich; doch es ist nicht das Aeußere, was mich beschäftigt, sondern das Innere: die schönen Geräthschaften, die man dort finden muß!"

„Hast Du die Tuilerien gesehen?"

„Nein."

„Nun, das ist noch schöner!"

„Sage mir, Andrea, es muß gut sein, sich zu bücken, wenn der brave Herr Monte Christo seine Börse fallen läßt?"

„Oh, mein Gott! es ist nicht der Mühe werth, diesen Augenblick abzuwarten, das Geld findet sich in seinem Hause wie das Obst auf einem Baumgute."

„Sprich, Andrea, Du solltest mich einmal dahin führen."

„Ist dies möglich? unter welchem Titel?"

„Ganz richtig, aber Du hast mir das Wasser in den Mund gezogen, und ich muß es durchaus sehen."

„Keine Albernheiten!"

„Ich werde mich als Bodenwichser vorstellen."

„Es sind überall Teppiche gelegt."

„Ah verdammt! dann muß ich mich begnügen, die Sache in der Einbildungskraft zu sehen."

„Glaube, das ist das Beste."

„Suche mir wenigstens begreiflich zu machen, wie das sein mag."

„Wie soll ich dies?"

„Nichts leichter. Ist es groß?"

„Nicht zu groß und nicht zu klein."

„Wie ist es eingetheilt?"

„Ich müßte Tinte und Papier haben, um einen Plan zu machen."

„Ich gebe Dir," sprach Caderousse lebhaft.

Und er holte aus einem alten Schranke ein Blatt weißes Papier, Tinte und eine Feder.

„Zeichne mir Alles auf das Papier, mein Sohn," sprach Caderousse.

Andrea nahm die Feder mit einem unmerklichen Lächeln und begann:

„Das Haus liegt, wie ich Dir gesagt habe, zwischen Hof und Garten; siehst Du, so."

Und er machte eine Skizze vom Garten, vom Hof und vom Hause.

„Hohe Mauer?"

„Nein, höchstens acht bis zehn Fuß."

„Das ist nicht klug," sprach Caderousse.

„Im Hofe Kästen mit Orangebäumen, Rasen, Blumenbeete."

„Und keine Wolfsfallen?"

„Nein."

„Die Ställe?"

„Auf beiden Seiten des Gitters, wie Du hier siehst."

Andrea führte seinen Plan weiter aus.

„Das Erdgeschoß?" fragte Caderousse.

„Im Erdgeschoße ein Speisesaal, zwei Salons, ein

Billardzimmer, die Treppe im Vorhause und eine kleine Geheimtreppe."

„Die Fenster?"

„Die Fenster prächtig, so schön und so breit, daß, meiner Treue, ein Mann von Deiner Gestalt durch jede Scheibe schlüpfen könnte."

„Warum Treppen, wenn man solche Fenster hat?"

„Luxus, reiner Luxus!"

„Aber Läden?"

„Ja, Läden, deren man sich jedoch nie bedient. Monte Christo ist ein Original und sieht gern in der Nacht den Himmel."

„Und die Bedienten, wo schlafen sie?"

„Oh! sie haben ihr eigenes Haus. Denke Dir einen hübschen Schoppen rechts beim Eingang, auf diesem Schoppen ist eine Anzahl von Zimmern für die Bedienten, mit Schellen, welche mit den Zimmern in Verbindung stehen."

„Ah, Teufel! Schellen."

„Du sagst? . . ."

„Ich, nichts. Ich sage, es sei sehr theuer, Schellen anzubringen, und frage Dich, wozu soll das nützen?"

„Früher war ein Hund da, der im Hofe umherging, doch man hat ihn zu dem Hause in Auteuil bringen lassen, Du weißt, wo Du mich damals erwartetest?"

„Ja."

„Ich sagte ihm gestern erst: „„Das ist unklug von Ihnen, Herr Graf, denn wenn Sie nach Auteuil gehen und Ihre Diener mitnehmen, so bleibt das Haus allein.""

„„Nun!"" fragte er mich, „„und sodann?""

„„Sodann wird man Sie an einem schönen Tage bestehlen.""

„Was antwortete er?"

„Was er mir antwortete?"

„Ja."

„Er antwortete mir: „„Was thut das mir, wenn man mich bestiehlt?““

„Andrea, es ist dort ein Secretär mit einer mechaschen Vorrichtung.“

„Wie so?“

„Ja, der den Dieb in einem Gitter packt und eine Melodie spielt. Man hat mir gesagt, es wäre ein solcher bei der letzten Ausstellung gewesen.“

„Er hat ganz einfach einen Secretär von Mahagoniholz, an welchem ich beständig den Schlüssel gesehen habe.“

„Und man bestiehlt ihn nicht?“

„Nein, die Leute in seinem Dienst sind ihm sehr ergeben.“

„In diesem Secretär wird vielleicht Geld sein?“

„Vielleicht .... man kann nicht wissen, was darin ist.“

„Und wo steht er?“

„Im ersten Stocke.“

„Mache mir ein wenig den Plan vom ersten Stocke, wie Du mir den vom Erdgeschoße gemacht hast.“

„Das ist leicht.“

Andrea nahm wieder die Feder.

„Im ersten, siehst Du, finden sich ein Vorzimmer, Salon; rechts Salon, Bibliothek und Arbeitscabinet; links Salon, ein Schlafzimmer und ein Ankleidezimmer. In diesem Ankleidezimmer ist der Secretär.“

„Hat das Ankleidezimmer ein Fenster?“

„Zwei, da und da.“

Und Andrea zeichnete zwei Fenster an das Zimmer, das auf dem Plane die Ecke bildete und sich als ein minder großes Gevierte dem langen Gevierte des Schlafzimmers beigefügt darstellte.

Caderousse wurde träumerisch.

„Fährt er oft nach Auteuil?“ fragte er.

„Zwei oder dreimal in der Woche; morgen z. B. soll er dort den Tag und die Nacht zubringen.“

„Weißt Du das gewiß?"

„Er hat mich dahin zum Mittagessen eingeladen."

„Das lasse ich mir gefallen, das ist ein Leben!" rief Caderousse: „ein Haus in der Stadt, ein Haus auf dem Lande."

„So geht es, wenn man reich ist."

„Und Du wirst bei ihm speisen?"

„Wahrscheinlich."

„Wenn Du dort speisest, so schläfst Du auch dort?"

„Wenn es mir Vergnügen macht. Ich bin bei dem Grafen wie zu Hause."

Caderousse schaute den jungen Mann an, als wollte er die Wahrheit aus der Tiefe seines Herzens reißen. Aber Andrea zog eine Cigarrenbüchse aus der Tasche, nahm eine Havanna daraus, zündete sie ruhig an und begann ohne allen Schein einer Absicht zu rauchen.

„Wann willst Du Deine fünfhundert Franken?" fragte er Caderousse.

„Sogleich, wenn Du sie bei Dir hast."

Andrea zog fünfundzwanzig Louis d'or aus seiner Tasche.

„Füchse?" sagte Caderousse, „nein, ich danke!"

„Wie, Du verachtest sie?"

„Nein, ich schätze sie im Gegentheil, aber ich will keine haben."

„Du gewinnst den Aufwechsel, Dummkopf, das Gold gilt fünf Sous."

„So ist es, und der Wechsler wird dem Freunde Caderousse Jemand nachschicken, und man wird ihn festnehmen, und dann wird er sagen müssen, wer die Pächter sind, die ihm seine Zinse in Gold bezahlen. Keine Albernheiten, Kleiner, ganz einfach Silber, runde Stücke, mit dem Bildniß irgend eines Monarchen. Jedermann kann es zu einem Fünffrankenstücke bringen."

„Du begreifst, daß ich keine fünfhundert Franken bei mir trage, ich hätte einen Commissionär mitnehmen müssen."

„Gut, so lasse sie bei Dir zurück, bei Deinem Portier, er ist ein braver Mann, und ich werde sie dort abholen."

„Heute?"

„Nein, morgen, heute habe ich keine Zeit."

„Wohl, es sei, wenn ich morgen nach Auteuil fahre, lasse ich Dir das Geld zurück."

„Ich kann darauf zählen?"

„Vollkommen!"

„Ich will zum Voraus meine Wärterin in Beschlag nehmen."

„Thue dies: aber nicht wahr, damit ist es aus, Du quälst mich nicht mehr?"

„Nie."

Caderousse wurde so düster, daß Andrea befürchtete, er werde gezwungen sein, diese Veränderung wahrzunehmen. Er verdoppelte daher seine Heiterkeit und Sorglosigkeit.

„Wie munter Du bist," sprach Caderousse, „man sollte glauben, Du hättest bereits Deine Erbschaft in den Händen!"

„Nein, leider nicht! . . . aber an dem Tage, wo ich sie habe . . ."

„Nun?"

„Nun, ich sage Dir nur, man wird sich seiner Freunde erinnern."

„Ja, da Du ein so gutes Gedächtniß hast."

„Was denkst Du? ich glaubte, Du wolltest etwas von mir erpressen oder mich prellen."

„Ich! welch ein Gedanke! ich, der ich Dir im Gegentheil noch einen Freundesrath zu geben habe."

„Sprich!"

„Laß den Diamant, den Du am Finger trägst, hier. Ah! Du willst machen, daß wir Beide gefangen werden? Du willst uns Beide durch solche Dummheiten zu Grunde richten?"

„Warum dies?"

„Wie! Du nimmst eine Livree, Du verkleidest Dich als Lackei, und behältst am Finger einen Diamant von vier bis fünftausend Franken?"

„Teufel, wie richtig Du zu schätzen weißt! Warum läßt Du Dich nicht zum Taxations-Commissär machen?"

„Ich verstehe mich auf Diamanten, ich habe dergleichen gesehen."

„Ich rathe Dir, Dich dessen zu rühmen," sagte Andrea, der ohne über diese neue Auspressung, wie es Caderousse befürchtete, zornig zu werden, den Ring hingab.

Caderousse schaute ihn so scharf an, daß Andrea begriff, er untersuche, ob die Kanten des Schnittes scharf wären.

„Es ist ein falscher Diamant," sprach Caderousse.

„Du scherzest!" rief Andrea.

„Aergere Dich nicht, man kann solche haben."

Caderousse ging an das Fenster, ließ den Diamant über die Scheiben gleiten, und man hörte das Glas krachen.

„Confiteor!" sprach Caderousse, den Diamant an seinen kleinen Finger steckend, „ich täuschte mich; doch diese Schufte von Juwelieren ahmen die Steine so gut nach, daß man es nicht mehr wagt, in den Bijouterieläden zu stehlen; das ist abermals ein gelähmter Gewerbszweig."

„Nun, ist es vorbei?" sagte Andrea „hast Du noch etwas von mir zu verlangen? Brauchst Du etwa meine Weste, willst Du meine Mütze? sprich unverhohlen."

„Nein, Du bist im Ganzen ein guter Kamerad. Ich halte Dich nicht mehr zurück, und werde bemüht sein, mich von meiner Eitelkeit zu heilen."

„Doch nimm Dich in Acht, daß Dir beim Verkaufe des Diamants nicht begegnet, was Du bei dem Gelde befürchtetest."

„Sei unbesorgt, ich werde ihn nicht verkaufen."

„Wenigstens nicht bis übermorgen," dachte der junge Mann.

„Glücklicher Bursche," sprach Caderousse, „Du gehst und findest wieder Deine Lackeien, Deine Pferde, Deinen Wagen und Deine Braut."

„Ja wohl!"

„Sage doch, ich hoffe, Du wirst mir ein schönes Hochzeitgeschenk an dem Tage machen, wo Du die Tochter meines Freundes Danglars heirathest?"

„Ich habe Dir bereits gesagt, es wäre eine Einbildung, die Du Dir in den Kopf gesetzt."

„Wie viel Mitgift?"

„Ich sage Dir . . ."

„Eine Million?"

Andrea zuckte die Achseln.

„Eine Million also," sprach Caderousse; „Du wirst nie so viel haben, als ich Dir wünsche."

„Ich danke."

„Oh! es kommt von gutem Herzen," fügte Caderousse lachend bei. „Warte, ich will Dich zurückführen."

„Es ist nicht nöthig."

„Doch."

„Warum dies?"

„Weil an der Thüre ein kleines Geheimniß obwaltet; es ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich nehmen zu müssen geglaubt habe; Schloß Huret und Fichet, durchgesehen und verbessert von Gaspard Caderousse. Ich mache Dir ein ähnliches, wenn Du einmal Capitalist bist."

„Ich danke," sprach Andrea, „ich werde Dich acht Tage vorher davon in Kenntniß setzen lassen."

Sie trennten sich. Caderousse blieb auf dem Ruheplatze stehen, bis er Andrea nicht nur die drei Stockwerke hinab, sondern auch durch den Hof hatte gehen sehen; dann kehrte er eilig zurück, schloß sorgfältig wieder seine Thüre, und fing an, als gelehrter Architekt den Plan zu studiren, den ihm Andrea gemacht hatte.

„Dieser liebe Benedetto," sagte er, „ich glaube, es wäre ihm nicht leid, wenn er erben würde, und derjenige, welcher den Tag vorrückt, wo er die fünfmal hundert tausend Franken einstreichen darf, wird nicht sein schlimmster Freund sein."

Achtes Kapitel.

Der Einbruch.

Am andern Tage nach dem von uns mitgetheilten Gespräche begab sich der Graf von Monte Christo wirklich mit Ali und mehreren Dienern und mit Pferden, die er probiren wollte, nach Auteuil. Zu dieser Abreise, an die er am Tage vorher nicht dachte, und an welche Andrea eben so wenig dachte, bestimmte ihn hauptsächlich die Ankunft von Bertuccio, der, aus der Normandie zurückgekehrt, Nachrichten vom Hause und von der Corvette überbrachte.

Das Haus war bereit und die Corvette, welche seit acht Tagen in einer kleinen Bucht mit ihrer Equipage von sechs Mann vor Anker lag, konnte, nachdem sie alle Förmlichkeiten erfüllt, auf den ersten Wink ihres Gebieters wieder in See gehen.

Der Graf lobte den Eifer von Bertuccio und forderte ihn auf, sich zu einer schnellen Abreise fertig zu halten, da sich sein Aufenthalt in Frankreich nicht mehr über einen Monat ausdehnen würde.

„Ich muß nun vielleicht in einer Nacht von Paris nach dem Treport reisen," sagte er zu ihm, „und

will acht Relais auf der Straße aufgestellt haben, welche mir fünfzig Lieues in zehn Stunden zu machen erlauben."

„Euere Excellenz hat früher diesen Wunsch kundgegeben," antwortete Bertuccio, „und die Pferde stehen bereit, ich habe sie selbst angekauft und in den bequemsten Orten, nämlich in Dörfern, wo gewöhnlich Niemand anhält, einquartirt."

„Es ist gut," sprach Monte Christo, „ich bleibe einen oder zwei Tage hier, richten Sie sich dem gemäß ein."

Als Bertuccio hinauszugehen im Begriff war, um alle Befehle in Beziehung auf diesen Aufenthalt zu ertheilen, öffnete Baptistin die Thüre: er brachte einen Brief auf einem Plättchen von Vermeil.

„Was machen Sie hier?" fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt erblickte, „ich habe Sie nicht verlangt, wie mir scheint?"

Ohne zu antworten, näherte sich Baptistin dem Grafen, bot ihm den Brief und sprach:

„Wichtig und dringend."

Der Graf öffnete den Brief und las.

„Herr von Monte Christo wird benachrichtigt, daß in dieser Nacht ein Mensch in sein Haus auf den Champs-Elysées dringen wird, um Papiere zu stehlen, die er in dem Secretär des Ankleidezimmers eingeschlossen glaubt. Man weiß, daß der Graf von Monte Christo muthig genug ist, um nicht seine Zuflucht zu einem Einschreiten der Polizei zu nehmen, zu einem Einschreiten, das denjenigen, welcher ihm diesen Rath gibt, gewaltig gefährden müßte. Der Herr Graf kann sich durch eine Oeffnung aus dem Schlafzimmer in das Cabinet, oder sich im Cabinet in Hinterhalt legend selbst Gerechtigkeit verschaffen. Viele Leute und offenbare Vorsichtsmaßregeln würden sicherlich den Bösewicht entfernen und den Herrn Grafen der Gelegenheit berauben, einen Feind kennen zu lernen, den durch einen

Zufall die Person entdeckte, die dem Grafen diesen Rath gibt, welchen zu wiederholen sie vielleicht nicht Gelegenheit hätte, wenn dieses Unternehmen scheitern und der Bösewicht ein anderes versuchen würde."

Der Graf glaubte zuerst, es wäre eine List von Dieben, eine plumpe Falle, die ihm eine geringe Gefahr bezeichnete, um ihn einer ernsten Gefahr preiszugeben. Er wollte den Brief, trotz der Empfehlung und vielleicht gerade wegen der Empfehlung des anonymen Freundes, zu einem Polizeicommissär tragen lassen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, es könnte wirklich ein Feind von ihm sein, den er allein zu erkennen vermöchte, und von dem er allein, vorkommenden Falles, Nutzen zu ziehen im Stande wäre, wie dies Fiesco bei dem Mohren gethan, der ihn hatte ermorden wollen.

Man kennt den Grafen; wir brauchen nicht zu sagen, daß es ein Geist voll Kühnheit und Kraft war, der sich gegen das Unmögliche mit jener Energie anstemmte, welche allein die erhabenen Menschen bildet. Durch das Leben, das er geführt, durch den Entschluß, den er gefaßt und gehalten, vor nichts zurückzuweichen, war der Graf dahin gelangt, daß er unbekannte Genüsse in den Kämpfen fand, die er zuweilen gegen die Natur, welche Gott ist, und gegen die Welt unternahm, welche ganz wohl für den Teufel gelten kann.

„Sie wollen mir nicht meine Papiere stehlen, sie wollen mich tödten," sagte Monte Christo; „es sind keine Diebe, es sind Mörder. Der Polizeipräfect soll sich nicht in meine Privatangelegenheiten mischen. Ich bin meiner Treue reich genug, um bei dieser Sache das Budget seiner Verwaltung jeder Ausgabe zu überheben."

Der Graf rief Baptistin zurück, der, nachdem er den Brief überreicht, das Zimmer verlassen hatte.

„Sie begeben sich sogleich nach Paris und brin-

gen alle Diener hieher," sagte er zu ihm. „Ich brauche alle meine Leute in Auteuil."

„Soll nicht irgend Jemand zu Hause bleiben, Herr Graf?" fragte Baptistin.

„Ja wohl, der Portier."

„Der Herr Graf wolle bedenken, daß es weit von der Loge bis zum Hause ist."

„Nun?"

„Man könnte die ganze Wohnung ausplündern, ohne daß er den geringsten Lärmen hören würde."

„Wer könnte dies thun?"

„Diebe."

„Sie sind ein Einfaltspinsel, Herr Baptistin; sollten die Diebe die ganze Wohnung ausplündern, so werden Sie mir doch keine so große Unannehmlichkeit bereiten, als mir ein schlecht geleisteter Dienst bereiten würde."

Baptistin verbeugte sich.

„Sie verstehen mich," sprach der Graf; „Sie bringen alle Ihre Kameraden mit, vom ersten bis zum letzten; alles Uebrige aber bleibe im gewöhnlichen Zustand; Sie werden die Läden des Erdgeschoßes schließen, das genügt."

„Und die vom ersten Stocke?"

„Sie wissen, daß man sie nie schließt. Gehen Sie."

Der Graf ließ sagen, er würde allein speisen, und wolle nur von Ali bedient werden.

Er speiste mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Mäßigkeit, bedeutete nach dem Mittagsmahle Ali durch ein Zeichen, er habe ihm zu folgen, entfernte sich durch die kleine Thüre, erreichte das Bois de Boulogne, als ob er spazieren ginge, schlug den Weg nach Paris ein, und befand sich mit Einbruch der Nacht vor seinem Hause auf den Champs-Elysées.

Alles war düster: es brannte nur ein schwaches Licht in der Loge des Portier, welche etwa vierzig Schritte von dem Hause entfernt war.

Monte Christo lehnte sich an einen Baum und durchforschte mit jenem Auge, das ihn selten täuschte, die doppelte Allee, betrachtete die Vorübergehenden und tauchte seinen Blick in die nächsten Straßen, um zu sehen, ob nicht irgend Jemand im Hinterhalt läge.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte er sich völlig überzeugt, daß ihn Niemand belauerte.

Er lief sogleich mit Ali nach der kleinen Thüre, trat rasch ein und erreichte auf der Gesindetreppe, zu der er den Schlüssel hatte, sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Vorhang zu öffnen oder zu verschieben, ohne daß der Portier vermuthen konnte, das Haus, das er leer glaubte, habe seinen Hauptbewohner wiedergefunden.

In seinem Schlafzimmer angelangt, hieß er Ali durch ein Zeichen stille stehen, dann ging er in das Cabinet und untersuchte es; Alles war in seinem gewöhnlichen Zustand: der kostbare Secretär an seinem Platze und der Schlüssel am Secretär; er schloß ihn doppelt, nahm den Schlüssel, kehrte zu der Thüre des Schlafzimmers zurück, riß die doppelte Schließkappe des Riegels ab und ging hinein.

Während dieser Zeit legte Ali auf einen Tisch die Waffen, die der Graf von ihm verlangt hatte, nämlich einen kurzen Carabiner und ein Paar Doppelpistolen, deren übereinander gelegte Läufe auf das Sicherste zu zielen gestatteten. So bewaffnet, hielt der Graf das Leben von fünf Personen in seinen Händen.

Es war halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen in der Eile ein Stück Brod und tranken ein Glas spanischen Wein; dann schob Monte Christo eine von den beweglichen Füllungen auf die Seite, welche ihm von einem Zimmer in das andere zu sehen erlaubten. Er hatte im Bereiche seiner Hand die Pistolen und den Carabiner, und Ali stand neben ihm und hielt in der Faust eine von jenen kleinen arabischen Aexten, welche seit den Kreuzzügen ihre Form nicht verändert haben.

Durch ein Fenster des Schlafzimmers, das parallel mit dem des Cabinets lag, konnte der Graf auf die Straße sehen. So vergingen zwei Stunden; es herrschte die tiefste Finsterniß, und dennoch unterschieden Ali, vermöge seiner wilden Natur, und der Graf, ohne Zweifel vermöge einer erlangten Eigenschaft, in der Nacht das schwächste Zittern der Bäume im Hofe. Seit geraumer Zeit war das Licht in der Loge des Portier erloschen.

Es ließ sich denken, daß der Angriff, wenn der beabsichtigte Angriff wirklich ausgeführt werden sollte, durch die Treppe des Erdgeschoßes und nicht durch ein Fenster stattfinden würde. Nach den Ansichten des Grafen wollten die Mörder an sein Leben und nicht an sein Geld. Sie würden also in seinem Schlafzimmer angreifen, und zu seinem Schlafzimmer würden sie entweder auf der Geheimtreppe oder durch das Fenster des Cabinets gelangen.

Er stellte Ali an die Thüre der Treppe und überwachte fortwährend das Cabinet.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr im Invalidenhause; der Westwind brachte auf seinen feuchten Schwingen den düstern Ton der drei Schläge.

Als der letzte Schlag erstarb, glaubte der Graf ein leichtes Geräusch auf der Seite des Cabinets zu hören; auf dieses erste Geräusch, oder vielmehr auf dieses erste Knirschen, folgte ein zweites, dann ein drittes; bei dem vierten wußte er, woran er sich zu halten hatte. Eine feste und geübte Hand war damit beschäftigt, die vier Seiten einer Scheibe mit einem Diamant zu durchschneiden.

Der Graf fühlte, wie sein Herz rascher schlug. So sehr die Menschen auch gegen die Gefahr abgehärtet, so gut sie von der Gefahr unterrichtet sein mögen, so erkennen sie doch immer an dem Beben ihres Herzens und an dem Zittern ihres Fleisches den ungeheuren Unterschied, welcher zwischen dem Traume und der Wirk-

lichkeit, zwischen dem Vorhaben und der Ausführung besteht.

Der Graf machte jedoch nur ein Zeichen, um Ali in Kenntniß zu setzen; dieser begriff, daß die Gefahr auf der Seite des Cabinets war, und trat einen Schritt näher zu seinem Herrn.

Monte Christo war begierig, zu erfahren, mit was für Feinden und mit wie viel Feinden er es zu thun hatte.

Das Fenster, an welchem man arbeitete, lag der Oeffnung gegenüber, durch die der Graf seinen Blick in das Cabinet tauchte. Seine Augen richteten sich nach diesem Fenster: er sah einen dichteren Schatten von der Finsterniß sich abheben, dann wurde eine von den Scheiben völlig undurchsichtig, als ob man von Außen ein Blatt Papier daran klebte, und endlich krachte die Scheibe ohne zu fallen. Durch die im Fenster bewerkstelligte Oeffnung streckte sich ein Arm herein, der den inneren Riegel suchte; eine Secunde nachher drehte sich das Fenster auf seinen Angeln, und ein Mensch kam herein.

Dieser Mensch war allein.

„Das ist ein kecker Bursche," murmelte der Graf.

In diesem Augenblick fühlte er, daß ihn Ali leicht an der Schulter berührte; er wandte sich um. Ali deutete auf das nach der Straße gehende Fenster des Zimmers, in welchem sie waren.

Monte Christo machte drei Schritte gegen dieses Fenster, denn er kannte die ausgezeichnete Feinheit der Sinne seines treuen Dieners. Er sah wirklich einen anderen Menschen, der sich von einer Thüre losmachte, und, auf einen Weichstein steigend, wie es schien, zu sehen suchte, was bei dem Grafen vorging.

„Gut!" sagte er, „sie sind ihrer zwei; der Eine handelt, der Andere steht auf der Lauer."

Er hieß Ali durch ein Zeichen den Mann von der Straße nicht aus dem Gesichte verlieren, und kehrte zu dem des Cabinets zurück.

Der Scheibenschneider war eingetreten und schaute sich die Arme vor sich ausstreckend, um.

Endlich schien er sich von Allem Rechenschaft gegeben zu haben; es waren zwei Thüren im Cabinet, und er schickte sich an, die Riegel von beiden vorzustoßen.

Als er sich der des Schlafzimmers näherte, glaubte Monte Christo, er wollte hereinkommen, und hielt eine von seinen Pistolen bereit; doch er hörte ganz einfach das Geräusch der durch ihre Ringe schlüpfenden Riegel. Es war nur eine Vorsichtsmaßregel; der nächtliche Gast, welcher nicht wußte, daß der Graf dafür besorgt gewesen war, die Schließkappe wegzunehmen, konnte sich nun als zu Hause betrachten und in vollkommener Ruhe handeln.

Allein und frei in seinen Bewegungen, zog der Mann aus seiner weiten Tasche etwas, das der Graf nicht unterscheiden konnte, legte dieses Etwas auf ein Tischchen, ging gerade auf den Secretär zu, betrachtete ihn an der Stelle des Schlosses und bemerkte, daß der Schlüssel wider sein Erwarten fehlte.

Doch der Scheibenzerbrecher war ein behutsamer Mann, der für Alles vorhergesehen hatte; der Graf hörte bald das Klirren von Eisen an Eisen, das, wenn man ihn schüttelt, der Bund formloser Schlüssel erzeugt, welche die Schlosser bringen, wenn man sie holen läßt, um eine Thüre zu öffnen, und denen die Diebe den Namen Nachtigallen gegeben haben, ohne Zweifel wegen des Vergnügens, mit dem sie ihren nächtlichen Gesang hören, wenn dieselben an einem Schlosse klirren.

„Ah! ah!“ murmelte Monte Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung, „es ist nur ein Dieb.“

Aber der Mann konnte in der Dunkelheit das passende Werkzeug nicht herausfinden. Er nahm daher seine Zuflucht zu dem Gegenstand, den er auf das Tischchen gelegt hatte, ließ eine Feder spielen, und alsbald sandte ein bleiches Licht, welches jedoch stark genug war,

daß man sehen konnte, seinen goldenen Reflex auf die Hände und das Gesicht dieses Menschen.

„Halt!“ flüsterte plötzlich Monte Christo, mit einer Bewegung des Erstaunens zurückweichend, „es ist . . .“

Ali hob seine Axt.

„Rühre Dich nicht,“ sagte Monte Christo leise zu ihm, „laß Deine Axt liegen, wir brauchen hier keine Waffen mehr.“

Dann fügte er einige Worte, seine Stimme noch mehr dämpfend, bei, denn der Ausruf, welchen, so schwach er auch gewesen, das Erstaunen dem Grafen entrissen hatte, war hinreichend, um den Mann beben zu machen, der in der Stellung des antiken Scheerenschleifers blieb.

Der Graf hatte Ali einen Befehl gegeben, denn dieser entfernte sich sogleich und machte von der Wand des Alkoven einen schwarzen Rock und einen dreieckigen Hut los. Während dieser Zeit warf Monte Christo rasch seinen Rock, seine Weste und sein Hemd von sich, und man konnte, vermöge des Lichtstrahls, der durch den Spalt der Füllung drang, eine von jenen geschmeidigen, feinen Tuniken von stählernen Maschen sehen, deren letzte in Frankreich, wo man keine Dolche mehr fürchtet, vielleicht von Ludwig XVI. getragen wurde, welcher vor dem Messer für seine Brust bange hatte und mit dem Beile in den Kopf getroffen wurde.

Diese Tunik verschwand bald unter einer langen Sutane, wie die Haare des Grafen unter einer Perrücke mit Tonsur; auf die Perrücke gesetzt, verwandelte der dreieckige Hut den Grafen vollends in einen Abbé.

Der Mann hatte sich indessen, als er nichts mehr hörte, erhoben, und ging, während der Graf von Monte Christo seine Metamorphose bewerkstelligte, gerade auf den Secretär zu, dessen Schloß unter seiner Nachtigall zu krachen anfing.

„Gut!“ murmelte der Graf, der sich ohne Zweifel auf irgend ein Geheimniß der Schlosserei verließ,

das dem Manne der Dietriche, so geschickt er auch sein mochte, nicht bekannt war: „Gut! du wirst für ein paar Minuten genug haben . . .“ Und er trat an das Fenster.

Der Mensch, welchen er hatte auf einen Weichstein steigen sehen, war wieder herabgestiegen und ging in der Straße auf und ab; aber statt sich um diejenigen zu bekümmern, welche durch die Avenue des Champs-Elysées oder durch den Faubourg Saint-Honoré herbeikommen konnten, schien er seltsamer Weise nur mit dem beschäftigt, was bei dem Grafen vorging, und alle seine Bewegungen hatten zum Zwecke, zu sehen, wie sich die Sache in dem Cabinet gestaltete.

Monte Christo schlug sich plötzlich vor die Stirne und ließ über seine halbgeöffneten Lippen ein leichtes Lächeln hinschweben.

Dann näherte er sich Ali und sagte leise zu ihm:

„Bleibe hier in der Dunkelheit verborgen, und welches Geräusche Du auch hören magst, was auch vorgehen mag, tritt nicht eher ein und zeige Dich nicht eher, als bis ich Deinen Namen rufe.“

Ali machte mit dem Kopfe ein Zeichen, daß er verstanden habe und gehorchen werde.

Hienach zog Monte Christo aus einem Schranke eine angezündete Kerze hervor, und in dem Augenblick, wo der Dieb am meisten mit dem Schlosse beschäftigt war, öffnete er sachte die Thüre, wobei er dafür sorgte, daß das Licht, welches er in der Hand hielt, vollständig auf sein Gesicht fiel.

Die Thüre drehte sich so sachte, daß der Dieb das Geräusch nicht hörte, aber zu seinem großen Erstaunen sah dieser plötzlich, daß sich das Zimmer erleuchtete. Er wandte sich um.

„Ei! guten Abend, mein lieber Herr Caderousse,“ sprach Monte Christo, „was Teufels wollen Sie denn zu dieser Stunde hier machen?“

„Der Abbé Busoni!“ rief Caderousse.

Und da er nicht wußte, wie diese seltsame Erscheinung bis zu ihm gekommen war, insofern er doch die Thüre geschlossen hatte, ließ er seinen Bund falscher Schlüssel fallen und blieb bestürzt und unbeweglich auf dem Platze. Der Graf stellte sich zwischen Caderousse und das Fenster und schnitt so dem erschrockenen Diebe sein einziges Rückzugsmittel ab.

„Der Abbé Busoni!" wiederholte Caderousse, den Grafen mit stieren Augen anschauend.

„Allerdings der Abbé Busoni," versetzte Monte Christo, „er selbst, in Person, und es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen, mein lieber Herr Caderousse, das beweist, daß wir ein gutes Gedächtniß haben, denn wenn ich mich nicht täusche, sind es bald zehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen."

Diese Ruhe, diese Ironie, diese Gewalt erfaßten den Geist von Caderousse mit einem schwindelartigen Schrecken.

„Der Abbé! der Abbé!" murmelte er, während seine Zähne klapperten und seine Hände sich krampfhaft zusammenzogen.

„Wir wollen also den Herrn Grafen von Monte Christo bestehlen?" fuhr der vermeintliche Abbé fort.

„Mein Herr Abbé," murmelte Caderousse, der das Fenster zu erreichen suchte, welches ihm Monte Christo unbarmherzig abschnitt, „mein Herr Abbé, ich weiß nicht . . . ich bitte Sie, zu glauben . . . ich schwöre Ihnen . . ."

„Ein Fenster durchschnitten," fuhr der Graf fort, „eine Blendlaterne, ein Bund Nachtigallen, ein halb gesprengter Secretär, das ist doch klar."

Caderousse erstickte beinahe in seiner Halsbinde, er suchte eine Ecke, in der er sich verbergen, ein Loch, durch das er verschwinden könnte.

„Ah! ich sehe, Sie sind immer noch derselbe, mein Herr Mörder," sprach der Graf.

„Herr Abbé, da Sie Alles wissen, so wissen Sie

auch, daß nicht ich es war, sondern die Carconte; es ist dies im Prozeß erkannt worden, da sie mich nur zu den Galeeren verurtheilt haben."

„Sie haben also Ihre Zeit beendigt, da ich Sie hier gerade damit beschäftigt finde, sich wieder auf die Galeeren schicken zu lassen?"

„Nein, Herr Abbé, ich bin durch Jemand befreit worden."

„Dieser Jemand hat der Gesellschaft einen vortrefflichen Dienst geleistet!"

„Ah! ich hatte jedoch versprochen..."

„Sie sind also bannbrüchig?" unterbrach ihn Monte Christo.

„Ach! ja," erwiederte Caderousse in größter Unruhe.

„Schlechter Rückfall... das wird Sie, wenn ich mich nicht täusche, auf den Richtplatz bringen. Schlimm, schlimm, Diavolo! wie die Weltlichen meines Landes sagen."

„Herr Abbé, ich gebe einem Zuge nach..."

„Das behaupten alle Verbrecher."

„Die Noth..."

„Schweigen Sie doch," sprach mit verächtlichem Tone Busoni, „die Noth kann dahin führen, daß man ein Almosen fordert, daß man ein Brod an der Thüre eines Bäckers stiehlt, aber nicht daß man einen Secretär in einem Hause sprengt, welches man unbewohnt glaubt. War es auch die Noth, als Sie den Juwelier Joannès, der Ihnen fünf und vierzig tausend Franken für den Diamant, welchen Sie von mir erhalten, ausbezahlte, ermordeten, um den Diamant und das Geld zu haben?"

„Verzeihung, Herr Abbé, Sie haben mich schon einmal gerettet, wenn Sie noch einmal..."

„Das ermuthigt mich nicht."

„Sind Sie allein, Herr Abbé," fragte Caderousse die Hände faltend, „oder haben Sie bereits Gendarmen in Ihrer Nähe, um mich festzunehmen?"

„Ich bin ganz allein," antwortete der Abbé, „und

werde noch einmal Mitleid mit Ihnen haben und Sie gehen lassen, welches Unglück auch meine Schwäche nach sich ziehen dürfte, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen."

„Ah! mein Herr Abbé," rief Caderousse, sich Monte Christo einen Schritt nähernd, „ich kann wohl sagen, daß Sie mein Retter sind."

„Sie behaupten, man habe Sie aus dem Bagno befreit?"

„Oh! so wahr ich Caderousse heiße, Herr Abbé!"

„Wer dies?"

„Ein Engländer,"

„Wie hieß er?"

„Lord Wilmore."

„Ich kenne ihn und werde also erfahren, ob Sie lügen."

„Mein Herr Abbé, ich spreche die reine Wahrheit."

„Dieser Engländer beschützte Sie?"

„Nicht mich, sondern einen jungen Corsen, der mein Kettengefährte war."

„Wie hieß dieser junge Corse."

„Benedetto."

„Das ist ein Taufname?"

„Er hatte keinen andern, denn er war ein Findelkind."

„Also ist dieser junge Mann mit Ihnen entwichen?"

„Ja."

„Wie dies?"

„Wir arbeiteten in Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-Mandrier?"

„Ich kenne es."

„Nun! während man schlief, von Mittag bis um ein Uhr ..."

„Galeerensklaven, welche Siesta halten! Man beklage doch diese Bursche!" sprach der Abbé.

„Verdammt!" rief Caderousse, „man kann nicht immer arbeiten, man gehörte nicht zu den Hunden."

„Zum Glück für die Hunde.“

„Während also die Andern Siesta hielten, entfernten wir uns ein wenig, durchsägten unsere Ketten mit einer Feile, die uns der Engländer hatte zukommen lassen, und flüchteten uns schwimmend.“

„Was ist aus diesem Benedetto geworden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie müssen es jedoch wissen.“

„In der That nicht. Wir trennten uns in Hyères.“

Und um seiner Betheurung mehr Gewicht zu verleihen, machte Caderousse abermals einen Schritt gegen den Abbé, welcher unbeweglich, stets ruhig und forschend, auf seinem Platze blieb.

„Sie lügen!“ sprach der Abbé mit einem Ausdruck unwiderstehlicher Herrschaft.

„Herr Abbé!“

„Sie lügen! Sie lügen! Dieser Mensch ist noch Ihr Freund, und Sie bedienen sich vielleicht desselben als eines Genossen.“

„O Herr Abbé! ...“

„Wie haben Sie gelebt, seitdem Sie Toulon verlassen? Antworten Sie.“

„Wie ich konnte.“

„Sie lügen!“ wiederholte der Graf zum dritten Male mit einem noch gebieterischeren Tone.

Caderousse schaute den Grafen erschrocken an.

„Sie haben von dem Gelde gelebt, das er Ihnen gegeben,“ fuhr dieser fort.

„Ja, es ist wahr,“ sprach Caderousse, „Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Herrn.“

„Wie kann er der Sohn eines vornehmen Herrn sein?“

„Der natürliche Sohn.“

„Wie heißt dieser vornehme Herr?“

„Graf von Monte Christo, derselbe, bei welchem wir uns befinden.“

„Benedetto, der Sohn des Grafen?“ versetzte Monte Christo ebenfalls erstaunt.

„Verdammt! ich muß es wohl glauben, da der Graf selbst einen falschen Vater für ihn gefunden hat, da ihm der Graf viertausend Franken monatlich gibt, da ihm der Graf fünfmal hundert tausend Franken durch sein Testament hinterläßt.“

„Ah! ah!“ rief der falsche Abbé, der zu begreifen anfing; „und welchen Namen führt mittlerweile dieser junge Mensch?“

„Er nennt sich Andrea Cavalcanti.“

„Also ist es der junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte Christo, bei sich empfängt, und der Fräulein Danglars heirathen wird?“

„Ganz richtig.“

„Und Sie dulden dies, Elender! Sie, der Sie sein Leben und seine Brandmarkung kennen?“

„Warum soll ich einen Kameraden verhindern, glücklich zu werden?“

„Es ist richtig, es kommt nicht Ihnen zu, Herrn Danglars zu warnen, das ist meine Sache.“

„Thun Sie das nicht, Herr Abbé! . . .“

„Warum nicht?“

„Wir würden dadurch unser Brod verlieren!“

„Und Sie glauben, um Elenden, wie Ihr seid, das Brod zu erhalten, werde ich mich zum Begünstiger ihrer listigen Streiche, zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen machen?“

„Herr Abbé ...“ sagte Caderousse, sich abermals nähernd.

„Ich werde Alles sagen.“

„Wem?“

„Herrn Danglars.“

„Donner und Teufel!“ rief Caderousse, ein blankes Messer aus seiner Weste ziehend und den Grafen mitten auf die Brust stoßend, „Du wirst nichts sagen, Abbé!“

Zum großen Erstaunen von Caderousse sprang der

Dolch, statt in die Brust des Grafen zu dringen, stumpf ab.

Zu gleicher Zeit packte der Graf mit der linken Hand das Faustgelenke des Mörders und drehte es mit einer solchen Kraft, daß das Messer aus den erstarrten Fingern fiel und Caderousse einen Schrei des Schmerzes ausstieß.

Aber der Graf hielt bei diesem Schrei nicht an, sondern drehte fortwährend das Handgelenke des Banditen, bis dieser mit ausgerenktem Arme zuerst auf die Kniee und dann mit dem Gesichte auf die Erde fiel.

Der Graf stützte seinen Fuß auf den Kopf von Caderousse und sprach:

„Ich weiß nicht, was mich zurückhält, Dir den Schädel einzutreten, Bösewicht!"

„Ah! Gnade! Gnade!"

Der Graf zog seinen Fuß zurück und sprach: „Stehe auf!"

Caderousse stand auf.

„Mein Gott! welche Faust haben Sie, Herr Abbé!" sagte Caderousse seinen durch die Hand, die ihn umschlossen, völlig gequetschten Arm streichelnd; „mein Gott, welche Faust!"

„Stille. Gott verleiht mir die Kraft, ein wildes Thier, wie Du bist, zu bändigen; ich handle im Namen Gottes, dessen erinnere Dich wohl, Elender, und Dich in diesem Augenblick verschonen, heißt abermals den Absichten Gottes dienen."

„Ja!" seufzte Caderousse ganz schmerzhaft.

„Nimm diese Feder und dieses Papier und schreibe, was ich dir dictiren werde."

„Ich kann nicht schreiben, Herr Abbé."

„Du lügst; nimm diese Feder und schreibe."

Durch diese höhere Macht unterjocht, setzte sich Caderousse und schrieb:

„Mein Herr, der Mensch, den Sie bei sich empfangen und dem Sie Ihre Tochter bestimmen, ist ein ehe-

maliger mit mir aus dem Bagno von Toulon entwichener Galeerensklave; er hatte die Nummer 59 und ich die Nummer 58.

„Er hieß Benedetto; aber er weiß seinen wahren Namen nicht, da er nie seine Eltern gekannt hat.“

„Unterzeichne!“ fuhr der Graf fort.

„Sie wollen mich also in das Verderben stürzen?“

„Wenn ich dies wollte, so würde ich Dich in die nächste Wachtstube schleppen; überdies wirst Du zu der Stunde, wo das Billet an seine Adresse abgegeben wird, wahrscheinlich nichts mehr zu befürchten haben; unterzeichne also.“

Caderousse unterzeichnete.

„Die Adresse: An Herrn Baron Danglars, Banquier, Rue de la Chaussée d'Antin.

Caderousse schrieb die Adresse.

Der Abbé nahm das Billet und sprach:

„Nun ist es gut, gehe.“

„Wo hinaus?“

„Wo Du hereingekommen bist.“

„Ich soll also zum Fenster hinaus?“

„Du bist wohl da hereingekommen?“

„Sie führen etwas gegen mich im Schilde, Herr Abbé?“

„Dummkopf, was soll ich gegen Dich im Schilde führen?“

„Warum lassen Sie mir nicht die Thüren öffnen?“

„Wozu den Portier wecken?“

„Herr Abbé, sagen Sie mir, daß Sie meinen Tod nicht wollen.“

„Ich will, was Gott will.“

„Aber schwören Sie mir, daß Sie mich nicht schlagen werden, während ich hinabsteige.“

„Feiger Schwachkopf!“

„Was wollen Sie aus mir machen?“

„Das frage ich Dich? Ich versuchte es, einen glücklichen Menschen aus Dir zu machen, und machte einen Mörder aus Dir.“

„Herr Abbé, wagen Sie noch einen letzten Versuch.“

„Es sei,“ sprach der Graf. „Höre, Du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin?“

„Ja,“ antwortete Caderousse.

„Wenn Du unversehrt nach Hause kommst, so verlasse Paris, verlasse Frankreich, und ich werde Dir überall, wo Du auch sein magst, so lange Du Dich ehrlich aufführst, eine kleine Pension zusenden; denn wenn Du unversehrt nach Hause kommst, nun wohl . . .“

„Nun?“ fragte Caderousse ganz bebend.

„Nun wohl! so glaube ich, daß Dir Gott verziehen hat, und werde Dir auch verzeihen.“

„So wahr ich ein Christ bin,“ stammelte Caderousse zurückweichend, „Sie machen mich vor Angst sterben.“

„Vorwärts!“ sprach der Graf, Caderousse mit dem Finger das Fenster bezeichnend.

Wenig beruhigt durch das Versprechen des Grafen, schwang sich Caderousse auf das Fenster und setzte den Fuß auf die Leiter.

Hier hielt er zitternd an.

„Nun, steige hinab,“ sprach der Abbé, die Arme kreuzend.

Caderousse fing an zu begreifen, daß von dieser Seite nichts zu befürchten war, und stieg hinab.

Da näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von der Champs-Elysées aus diesen Menschen unterscheiden konnte, der von einem andern Menschen beleuchtet aus dem Fenster stieg.

„Was machen Sie denn, Herr Abbé?“ sagte Caderousse; „wenn eine Patrouille vorüber käme . . .“

Und er blies die Kerze aus.

Dann stieg er vollends hinab; doch erst, als er den Boden des Gartens unter seinen Füßen fühlte, war er hinreichend beruhigt.

Monte Christo kehrte in sein Schlafzimmer zurück und sah, einen raschen Blick vom Garten auf die Straße werfend, zuerst Caderousse, der, nachdem er herabgestiegen war, einen Umweg im Garten machte und seine Leiter an das äußerste Ende der Mauer stellte, um an einem andern Platze hinauszugelangen, als wo er hereingekommen war.

Dann von dem Garten auf die Straße übergehend, sah er den Menschen, der zu warten schien, parallel in der Straße fortlaufen und sich hinter dieselbe Ecke stellen, bei der Caderousse herabsteigen wollte.

Caderousse stieg langsam auf die Leiter und streckte, als er die obersten Stufen erreicht hatte, den Kopf über die Mauerkappe, um sich zu überzeugen, die Straße wäre leer.

Man sah Niemand, man hörte Niemand. Es schlug ein Uhr auf dem Invalidenhause.

Da setzte sich Caderousse rittlings auf die Mauerkappe, zog die Leiter an sich, hob sie über die Mauer, und fing an hinabzusteigen oder ließ sich vielmehr an den zwei Pfosten hinabgleiten, ein Manoeuvre, das er mit einer Geschicklichkeit ausführte, welche Uebung und Gewohnheit andeutete.

Aber einmal auf diesem Abhange, konnte er nicht mehr anhalten. Vergebens sah er einen Menschen in dem Augenblicke, wo er halbwegs war, aus dem Schatten hervorstürzen; vergebens sah er einen Arm in dem Augenblicke sich erheben, wo er die Erde berührte, ohne sich in Vertheidigungsstand setzen zu können; dieser Arm stieß ihn so wüthend in den Rücken, daß er die Leiter losließ und um Hülfe rief.

Ein zweiter Stoß drang beinahe in derselben Secunde in seine Seite, und er stürzte mit dem Ausruf:

„Mörder! Mörder!" nieder.

Als er sich endlich auf der Erde wälzte, faßte ihn sein Gegner bei den Haaren und brachte ihm einen dritten Stoß in die Brust bei.

Caderousse wollte abermals schreien, doch er konnte nur einen Seufzer ausstoßen, und ließ bebend die drei Blutbäche seinen drei Wunden entströmen.

Als der Mörder sah, daß er nicht mehr schrie, hob er seinen Kopf bei den Haaren in die Höhe; Caderousse hatte die Augen geschlossen und den Mund verdreht. Der Mörder glaubte, er wäre todt, ließ seinen Kopf zurückfallen, und verschwand.

Sobald Caderousse fühlte, wie er sich entfernte, richtete er sich auf seinen Ellenbogen auf und rief mit sterbender Stimme, in einer äußersten Anstrengung:

„Mörder! ich sterbe! herbei! Herr Abbé, zu Hülfe!"

Der klägliche Ruf durchdrang die Schatten der Nacht. Es öffnete sich die Thüre der Geheimtreppe, dann die kleine Gartenthüre, und Ali und sein Herr liefen mit Lichtern herbei.

Neuntes Kapitel.

Die Hand Gottes.

Caderousse schrie fortwährend mit kläglicher Stimme:

„Herr Abbé, zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Was gibt es?" fragte Monte Christo.

„Zu Hülfe!" wiederholte Caderousse; „man hat mich ermordet."

„Hier sind wir, Muth gefaßt!"

„Ah! es ist vorbei. Sie kommen zu spät; Sie kommen nur, um mich sterben zu sehen. Welche Stöße, wie viel Blut!"

Und er fiel in Ohnmacht.

Ali und sein Herr nahmen den Verwundeten und trugen ihn in ein Zimmer. Hier hieß Monte Christo Ali denselben auskleiden, und er erkannte die drei furchtbaren Wunden, die man ihm beigebracht hatte.

„Mein Gott!" sprach er, „Deine Rache läßt zuweilen auf sich warten, aber ich glaube, sie steigt dann nur um so vollständiger vom Himmel herab."

Ali schaute seinen Herrn an, als wollte er ihn fragen, was zu thun wäre.

„Suche den Herrn Staatsanwalt von Villefort auf, der im Faubourg Saint-Germain wohnt, und führe ihn hieher. Im Vorbeigehen weckst Du den Portier und sagst ihm, er soll einen Arzt holen."

Ali gehorchte und ließ den falschen Abbé mit dem immer noch ohnmächtigen Caderousse allein.

Als der Unglückliche die Augen wieder öffnete, schaute ihn der Graf, der ein paar Schritte von ihm entfernt saß, mit einem düstern Ausdrucke des Mitleids an, und seine Lippen schienen ein Gebet zu murmeln.

„Einen Wundarzt, Herr Abbé, einen Wundarzt!" rief Caderousse.

„Man ist bereits weggegangen, um einen zu holen," sprach der Abbé.

„Ich weiß wohl, daß es in Betreff des Lebens vergeblich ist; aber er kann mir vielleicht Kräfte geben, und ich will Zeit haben, um meine Erklärung zu machen."

„Worüber?"

„Ueber den Mörder."

„Sie kennen ihn also?"

„Ob ich ihn kenne! ja, ich ich kenne ihn, es ist Benedetto."

„Der junge Corse?"

„Er selbst."

„Ihr Gefährte?"

„Ja. Nachdem er mir den Plan von dem Hause des Grafen gegeben . . . ohne Zweifel in der Hoffnung, ich würde ihn tödten, und er würde somit sein Erbe, oder der Graf würde mich tödten, und er wäre dadurch von mir befreit, wartete er auf mich auf der Straße und ermordete mich."

„Ich habe zugleich den Arzt und den Staatsanwalt holen lassen."

„Er wird zu spät kommen," sagte Caderousse, „ich fühle, wie all mein Blut entströmt."

„Warten Sie," sprach Monte Christo, ging aus dem Zimmer und kehrte nach fünf Minuten mit einem Fläschchen zurück.

Die furchtbar starren Augen des Sterbenden hatten in seiner Abwesenheit die Thüre nicht verlassen, durch welche ihm, wie er instinktartig errieth, Hülfe zukommen sollte.

„Beeilen Sie sich, Herr Abbé, beeilen Sie sich," sagte er, „ich fühle, daß ich abermals ohnmächtig werde."

Monte Christo näherte sich ihm und goß auf die blauen Lippen des Verwundeten drei bis vier Tropfen von der Flüssigkeit, welche das Fläschchen enthielt.

Caderousse stieß einen Seufzer aus.

„Oh!" stammelte er, „Sie gießen mir das Leben ein; noch mehr . . . noch mehr."

„Zwei Tropfen mehr würden Sie tödten," erwiederte der Abbé.

„Oh! wenn doch endlich Jemand käme, bei dem ich den Elenden angeben könnte."

„Soll ich Ihre Angabe aufschreiben? Sie unterzeichnen sie sodann."

„Ja . . . ja . . ." sagte Caderousse, dessen Augen bei der Hoffnung auf eine Rache nach seinem Tode funkelten.

Monte Christo schrieb:

„Ich sterbe ermordet durch den Corsen Benedetto, meinen Kettengenossen in Toulon unter der Nummer 59."

„Eilen Sie! eilen Sie!“ sagte Caderousse, „ich kann sonst nicht mehr unterzeichnen.“

Monte Christo reichte Caderousse die Feder, dieser raffte seine Kräfte zusammen, unterzeichnete, fiel wieder auf sein Lager zurück und sprach:

„Sie werden das Uebrige erzählen, Herr Abbé; Sie sagen, er lasse sich Andrea Cavalcanti nennen, er wohne im Hotel des Princes, er . . . ah! ah! mein Gott, mein Gott, ich sterbe!“

Caderousse wurde zum zweiten Male ohnmächtig.

Der Abbé ließ ihn den Geruch des Fläschchens einathmen; der Verwundete öffnete die Augen wieder.

Seine Rachgier hatte ihn während seiner Ohnmacht nicht verlassen.

„Ah! Sie werden Alles sagen, nicht wahr, Herr Abbé?“

„Alles, ja, und noch viele andere Dinge.“

„Was werden Sie sagen?“

„Ich werde sagen, er habe Ihnen ohne Zweifel den Plan dieses Hauses in der Hoffnung gegeben, der Graf würde Sie tödten. Ich werde sagen, er habe den Grafen durch ein Billet benachrichtigt, ich werde sagen, in Abwesenheit des Grafen habe ich dieses Billet empfangen und gewacht, um Sie zu erwarten.“

„Und man wird ihn guillotiniren, nicht wahr?“ versetzte Caderousse, „Sie versprechen es mir? Ich sterbe mit dieser Hoffnung, sie wird mir den Tod erleichtern.“

„Ich werde sagen,“ fuhr der Graf fort, „er sei hinter Ihnen gekommen, er habe die ganze Zeit gelauert und sei, als er Sie habe weggehen sehen, an die Ecke gelaufen, wo er sich verborgen.“

„Sie haben also dies Alles gesehen?“

„Erinnern Sie sich meiner Worte: „„Wenn Du unversehrt nach Hause kommst, glaube ich, daß Gott Dir verziehen hat, und verzeihe Dir ebenfalls.“

„Und Sie haben mich nicht gewarnt?“ rief Caderousse, indem er es versuchte, sich auf seinen Ellenbo-

gen zu erheben; „Sie wußten es, daß ich von hier weggehend ermordet werden würde, und haben mich nicht gewarnt?"

„Nein, denn in der Hand von Benedetto sah ich die Gerechtigkeit Gottes, und ich hätte einen fluchwürdigen Frevel zu begehen geglaubt, würde ich mich den Absichten der Vorsehung widersetzt haben."

„Die Gerechtigkeit Gottes! sprechen Sie mir nicht davon, Herr Abbé; wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, so müßten, wie es Ihnen besser bekannt ist, als irgend Jemand, gewisse Personen gestraft sein, die es nicht sind."

„Geduld," sprach der Abbé mit einem Tone, der den Sterbenden beben machte, „Geduld!"

Caderousse schaute ihn erstaunt an.

„Und dann," sprach der Abbé, „und dann ist Gott voll Barmherzigkeit gegen Alle, wie er es für Dich gewesen ist: er ist Vater, ehe er Richter ist."

„Ah! Sie glauben also an Gott?" versetzte Caderousse.

„Wenn ich das Unglück gehabt hätte, bis jetzt nicht an ihn zu glauben, so würde ich bei Deinem Anblick an ihn glauben."

Caderousse hob die geballten Fäuste zum Himmel empor.

„Höre," sagte der Abbé, die Hand über den Verwundeten ausstreckend, als wollte er ihm den Glauben empfehlen, „höre, was dieser Gott, den Du in Deinem letzten Augenblicke anzuerkennen Dich weigerst, für Dich gethan hat: er hatte Dir Deine Gesundheit, Deine Kraft, eine sichere Arbeit, sogar Freunde, kurz das Leben so gegeben, wie es sich den Menschen darstellen muß, um süß zu sein, mit der Ruhe des Gewissens und der Befriedigung natürlicher Wünsche; statt diese Gaben des Herrn auszubeuten, welche so selten von ihm in ihrer Fülle bewilligt werden, hast Du Dich der

Trägheit, der Trunkenheit hingegeben, und in der Trunkenheit einen Deiner besten Freunde verrathen."

„Zu Hülfe!" rief Caderousse, „ich brauche keinen Priester, sondern einen Arzt; vielleicht bin ich noch nicht auf den Tod verwundet, vielleicht werde ich noch nicht sterben, vielleicht kann man mich noch retten."

„Du bist so gut auf den Tod verwundet, daß Du ohne die drei Tropfen, die ich Dir so eben gegeben, bereits verschieden wärest. Höre also!"

„Ah!" murmelte Caderousse, „was für ein seltsamer Priester sind Sie, der Sie die Sterbenden in Verzweiflung bringen, statt dieselben zu trösten."

„Höre," fuhr der Abbé fort: „als Du Deinen Freund verrathen hattest, fing Gott an, nicht Dich zu schlagen, sondern zu warnen; Du versankst in Armuth und hattest Hunger; Du hattest die Hälfte eines Lebens, das Du zum Erwerben verwenden konntest, mit Beneiden hingebracht, und dachtest bereits an das Verbrechen, wobei Du Dich mit der Nothwendigkeit entschuldigtest, als Gott ein Wunder für Dich that, als Gott Dir durch meine Hände mitten in Deinem Elend ein für Dich, der Du nie etwas besessen, glänzendes Vermögen schickte. Doch dieses unerwartete, unverhoffte, unerhörte Vermögen genügte Dir nicht mehr, sobald Du dasselbe besaßest; Du wolltest es verdoppeln: durch welches Mittel? durch einen Mord. Du verdoppeltest es, da faßte Dich Gott und führte Dich vor die menschliche Gerechtigkeit."

„Nicht ich wollte den Juden tödten, sondern die Carconte," sprach Caderousse.

„Ja," sagte Monte Christo. „Auch gestattete es Gott, ich sage diesmal nicht stets gerecht, denn seine Gerechtigkeit hätte Dir den Tod gegeben, sondern stets barmherzig, daß Deine Richter von Deinen Worten gerührt wurden und Dir das Leben ließen."

„Ja, vortrefflich, um mich für mein ganzes Dasein in das Bagno zu schicken; eine schöne Gnade!"

„Diese Gnade, Elender! Du hast sie doch als eine Gnade betrachtet, als man sie Dir gewährte; Dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, hüpfte vor Freude bei der Ankündigung einer ewigen Schmach, denn Du sagtest Dir, wie alle Galeerensklaven: es gibt eine Thüre am Bagno, das Grab aber hat keine. Und Du hattest Recht, denn diese Thüre des Bagno öffnete sich für Dich auf eine unerwartete Weise: ein Engländer besuchte Toulon, er hatte das Gelübde gethan, zwei Menschen der Ehrlosigkeit zu entziehen, seine Wahl fällt auf Dich und auf Deinen Gefährten: ein zweites Glück kommt für Dich vom Himmel herab, Du findest zugleich wieder des Gold und die Ruhe, Du kannst wieder anfangen, das Leben aller Menschen zu führen, Du, der Du zu dem Leben der Galeerensklaven verurtheilt gewesen warst; da fällt es Dir ein, Gott zum dritten Male zu versuchen. Ich habe nicht genug, sagst Du, während Du mehr hattest, als Du je besessen, und Du begehst ein drittes Verbrechen, ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gott war müde, Gott bestrafte Dich."

Caderousse wurde sichtbar immer schwächer.

„Zu trinken!" sagte er; „ich habe Durst . . . ich brenne!"

Monte Christo reichte ihm ein Glas Wasser.

„Verfluchter Benedetto!" sprach Caderousse, das Glas zurückgebend; „e r wird entkommen!"

„Niemand wird entkommen, das sage ich Dir, Caderousse . . . Benedetto wird bestraft werden!"

„Dann werden Sie auch bestraft," erwiederte Caderousse, „denn Sie haben Ihre Priesterpflicht nicht gethan... Sie hätten Benedetto verhindern sollen, mich zu tödten."

„Ich!" sprach der Graf mit einem Lächeln, das den Sterbenden vor Schrecken in Eis verwandelte; „ich Benedetto verhindern, Dich zu tödten, in dem Augenblick, wo Du Dein Messer an dem Panzerhemde, das

meine Brust bedeckte, zerbrochen hattest! . . . Ja, vielleicht; . . . würde ich Dich demüthig und bereuend gefunden haben, so hätte ich Benedetto am Ende abgehalten, Dich zu tödten; aber ich fand Dich hochmüthig und blutgierig, und ließ den Willen Gottes in Erfüllung gehen!"

„Ich glaube nicht an Gott!" heulte Caderousse, „Du glaubst eben so wenig an ihn, Du lügst . . . Du lügst! . . ."

„Schweige," sprach der Abbé, „denn Du machst, daß die letzten Tropfen Blutes aus Deinem Körper spritzen . . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und stirbst von Gott getroffen! . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und Gott, der doch nur ein Gebet, eine Thräne, ein Wort verlangt, um zu verzeihen . . . Gott, der den Dolch des Mörders so lenken konnte, daß Du auf der Stelle verschieden wärest, Gott hat Dir eine Viertelstunde zur Reue gegeben . . . Gehe also in Dich, Unglücklicher, und bereue!"

„Nein," sprach Caderousse, „nein, ich bereue nicht, es gibt keinen Gott, es gibt keine Vorsehung, es gibt nur einen Zufall."

„Es gibt eine Vorsehung, es gibt einen Gott," sprach Monte Christo, „und zum Beweise dient, daß Du hier liegst, in Verzweiflung, Gott leugnend, während ich aufrecht, reich, glücklich, gesund vor Dir stehe und die Hände vor diesem Gotte falte, an welchen Du nicht zu glauben versuchst, während Du im Grunde Deines Herzens doch an ihn glaubst."

„Aber wer sind Sie denn?" fragte Caderousse, seine sterbenden Augen auf den Grafen heftend.

„Schau mich wohl an," versetzte der Graf, sich die Kerze an das Gesicht haltend.

„Nun! der Abbé . . . der Abbé Busoni . . ."

Monte Christo nahm die entstellende Perrücke ab und ließ die schönen, schwarzen Haare zurückfallen, welche so harmonisch sein bleiches Gesicht umrahmten.

„Oh!" rief Caderousse erschrocken, „wenn es nicht diese schwarzen Haare wären, so würde ich sagen, Sie seien der Engländer, ich würde sagen, Sie seien Lord Wilmore."

„Ich bin weder der Abbé Busoni, noch Lord Wilmore," sprach Monte Christo; „schaue besser, schaue ferner, schaue in Deine ersten Erinnerungen."

In diesen Worten des Grafen lag ein magnetischer Klang, von dem die erschöpften Sinne des Elenden zum letzten Male wiederbelebt wurden.

„Oh! in der That," sagte er, „es kommt mir vor, als hätte ich Sie gesehen, als hätte ich Sie einst gekannt."

„Ja, Caderousse, ja, Du hast mich gesehen; ja, Du hast mich gekannt."

„Aber wer sind Sie denn? und warum lassen Sie mich sterben, wenn Sie mich gesehen, gekannt haben?"

„Weil nichts Dich retten kann, Caderousse, weil Deine Wunden tödtlich sind. Wenn Du hättest gerettet werden können, so würde ich darin eine letzte Barmherzigkeit des Herrn gesehen haben, und hätte es versucht, das schwöre ich Dir bei dem Grabe meines Vaters, Dich dem Leben und der Reue zurückzugeben."

„Bei dem Grabe Deines Vaters!" sprach Caderousse, wiederbelebt durch einen letzten Funken und sich erhebend, um den Mann näher anzuschauen, der ihm diesen allen Menschen heiligen Eid geleistet hatte: „Ei! wer bist Du denn?"

Der Graf hatte unabläßig die Fortschritte des Todeskampfes verfolgt. Er begriff, daß dieser Lebensaufschwung der letzte war, näherte sich dem Sterbenden, betrachtete ihn mit einem ruhigen und zugleich traurigen Blicke und sagte ihm in das Ohr:

„Ich bin . . ."

Und seine kaum geöffneten Lippen ließen einen Na-

men durchschlüpfen, der so leise gesprochen wurde, daß es schien, als hätte der Graf selbst Furcht, ihn zu hören.

Caderousse, der sich auf die Kniee erhoben hatte, streckte die Arme aus, machte einen Versuch, zurückzuweichen, faltete sodann die Hände, hob sie mit einer äußersten Anstrengung zum Himmel empor und sprach:

„Oh! mein Gott! mein Gott! vergib mir, daß ich Dich verleugnet habe; Du bestehst, Du bist der Vater der Menschen im Himmel und der Richter der Menschen auf Erden. Mein Gott und Herr, ich habe Dich lange Zeit mißkannt! mein Gott und Herr, vergib mir! mein Gott und Herr, nimm mich auf!“

Und die Augen schließend fiel Caderousse mit einem letzten Schrei und einem letzten Seufzer zurück.

Das Blut blieb alsbald auf den Lefzen seiner breiten Wunden stehen.

Er war todt.

„Einer!“ sagte geheimnißvoll der Graf, die Augen auf den durch diesen furchtbaren Tod bereits entstellten Leichnam geheftet.

Zehn Minuten nachher kamen der Arzt und der Staatsanwalt, der eine vom Portier, der andere von Ali geführt, und wurden von dem Abbé Busoni, der bei dem Todten betete, empfangen.

Zehntes Kapitel.

Beauchamp.

Vierzehn Tage lang war in Paris nur von diesem auf eine so kühne Weise unternommenen Diebstahls-

versuche die Rede: der Sterbende hatte eine Erklärung unterschrieben, welche Benedetto als Mörder bezeichnete.

Das Messer von Caderousse, die Blendlaterne, der Schlüsselbund und die Kleider, ohne seine Weste, die man nicht finden konnte, wurden in der Gerichtskanzlei deponirt, während man den Leichnam nach der Morgue brachte.

Der Graf antwortete Jedermann, das Abenteuer sei vorgefallen, während er in seinem Hause in Auteuil gewesen, und er wisse folglich nur das, was ihm der Abbé Busoni gesagt, der ihn an diesem Abend durch den größten Zufall gebeten habe, die Nacht bei ihm zubringen zu dürfen, um in einigen kostbaren Büchern seiner Bibliothek Nachforschungen anzustellen.

Bertuccio allein erbleichte, so oft der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde; aber es war kein Grund vorhanden, daß Jemand die Bläſſe von Bertuccio bemerkt hätte.

Zu Bestätigung des Verbrechens herbeigerufen, bemächtigte sich Villefort der Angelegenheit und führte die Untersuchung mit dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er bei allen Criminalfällen zu Werke ging, welche er zu behandeln hatte.

Doch es verliefen drei Wochen, ohne daß die thätigsten Nachforschungen irgend ein Resultat herbeiführten, und man fing an in der Welt den bei dem Grafen unternommenen Diebstahlsversuch und die Ermordung des Diebes durch seinen Genossen zu vergessen, um sich mit der nahe bevorstehenden Verheirathung des Grafen Andrea Cavalcanti mit Fräulein Danglars zu beschäftigen.

Diese Heirath war gleichsam erklärt, und der junge Mann wurde im Hause des Banquier unter dem Titel eines Bräutigams empfangen.

Man hatte an Herrn Cavalcanti Vater geschrieben, der diese Heirath ungemein billigte und, während er sein ganzes Bedauern darüber ausdrückte, daß ihn sein

Dienst verhindere, Parma zu verlassen, sich bereit erklärte, das Kapital von hundert und fünfzig tausend Franken Rente zu geben.

Es war verabredet, daß die drei Millionen bei Danglars, der sie umzutreiben hätte, angelegt werden sollten; einige Personen versuchten es zwar, dem jungen Manne Zweifel über die Haltbarkeit der Stellung seines zukünftigen Schwiegervaters einzuflößen, welcher seit einiger Zeit wiederholte Verluste an der Börse erlitten; aber mit einer erhabenen Uneigennützigkeit und einem edlen Vertrauen wies der junge Mann diese leeren Einflüsterungen zurück, von denen er aus Zartgefühl dem Baron kein Wort sagte.

Der Baron betete auch den Grafen Andrea Cavalcanti an.

Nicht dasselbe war bei Fräulein Eugenie Danglars der Fall. In ihrem instinktartigen Hasse gegen die Ehe hatte sie Andrea als ein Mittel, Morcerf zu entfernen, empfangen; nun aber, da sich Andrea ihr zu sehr näherte, fing sie an, einen sichtbaren Widerwillen gegen ihn zu fühlen; vielleicht hatte es der Baron bemerkt; da er aber diesen Widerwillen nur einer Laune zuschreiben konnte, so stellte er sich, als bemerkte er nichts.

Mittlerweile war die von Beauchamp geforderte Frist abgelaufen. Morcerf konnte übrigens den Werth des Rathes von Monte Christo, als dieser ihm sagte, er möge die Sache von selbst fallen lassen, nunmehr schätzen; denn Niemand hatte die Note auf den General bezogen, kein Mensch hatte daran gedacht, in dem Officier, der das Schloß von Janina ausgeliefert, den edeln, in der Kammer der Pairs sitzenden, Grafen zu erkennen.

Albert fühlte sich darum nicht minder beleidigt, denn die Absicht der Beleidigung lag offenbar in den paar Zeilen, die ihn verletzt hatten. Ueberdies hatte die Art und Weise, wie Beauchamp ihre Besprechung beendigt, eine bittere Erinnerung in seinem Innern zu-

rückgelassen. Er hegte daher in seinem Geiste den Gedanken dieses Duells, dessen wahre Ursache er, wenn sich Beauchamp dazu hergeben würde, sogar vor seinen Zeugen zu verbergen gedachte.

Was Beauchamp betrifft, so hatte man ihn seit dem Tage, an welchem ihm Albert den Besuch gemacht, nicht wiedergesehen, und man antwortete denjenigen, welche nach ihm fragten, er wäre auf kurze Zeit verreist.

Eines Morgens wurde Albert durch seinen Kammerdiener aufgeweckt, der ihm Beauchamp meldete.

Albert rieb sich die Augen, befahl, Beauchamp in seinem kleinen Rauchsalon im Erdgeschoße warten zu lassen, kleidete sich rasch an und ging hinab.

Er fand Beauchamp im Zimmer auf- und abspazierend; als dieser ihn erblickte, blieb er stehen.

„Der Schritt, den Sie machen, indem Sie sich freiwillig und ohne den Besuch abzuwarten, den ich Ihnen heute zugedacht habe, bei mir einfinden, scheint mir ein gutes Vorzeichen zu sein, mein Herr," sprach Albert; „reden Sie geschwind, darf ich Ihnen die Hand reichen und sagen: Beauchamp, gestehen Sie ein Unrecht und bewahren Sie mir einen Freund? Oder muß ich ganz einfach fragen: Welche Waffen wählen Sie?"

„Albert," sprach Beauchamp mit einer Traurigkeit, welche den jungen Mann erstaunen machte, „wir wollen uns setzen und mit einander reden."

„Es scheint mir im Gegentheil, mein Herr, daß Sie mir zu antworten haben, ehe wir uns setzen."

„Albert," erwiederte der Journalist, „es gibt Umstände, wo die Schwierigkeit gerade in der Antwort liegt."

„Ich werde sie Ihnen leicht machen, mein Herr, indem ich Ihnen die Frage wiederhole: Wollen Sie zurücknehmen, ja oder nein?"

„Morcerf, man begnügt sich nicht, ja oder nein auf Fragen zu antworten, wobei die Ehre, die gesellschaftliche Stellung, das Leben eines Mannes, wie der

Herr Generallieutenant Graf von Morcerf, Pair von Frankreich, betheiligt sind."

„Was thut man denn?"

„Man thut, was ich gethan habe, Albert; man sagt: Das Geld, die Zeit und die Anstrengung sind nichts, wenn es sich um den Ruf und die Interessen einer Familie handelt; man sagt: Man braucht mehr als Wahrscheinlichkeiten, man braucht Gewißheiten, um ein Duell auf Leben und Tod mit einem Manne anzunehmen, dem man drei Jahre lang die Hand gereicht hat; man sagt: Kreuze ich den Degen, oder feuere ich eine Pistole auf einen Freund ab, so muß ich mit dem ruhigen Herzen und dem lauteren Gewissen kommen, dessen ein Mann bedarf, wenn sein Arm ihm sein Leben retten soll."

„Nun!" fragte Morcerf ungeduldig, „was soll das bedeuten?"

„Das soll bedeuten, daß ich von Janina komme."

„Von Janina? Sie?"

„Ja, ich."

„Unmöglich!"

„Mein lieber Albert, hier ist mein Paß; sehen Sie die Visa: Genf, Mailand, Venedig, Triest, Delvino, Janina. Werden Sie der Unterschrift einer Republik, eines Königreiches und eines Kaiserthums glauben?"

Albert warf seine Augen auf den Paß und hob sie wieder erstaunt zu Beauchamp auf.

„Sie sind in Janina gewesen?" sagte er.

„Albert, wären Sie für mich ein Fremder, ein Unbekannter, ein einfacher Lord, wie jener Engländer, der vor drei oder vier Monaten von mir Rechenschaft verlangte, und den ich tödtete, um seiner los zu werden, so würde ich mir, wie Sie wohl begreifen, keine solche Mühe gegeben haben; aber ich dachte, ich wäre Ihnen dieses Zeichen der Achtung schuldig. Ich brauchte acht Tage zur Reise nach Janina, acht Tage zur Rückkehr, ferner vier Tage Quarantaine und acht und vier-

zig Stunden Aufenthalt; das macht gerade meine drei Wochen. Ich bin in dieser Nacht angekommen, und stehe nun vor Ihnen."

„Mein Gott, mein Gott! wie viele Umschweife, Beauchamp, warum zögern Sie, mir zu sagen, was ich von Ihnen erwarte?"

„Es ist in der That . . ."

„Man sollte glauben, Sie hätten bange."

„Ja, ich habe Furcht."

„Sie haben Furcht, zu gestehen, daß Ihr Correspondent Sie getäuscht?"

„Nein."

„Oh! keine Eitelkeit, Beauchamp, gestehen Sie immerhin, Ihr Muth kann nicht in Zweifel gezogen werden."

„Oh! es ist nicht das," murmelte der Journalist; „im Gegentheil . . ."

Albert erbleichte furchtbar; er versuchte es, zu sprechen, aber das Wort erstarb auf seiner Zunge.

„Mein Freund," sprach Beauchamp mit dem liebevollsten Tone, „glauben Sie mir, ich wäre glücklich, Ihnen meine Entschuldigungen bieten zu können, und ich böte Sie Ihnen von ganzem Herzen; aber ach!..."

„Was aber?"

„Die Note hatte Recht, mein Freund."

„Wie! der französische Officier . . ."

„Ja."

„Dieser Fernand?"

„Ja."

„Dieser Verräther, der die Schlösser des Mannes übergeben hat, in dessen Diensten er stand . . ."

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen sage, was ich Ihnen sagen muß, dieser Mann ist Ihr Vater!"

Albert machte eine wüthende Bewegung, um sich auf Beauchamp zu stürzen; doch dieser hielt ihn mehr noch durch einen sanften Blick, als durch seine ausgestreckte Hand zurück.

„Hier, mein Freund," sagte er, ein Papier aus seiner Tasche ziehend, „hier ist der Beweis."

Albert öffnete das Papier; es war eine Zeugschaft von vier angesehenen Bewohnern von Janina, welche bestätigten, daß der Oberste Fernand Mondego, Instructor im Dienste des Wessirs Ali Tependelini, das Schloß von Janina gegen zweitausend Beutel übergeben hatte.

Die Unterschriften waren durch den Consul legalisirt.

Albert wankte und fiel wie vernichtet auf einen Stuhl.

Diesmal gab es keinen Zweifel mehr, der Familienname stand mit allen Buchstaben geschrieben auf dem Papiere.

Nach einem kurzen, schmerzlichen Stillschweigen, dehnte sich sein Herz aus, schwollen seine Halsadern an, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen.

Beauchamp, schaute den dem Paroxismus des Schmerzes sich hingebenden jungen Mann mit tiefem Mitleid an, näherte sich ihm und sprach:

„Albert, nicht wahr, Sie begreifen mich nun? Ich wollte Alles sehen, Alles selbst beurtheilen, in der Hoffnung, die Erklärung würde günstig für Ihren Vater ausfallen, und ich könnte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch die Erkundigungen, die ich einzog, bestätigten im Gegentheil, daß dieser Oberinstructor, daß dieser von Ali Pascha zum Generalgouverneur erhobene Fernand Mondego kein Anderer ist, als der Graf von Morcerf. Da kehrte ich zurück und erinnerte mich der Ehre, die Sie mir angethan, mich zu Ihrer Freundschaft zuzulassen, und eilte zu Ihnen."

Auf seinem Lehnstuhle ausgestreckt, hielt Albert seine Hände vor die Augen, als wollte er den Tag verhindern, zu ihm zu gelangen.

„Ich eilte zu Ihnen," fuhr Beauchamp fort, „um Ihnen zu sagen: Albert, die Fehler unserer Väter in diesen Zeiten der Wirkung und Gegenwirkung können

die Kinder nicht berühren. Albert, sehr Wenige haben diese Revolutionen, in deren Mitte wir geboren sind, durchgemacht, ohne daß Koth oder Blut ihre Soldatenuniform oder ihr Richterkleid befleckt hätte. Albert, nun, da ich alle Beweise habe, nun, da ich Herr Ihres Geheimnisses bin, kann mich Niemand in der Welt zu einem Zweikampfe zwingen, den Ihnen, ich bin es fest überzeugt, Ihr Gewissen als ein Verbrechen vorwerfen würde; aber was Sie von mir verlangen können, biete ich Ihnen an. Sollen diese Beweise, diese Enthüllungen, diese Zeugschaften verschwinden? Soll dieses furchtbare Geheimniß zwischen Ihnen und mir bleiben? Meinem Ehrenwort anvertraut, wird es nie über meine Lippen kommen; sprechen Sie, mein Freund, wollen Sie dies?"

Albert warf sich Beauchamp um den Hals und rief: „Ah, edles Herz!"

„Nehmen Sie," sprach Beauchamp, indem er Albert die Papiere überreichte.

Albert ergriff die Papiere, preßte, zerknitterte sie mit krampfhafter Hand, und wollte sie zerreißen; doch zitternd, es könnte das geringste Theilchen, von dem Winde fortgetragen, eine Enthüllung zur Folge haben und ihn vor die Stirne treffen, ging er zu der beständig für die Cigarren angezündeten Kerze und verbrannte sie bis auf das letzte Fetzchen.

„Theurer Freund! vortrefflicher Freund!" murmelte Albert, während er die Papiere verbrannte.

„Möge sich dies Alles vergessen, wie ein böser Traum," sprach Beauchamp, „möge dies erlöschen, wie die letzten Funken, welche über das geschwärzte Papier hinlaufen, möge Alles verschwinden, wie der letzte Rauch, der aus der stummen Asche aufsteigt."

„Ja, ja," sagte Albert, „und es bleibe nur die ewige Freundschaft, die ich meinem Retter weihe, eine Freundschaft, die meine Kinder auf die Ihrigen übertragen werden, eine Freundschaft, die mich stets daran

erinnern soll, daß ich das Blut meiner Adern, das Leben meines Körpers, die Ehre meines Namens Ihnen zu verdanken habe, denn wenn eine solche Sache bekannt geworden wäre, oh! Beauchamp, ich erkläre Ihnen, ich würde mir die Hirnschale zerschmettert haben, .. oder, nein, arme Mutter! denn ich hätte Dich nicht mit demselben Schlage tödten wollen, mit dem ich mich von dieser Welt verbannte."

„Theurer Albert," sagte Beauchamp.

Doch der junge Mann wich bald wieder von dieser unvermutheten und gleichsam künstlichen Aufwallung ab und verfiel abermals und noch tiefer in Traurigkeit.

„Nun?" fragte Beauchamp, „was gibt es denn noch?"

„Ich habe etwas Gebrochenes im Herzen," antwortete Albert. „Hören Sie, Beauchamp, man trennt sich nicht so in einer Sekunde von der Achtung, von dem Vertrauen, von dem Stolze, den einem Sohne der fleckenlose Name seines Vaters einflößt. Oh! Beauchamp, Beauchamp! wie werde ich nun meinen Vater ansehen? Werde ich meine Stirne zurückziehen, wenn er ihr seine Lippen, meine Hand, wenn er ihr seine Hand nähert? Hören Sie, Beauchamp, ich bin der unglücklichste Mensch. Ah! meine Mutter, meine arme Mutter!" rief Albert, durch seine in Thränen gebadeten Augen das Porträt seiner Mutter anschauend; „wenn Du das gewußt, wie viel hättest Du leiden müssen!"

„Auf, Muth gefaßt, mein Freund!" sprach Beauchamp ihn bei den Händen fassend.

„Aber woher kam die in Ihre Zeitung eingerückte Note?" rief Albert; „hinter dem Allem steckt ein unbekannter Haß, ein unsichtbarer Feind."

„Wohl! ein Grund mehr. Muth gefaßt, Albert; keine Spuren von Aufregung auf Ihrem Gesichte; tragen Sie diesen Schmerz in sich, wie die Wolke die Zertrümmerung und den Tod in sich trägt, ein unseliges Geheimniß, das man erst in dem Augenblick begreift,

wo der Sturm losbricht. Bewahren Sie Ihre Kräfte, mein Freund, bis zu dem Augenblick, wo es zum Ausbruch kommt."

„Oh! Sie glauben also, wir seien noch nicht am Ziele?" sagte Albert erschrocken.

„Ich glaube nichts; mein Freund; doch es ist am Ende Alles möglich; sagen Sie mir . . ."

„Was?" fragte Albert, als er Beauchamp zögern sah.

„Heirathen Sie immer noch Fräulein Danglars?"

„Warum fragen Sie mich dies im gegenwärtigen Augenblick, Beauchamp?"

„Weil in meinem Geiste der Bruch oder die Vollziehung dieser Heirath mit dem Gegenstande in Verbindung steht, der uns zu dieser Stunde beschäftigt."

„Wie!" rief Albert, dessen Stirne sich entflammte, „Sie glauben, Herr Danglars . . ."

„Ich frage Sie nur, wie es sich mit Ihrer Heirath verhalte? Sehen Sie in meinen Worten nichts Anderes, als das, was ich darein legen will, und geben Sie ihnen nicht mehr Gewicht, als sie haben."

„Nein," erwiederte Albert, „diese Heirath ist abgebrochen."

„Gut," sagte Beauchamp. Als er aber sah, daß der junge Mann wieder in seine Schwermuth verfiel, fügte er bei: „Glauben Sie mir, es wird das Beste sein, wir begeben uns in die freie Luft; eine Fahrt im Phaëton nach dem Walde, oder ein Spazierritt wird Sie zerstreuen; wir frühstücken bei unserer Rückkehr irgendwo, Sie gehen an Ihre Geschäfte und ich an die meinigen."

„Gern," erwiederte Albert, „wir gehen zu Fuße aus, ich denke, etwas Anstrengung wird mir gut thun."

„Es sei."

Die zwei Freunde gingen zu Fuße aus und folgten dem Boulevard. Bei der Madeleine angelangt, sprach Beauchamp:

„Hören Sie, da wir auf dem Wege sind, wollen wir ein wenig Herrn von Monte Christo besuchen; er wird Sie zerstreuen, denn er ist ein bewunderungswürdiger Mann, um die Geister zu beschwichtigen, insofern er nie fragt; meiner Ansicht nach sind die Leute, welche nie fragen, die geschicktesten Tröster."

„Gut, lassen Sie uns zu ihm gehen," erwiederte Albert, „ich liebe den Grafen."

Eilftes Kapitel.

Die Reise.

Monte Christo stieß einen Freudenschrei aus, als er die jungen Leute beisammen sah.

„Ah! ah!" sagte er. „Nun, ich hoffe, es ist Alles abgemacht, Alles aufgeklärt, geordnet?"

„Ja," sprach Beauchamp. „Alberne Gerüchte, welche von selbst gefallen sind, und wenn sie sich wiederholen würden, mich nun zum ersten Gegner hätten. Reden wir nicht mehr davon."

„Albert wird Ihnen sagen, daß dies mein Rath gewesen ist," versetzte der Graf. „Hören Sie," fügte er bei, „Sie sehen mich den abscheulichsten Morgen vollenden, den ich, glaube ich, in meinem Leben gehabt habe."

„Was machen Sie?" fragte Albert, „Sie bringen, wie mir scheint, Ordnung in Ihre Papiere?"

„In meine Papiere? Gott sei Dank, nein! In meinen Papieren herrscht stets eine wunderbare Ord=

nung, insofern ich keine habe, sondern in die Papiere von Herrn Cavalcanti."

„Von Herrn Cavalcanti?" fragte Beauchamp.

„Ah! ja, wissen Sie nicht, daß dies ein junger Mann ist, den der Graf in die Gesellschaft bringt?" sagte Morcerf.

„Nein, verstehen wir uns wohl," entgegnete Monte Christo, „ich bringe Niemand in die Gesellschaft, und Herrn von Calvanti noch viel weniger, als irgend einen Andern."

„Und der Fräulein Danglars statt meiner heirathen wird," fuhr Albert mit einem Lächeln fort, „was mich, wie Sie sich leicht denken können, Beauchamp, furchtbar angreift."

„Wie! Cavalcanti heirathet Fräulein Danglars?" rief Beauchamp.

„Ei! kommen Sie denn vom Ende der Welt?" versetzte Monte Christo. „Sie, ein Journalist, wissen nichts davon, während ganz Paris nur von dieser Angelegenheit spricht."

„Und Sie, Graf, haben diese Heirath gemacht?" fragte Beauchamp.

„Ich? schweigen Sie, mein Herr Novellist, sagen Sie nicht solche Dinge; ich! guter Gott! eine Heirath machen! Nein, Sie kennen mich nicht; ich habe mich im Gegentheil mit aller Gewalt widersetzt, ich habe mich ernsthaft geweigert, die Bitte vorzubringen."

„Ah! ich begreife, wegen unseres Freundes Albert," sagte Beauchamp.

„Meinetwegen?" sprach der junge Mann; „oh! meiner Treue, nein. Der Graf wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und bezeugen, daß ich ihn im Gegentheil stets gebeten habe, diesen Plan zu vereiteln, der nun auch glücklicher Weise aufgegeben ist. Der Graf behauptet, ich sei ihm dafür keinen Dank schuldig; wohl, ich errichte, wie die Alten, Deo ignoto einen Altar."

„Hören Sie," sprach Monte Christo, „ich bin es so wenig, daß ich mit dem Schwiegervater und mit dem jungen Manne kalt stehe; nur Fräulein Danglars, die mir keinen tiefen Beruf für die Ehe zu haben scheint, bewahrte mir ihre Zuneigung, als sie sah, wie wenig ich geneigt war, dahin zu wirken, daß sie auf ihre liebe Freiheit Verzicht leisten sollte."

„Und Sie sagen, diese Heirath sei dem Abschluß nahe?"

„Oh, mein Gott! ja, ungeachtet alles dessen, was ich einwenden mochte. Ich, was mich betrifft, kenne den jungen Mann nicht; man behauptet, er sei reich und von guter Familie; für mich sind dies lauter Sagen. Ich habe dies Herrn Danglars sattsam wiederholt, aber er ist ganz verliebt in seinen Luckeser. Ich bin sogar so weit gegangen, daß ich ihm einem Umstand mittheilte, der mir äußerst wichtig erscheint: der junge Mann ist bei der Amme vertauscht, von Zigeunern entführt, oder von seinem Hofmeister geraubt worden, ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, daß ihn sein Vater mehr als zehn Jahre aus dem Gesichte verloren hatte; was er während dieser zehn Jahre eines herumschweifenden Lebens gethan, kennt nur Gott allein. Nichts wirkte. Man beauftragte mich, an den Major zu schreiben und die Papiere zu verlangen, welche Sie hier sehen. Ich schicke sie ihnen, wasche mir aber, wie Pilatus, die Hände."

„Und was für ein Gesicht machte Ihnen Fräulein d'Armilly, da sie derselben ihre Schülerin entziehen?" fragte Beauchamp.

„Bei Gott! ich weiß es nicht: doch es scheint mir, sie reist nach Italien ab. Madame Danglars hat mir davon gesagt und mich um Empfehlungsbriefe an die Impresare gebeten; ich habe ihr ein paar Zeilen an den Director des Teatro Valle gegeben, der mir zu Dank verpflichtet ist. Doch was haben Sie denn, Albert? Sie sehen ganz traurig aus; sollten Sie viel-

leicht, ohne es zu vermuthen, in Fräulein Danglars verliebt sein?"

„Nicht, daß ich wüßte," erwiederte Albert mit einem trüben Lächeln.

Beauchamp fing an, die Gemälde zu betrachten.

„Doch, Sie sind nicht in Ihrem gewöhnlichen Zustande," fuhr Monte Christo fort. „Sprechen Sie, was haben Sie?"

„Ich habe Migräne," sagte Albert.

„In diesem Fall, mein lieber Vicomte, kann ich Ihnen ein unfehlbares Mittel vorschlagen, ein Mittel, das mir geholfen hat, so oft ich mich mißstimmt fühlte."

„Welches?" fragte der junge Mann.

„Die Ortsveränderung."

„In der That?" rief Albert.

„Ja, und da ich mich in diesem Augenblick im höchsten Grade mißstimmt fühle, so verändere ich den Ort meines Aufenthaltes. Gefällt es Ihnen, wenn wir dies gemeinschaftlich thun?"

„Sie mißstimmt, Graf!" sprach Beauchamp, „und worüber?"

„Bei Gott! Sie haben gut sprechen; ich wollte Sie sehen, wenn in Ihrem Hause eine Untersuchung verfolgt würde."

„Eine Untersuchung! welche Untersuchung?"

„Diejenige, welche Herr von Villefort gegen meinen liebenswürdigen Mörder führt, der, wie es scheint, ein aus dem Bagno entwichener Räuber ist."

„Ah! es ist wahr," sagte Beauchamp, „ich habe die Sache in den Zeitungen gelesen. Wie ist es denn mit diesem Caderousse?"

„Er scheint ein Provençal zu sein; Herr von Villefort hat von ihm sprechen hören, als er in Marseille war, und Herr Danglars erinnert sich, ihn gesehen zu haben. Die Folge davon ist, daß sich der Herr Staatsanwalt die Sache sehr zu Herzen nimmt, daß

dieselbe, wie es scheint, im höchsten Grade den Herrn Polizeipräfecten interessirt, der mir, bewogen durch dieses Interesse, für das ich ihm äußerst dankbar bin, seit vierzehn Tagen alle Banditen hieher schickt, deren man in Paris und in dem Weichbilde habhaft werden kann, unter dem Vorwande, es seien die Mörder von Herrn Caderousse, so daß es in drei Monaten, wenn es so fortgeht, in dem schönen Frankreich keinen Dieb oder Mörder mehr gibt, der nicht den Plan meines Hauses an den Fingern kennt; ich bin auch entschlossen, ihnen dasselbe ganz zu überlassen und so weit zu gehen, als mich die Erde tragen kann. Kommen Sie mit, Vicomte, ich nehme Sie mit fort von hier."

„Sehr gern."

„Dann ist es abgemacht."

„Ja, aber wohin?"

„Ich habe es Ihnen gesagt, wo die Luft rein ist, wo das Geräusch entschlummert, wo man sich, so stolz man auch sein mag, demüthig fühlt und klein findet. Ich liebe diese Erniedrigung, ich, den man den Herrn des Weltalls nennt, wie Augustus."

„Wohin gehen Sie?"

„An das Meer, Vicomte, an das Meer. Ich bin ein Seemann und wurde als ein kleines Kind in den Armen des alten Oceans und auf dem Schooße der schönen Amphidrite gewiegt; ich habe mit dem grünen Mantel des Einen und mit dem azurblauen Gewande des Andern gespielt, ich liebe das Meer, wie man die Gebieterin seines Herzens liebt, und wenn ich es lange nicht gesehen, sehne ich mich danach."

„Vorwärts, Graf, vorwärts!"

„An die See?"

„Ja."

„Sie nehmen meinen Vorschlag an?"

„Ich nehme ihn an."

„Wohl, Vicomte, es wird diesen Abend in meinem

Hofe ein guter Reisewagen stehen, in welchem man sich wie in einem Bette ausstrecken kann; an diesem Wagen werden vier Postpferde angespannt sein. Herr Beauchamp, er faßt gut vier Personen. Wollen Sie mit uns reisen? ich nehme Sie mit."

„Ich danke, ich komme von der See."

„Wie! Sie kommen von der See?"

„Ja, so etwa. Ich habe eine kleine Reise nach den borromäischen Inseln gemacht."

„Gleichviel, kommen Sie immerhin!" sagte Albert.

„Nein, mein lieber Morcerf, Sie müssen begreifen, daß die Sache unmöglich ist, sobald ich einen Vorschlag anzunehmen mich weigere. Ueberdies," fügte er die Stimme dämpfend bei, „überdies ist es von Belang, daß ich in Paris bleibe, und wäre es nur, um den Briefkasten meiner Zeitung zu überwachen."

„Ah! Sie sind ein guter, vortrefflicher Freund," sprach Albert; „ja, Sie haben Recht, überwachen Sie, Beauchamp, und suchen Sie den Feind zu entdecken, durch den jene Geschichte an das Tageslicht gezogen worden ist."

Albert und Beauchamp trennten sich: ihr letzter Händedruck enthielt Alles, was ihre Lippen vor einem Fremden nicht aussprechen konnten.

„Ein vortrefflicher Junge, dieser Beauchamp!" sagte Monte Christo, nachdem der Journalist weggegangen war; „nicht wahr, Albert?"

„Oh! ja, ein Mann von Herz, dafür stehe ich Ihnen; ich liebe ihn auch von ganzer Seele. Nun aber, da wir allein sind, obgleich mir die Sache beinahe gleichgültig ist, wohin gehen wir?"

„In die Normandie, wenn Sie wollen?"

„Vortrefflich! Nicht wahr, wir sind ganz auf dem Lande? keine Gesellschaft, keine Nachbarn?"

„Wir sind ganz unter uns, mit zwei Pferden, um

zu rennen, mit Hunden, um zu jagen, und mit einer Barke, um zu fischen."

„Das ist es, was ich brauche, ich benachrichtige meine Mutter und bin dann zu Ihren Befehlen."

„Aber wird man es Ihnen erlauben?"

„Was?"

„Nach der Normandie zu reisen?"

„Mir? bin ich nicht frei?"

„Zu gehen, wohin Sie wollen, ich weiß es wohl, da ich Sie im Vorübergehen in Italien gesehen habe."

„Nun!"

„Doch mit dem geheimnißvollen Manne zu reisen, den man den Grafen von Monte Christo nennt?..."

„Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Graf."

„Wie so?"

„Sagte ich Ihnen nicht von der vollen Sympathie, welche meine Mutter für Sie hegt?"

„„Die Frau ändert sich,"" sprach Franz I.; „„die Frau ist die Welle,"" sagt Shakspeare: der Eine war ein großer König, der Andere ein großer Dichter, und Jeder von ihnen mußte die Frau kennen."

„Ja, die Frau, doch meine Mutter ist nicht die Frau, es ist eine Frau."

„Erlauben Sie einem Fremden, nicht vollkommen alle Feinheiten Ihrer Sprache zu verstehen?"

„Ich will sagen, daß meine Mutter mit ihren Gefühlen geizig ist, daß sie aber, wenn sie einmal dieselben zugesteht, dies für immer geschieht."

„Ah, wirklich!" sprach seufzend Monte Christo, „und Sie glauben, sie erweise mir die Ehre, mir ein anderes Gefühl zuzugestehen, als das vollkommener Gleichgültigkeit?"

„Hören Sie, ich habe Ihnen gesagt und wiederhole Ihnen, Sie müssen in der That ein seltsamer und sehr erhabener Mann sein."

„Oh!"

„Ja, denn meine Mutter hat sich, ich sage nicht von der Neugierde, sondern von dem Interesse ergreifen lassen, das Sie ihr einflößten. Wenn wir allein sind, sprechen wir nur von Ihnen."

„Und sie sagt Ihnen, Sie sollen diesem Manfred mißtrauen?"

„Im Gegentheil, sie sagt mir: „„Morcerf, ich glaube, der Graf ist eine edle Natur, bemühe Dich, daß er Dich liebt.""

Monte Christo wandte die Augen ab und stieß einen Seufzer aus.

„Ah, wirklich!" rief er.

„Somit begreifen Sie," fuhr Albert fort, „daß sie, statt sich meiner Reise zu widersetzen, dieselbe im Gegentheil vollkommen billigen wird, denn sie entspricht ganz dem, was sie mir jeden Tag empfiehlt."

„Diesen Abend also," sagte Monte Christo. „Seien Sie um fünf Uhr hier, wir kommen dann um Mitternacht, oder um ein Uhr dort an."

„Wie! im Treport?..."

„Im Treport oder in der Umgegend."

„Sie brauchen nur acht Stunden, um vierzig Lieues zurückzulegen?"

„Das ist noch viel," versetzte Monte Christo.

„Sie sind offenbar der Mann der Wunder, und es wird Ihnen gelingen, nicht nur die Eisenbahnen zu übertreffen, was nicht schwer ist, sondern auch schneller zu gehen, als der Telegraph."

„Mittlerweile seien Sie pünktlich, Vicomte, da wir immerhin sieben bis acht Stunden brauchen."

„Seien Sie unbesorgt, ich habe bis dahin nichts zu thun, als mich in Bereitschaft zu setzen."

„Um fünf Uhr also."

„Um fünf Uhr."

Albert entfernte sich. Monte Christo blieb, nachdem er ihm lächelnd ein Zeichen mit dem Kopfe gemacht hatte, einen Augenblick nachdenkend und wie in eine

tiefe Betrachtung versunken. Endlich aber fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wollte er seine Träumerei verjagen, ging auf das Glöckchen zu, und schlug zweimal darauf.

Bei dem Klange dieser zwei Schläge trat Bertuccio ein.

„Meister Bertuccio," sprach der Graf, „ich reise nicht morgen, nicht übermorgen, wie ich Anfangs dachte, sondern diesen Abend nach der Normandie ab; bis fünf Uhr haben Sie mehr Zeit als Sie brauchen: Sie lassen die Stallknechte vom ersten Relais benachrichtigen; Herr von Morcerf begleitet mich. Gehen Sie."

Bertuccio gehorchte, und ein Vorreiter eilte nach Pontoise und meldete, die Postchaise würde pünktlich um sechs Uhr durchkommen. Der Knecht in Pontoise schickte einen besondern Boten zu dem nächsten Relais, von wo aus wieder ein Anderer abgeschickt wurde; und nach sechs Stunden waren alle Relais, die man auf der Straße gelegt hatte, unterrichtet.

Ehe der Graf sich entfernte, ging er zu Hayde hinauf, benachrichtigte sie von seiner Abreise, nannte ihr den Ort, wohin er ging, und stellte das ganze Haus zu ihren Befehlen.

Albert war pünktlich. Die Anfangs düstere Reise hellte sich bald durch die körperliche Wirkung der Schnelligkeit auf. Albert hatte keinen Begriff von einer solchen Geschwindigkeit.

„In der That," sprach Monte Christo, „mit Ihrer Post, welche zwei Lieues in der Stunde macht, mit dem albernen Gesetze, das einem Reisenden verbietet, einem Andern, ohne ihn um Erlaubniß zu bitten, vorzufahren, wodurch ein Kranker oder wunderlicher Reisender das Recht hat, die hurtigen und gesunden Reisenden hinter sich aufzuhalten, ist keine Bewegung möglich; ich vermeide diesen Uebelstand, indem ich mit meinem eigenen Postillon und mit meinen eigenen Pferden reise, nicht wahr, Ali?"

Und den Kopf zum Kutschenschlage hinausstreckend,

stieß der Graf einen kleinen Aufmunterungsschrei aus, der den Pferden Schwingen verlieh: sie liefen nicht mehr, sie flogen. Der Wagen rollte wie ein Donner auf dem königlichen Pflaster, und Jeder wandte sich, um das flammende Meteor vorüberkommen zu sehen. Diesen Schrei wiederholend, lächelte Ali, zeigte er seine weißen Zähne, preßte in seinen kräftigen Händen die schaumbedeckten Zügel und stachelte die Pferde an, deren Mähnen im Winde flatterten; Ali, das Kind der Wüste, befand sich wieder in seinem Element, und mit seinem schwarzen Gesichte, mit seinen glühenden Augen, mit seinem schneeweißen Burnus, schien er inmitten des Staubes, den er aufwühlte, der Geist des Samum oder der Gott des Orkans zu sein.

„Das ist eine Wollust, die ich nicht kannte, die Wollust der Geschwindigkeit," sprach Morcerf.

Und die letzten Wolken verschwanden von seiner Stirne, als ob die Luft, die er durchschnitt, diese Wolken mit sich forttrüge.

„Aber wo Teufels finden Sie denn solche Pferde?" fragte Albert; „es scheint, Sie lassen dieselben ausdrücklich zeugen?"

„Ganz richtig," sprach der Graf; „vor sechs Jahren fand ich in Ungarn einen ausgezeichneten, wegen seiner Schnelligkeit berühmten Hengst; ich kaufte ihn, ich weiß nicht, für wie viel, Bertuccio bezahlte. In demselben Jahre hatte er zweiunddreißig Kinder: es ist diese ganze Nachkommenschaft desselben Vaters, was wir hier Revue passiren werden; sie sind alle gleich, schwarz ohne einen einzigen Flecken, einen Stern auf der Stirne ausgenommen, denn diesem Auserkohrenen des Gestütes wählte man Stuten, wie man den Paschas Favoritinnen wählt."

„Das ist bewunderungswürdig! . . . Doch sagen Sie mir, Graf, was machen Sie mit allen diesen Pferden?"

„Sie sehen, ich reise mit denselben."

„Doch Sie reisen nicht immer.“

„Wenn ich sie nicht mehr brauche, so verkauft sie Herr Bertuccio, und er behauptet, er werde dreißig bis vierzig tausend Franken auf ihnen gewinnen.“

„Aber es wird kein König in Europa reich genug sein, um Ihnen dieselben abzukaufen.“

„Dann verkauft er sie an einen einfachen Wessir im Orient, der seinen Schatz leert, um sie zu bezahlen, und diesen Schatz wieder füllt, indem er Stockschläge auf die Fußsohlen seiner Unterthanen verabreichen läßt.“

„Graf, soll ich Ihnen einen Gedanken mittheilen, der mir gekommen ist?“

„Thun Sie das.“

„Herr Bertuccio muß nach Ihnen der reichste Privatmann von Europa sein.“

„Sie täuschen sich, Vicomte, ich bin fest überzeugt, daß Sie, wenn Sie die Taschen von Herrn Bertuccio umdrehen würden, nicht für zehn Sous Werth darin fänden.“

„Warum dies?“ fragte der junge Mann; „Herr Bertuccio ist also ein Phänomen? Ah! mein lieber Graf, treiben Sie mich nicht zu weit im Wunderbaren, oder ich glaube Ihnen nicht mehr.“

„Niemals etwas Wunderbares bei mir, mein lieber Albert, Zahlen und Vernunft, sonst nichts; hören Sie nur folgendes Dilemma: ein Intendant stiehlt, aber warum stiehlt er?“

„Verdammt! weil es in seiner Natur liegt, wie mir scheint; er stiehlt, um zu stehlen.“

„Nein, Sie täuschen sich, er stiehlt, weil er eine Frau, Kinder, eitle Wünsche für sich und seine Familie hat; er stiehlt hauptsächlich, weil er nicht sicher ist, ob er seinen Herrn wieder verlassen muß, weil er sich eine Zukunft machen will; doch Herr Bertuccio ist allein auf der Welt, er schöpft aus meiner Börse, ohne mir Rechenschaft zu geben, er ist sicher, daß er mich nie zu verlassen hat.“

„Warum dies?"

„Weil ich keinen Besseren finden werde."

„Sie drehen sich in einem mangelhaften Kreise, in dem der Wahrscheinlichkeit."

„Oh! nein, ich bin in den Gewißheiten; der gute Diener ist für mich derjenige, bei welchem ich ein Recht über Leben und Tod habe."

„Und Sie haben das Recht über Leben und Tod bei Herrn Bertuccio?" fragte Albert.

„Ja," antwortete kalt der Graf.

Es gibt Worte, welche das Gespräch schließen, wie eine eiserne Thüre; das Ja des Grafen war eines von diesen Worten.

Der Rest der Reise bewerkstelligte sich mit derselben Geschwindigkeit, in acht Relais getheilt, legten die zwei und dreißig Pferde ihre sieben und vierzig Lieues in acht Stunden zurück.

Man kam mitten in der Nacht vor dem Thore eines schönen Parkes an. Der Hausmeister stand an demselben und hielt das Gitter offen; er war von dem Stallknechte des letzten Relais unterrichtet worden.

Es war halb zwei Uhr Morgens, man führte Morcerf in sein Zimmer. Er fand ein Bad und ein Abendbrod bereit. Ein Diener, der den Weg auf dem Hintersitze des Wagens gemacht hatte, stand zu seinen Befehlen. Baptistin, der auf dem Vordersitze gefahren war, bediente den Grafen.

Albert nahm sein Bad, speiste und legte sich schlafen. Die ganze Nacht hindurch wurde er von dem schwermüthigen Geräusche der Wellen gewiegt. Als er aufstand, ging er gerade auf das Fenster zu, öffnete es und befand sich auf einer kleinen Terrasse, wo man das Meer, das heißt die Unermeßlichkeit vor sich hatte, und hinter sich einen hübschen Park, der nach einem kleinen Wäldchen führte.

In einer Bucht von einer gewissen Größe schaukelte sich eine kleine Corvette mit schmalem Kiel und

hohem Mast, und auf der Spitze eine Flagge mit dem Wappen von Monte Christo tragend, welches Wappen einen goldenen Berg ruhend auf einem Azurmeere, mit einem rothen Kreuze auf dem Schildhaupte, darstellte, was eben so wohl auf seinen Namen, der an die Schädelstätte, welche das Leiden unseres Herrn zu einem Berge kostbarer als Gold gemacht hat, und an das schändliche Kreuz erinnerte, das durch sein Blut ein heiliges geworden ist, als auf ein persönliches Leiden und eine Wiedergeburt anspielen konnte, welche in der Nacht der Vergangenheit dieses geheimnißvollen Mannes ruhen mochte.

Um die Goelette her lagen mehrere kleine Kähne, welche den Fischern der benachbarten Dörfer gehörten, und wie demüthige, auf die Befehle ihres Herrn wartende Diener aussahen.

Hier, wie an allen andern Orten, wo sich der Graf aufhielt, war das Leben nach dem Thermometer der höchsten Bequemlichkeit eingerichtet; das Leben wurde auch auf der Stelle leicht. Albert fand in seinem Vorzimmer zwei Flinten und alle für einen Jäger erforderliche Geräthschaften; ein anderes Zimmer im Erdgeschoße war für alle die geistreichen Maschinen bestimmt, welche die Engländer, große Fischer, weil sie geduldig und müßig sind, von den Freunden des Fischfangs in Frankreich noch nicht adoptiren lassen konnten.

Der ganze Tag verging mit diesen Uebungen, in denen sich Monte Christo auszeichnete; man schoß ein Dutzend Fasanen im Park, man fing eben so viele Forellen in den Bächen, man speiste in einem Kiosk zu Mittag, der die Aussicht auf das Meer hatte, und servirte den Thee in der Bibliothek.

Gegen Abend am dritten Tag schlief Albert sehr ermüdet durch dieses Leben, das für Monte Christo ein Spiel zu sein schien, in einem Lehnstuhl beim Fenster, während der Graf mit seinem Architekten den Plan zu einem Treibhause machte, das er errichten lassen wollte,

als das Geräusch eines die Kieselsteine von der Straße sprengenden Pferdes den jungen Mann aufzuschauen bewog: er sah durch das Fenster und erblickte mit einem höchst unangenehmen Erstaunen seinen Kammerdiener, den er, um den Grafen weniger zu belästigen, nicht hatte mitnehmen wollen.

„Florentin hier!“ rief er, von seinem Stuhle aufspringend, „ist meine Mutter krank?“

Und er stürzte aus dem Zimmer.

Monte Christo folgte ihm mit den Augen und sah ihn auf den Diener zu eilen, der, noch ganz athemlos, aus seiner Tasche ein kleines versiegeltes Päckchen zog. Das Päckchen enthielt einen Brief und eine Zeitung.

„Von wem ist dieser Brief?“ fragte Albert rasch.

„Von Herrn Beauchamp,“ antwortete Florentin.

„Herr Beauchamp schickt Dich also?“

„Ja, mein Herr. Er ließ mich zu sich kommen, gab mir das zur Reise erforderliche Geld, bestellte ein Postpferd für mich, und nahm mir das Versprechen ab, nicht eher anzuhalten, als bis ich Sie erreicht hätte. Ich legte den Weg in fünfzehn Stunden zurück.“

Albert öffnete bebend den Brief. Bei den ersten Zeilen stieß er einen Schrei aus und griff mit einem sichtbaren Zittern nach der Zeitung. Plötzlich verfinsterten sich seine Augen, seine Beine schienen unter ihm zu weichen, und dem Fallen nahe, hielt er sich an Florentin, der den Arm ausstreckte, um ihn zu unterstützen.

„Armer, junger Mann!“ murmelte Monte Christo so leise, daß er selbst das Geräusch der Worte des Mitleids, die er aussprach, nicht hören konnte; „es ist also gewiß, daß die Sünde der Väter auf die Kinder bis in das dritte und vierte Geschlecht zurückfallen wird!“

Während dieser Zeit hatte Albert seine Kräfte wieder gesammelt; er fuhr fort zu lesen, schüttelte seine Haare auf seinem von Schweiß befeuchteten Haupte, und sagte, den Brief und die Zeitung zerknitternd:

„Florentin, ist Dein Pferd im Stande, den Weg nach Paris zurückzumachen?“

„Es ist eine schlechte, hinkende Postmähre.“

„Oh! mein Gott! und wie stand es im Hause, als Du es verließest?“

„Ziemlich ruhig; doch als ich von Herrn Beauchamp zurückkam, fand ich Madame in Thränen: sie hatte mich rufen lassen, um sich zu erkundigen, wann Sie zurückkämen. Ich sagte ihr, ich wäre im Begriff, Sie im Auftrage von Herrn Beauchamp zu holen. Ihre erste Bewegung war, den Arm auszustrecken, als wollte sie mich zurückhalten, aber nach kurzem Ueberlegen sprach sie:

„Ja, gehe, Florentin, und sage ihm, er möge zurückeilen.“

„Ja, meine Mutter, ja,“ sprach Albert, „ich komme sogleich, sei unbesorgt, und wehe dem Schändlichen! Doch vor Allem muß ich abreisen.“

Und er kehrte in das Zimmer zurück, wo er Monte Christo gelassen hatte.

Es war nicht mehr derselbe Mensch, fünf Minuten hatten genügt, um bei Albert eine traurige Verwandlung zu bewerkstelligen; er war in seinem gewöhnlichen Zustande hinausgegangen, er kehrte zurück mit einer bebenden Stimme, das Gesicht durchfurcht von fieberhaften Röthen, das Auge funkelnd unter blaugeaderten Lidern, und den Gang wankend, wie der eines trunkenen Mannes.

„Graf,“ sagte er, „ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, die ich gern noch länger genossen hätte, aber ich muß nach Paris zurückkehren.“

„Was ist denn vorgefallen?“

„Ein großes Unglück; doch erlauben Sie mir, abzureisen, es handelt sich um eine Sache, welche viel kostbarer ist, als mein Leben. Keine Frage, Graf, ich bitte Sie, sondern ein Pferd!“

„Meine Ställe stehen zu Ihren Diensten, Vicomte,“

erwiederte Monte Christo; „aber Sie werden sich vor Anstrengung durch einen Postritt tödten, nehmen Sie eine Caleche, ein Coupé, irgend einen Wagen."

„Nein, das würde zu lange dauern, und ich bedarf der Anstrengung, die Sie so sehr für mich befürchten, sie wird mir wohl thun."

Albert machte ein paar Schritte, wankend wie ein von einer Kugel getroffener Mensch, und fiel auf einen Stuhl neben der Thüre nieder.

Monte Christo sah diese zweite Schwäche nicht; er stand am Fenster und rief:

„Ali, ein Pferd für Herrn von Morcerf! man eile, es ist drängend!"

Diese Worte gaben Albert das Leben wieder, er stürzte aus dem Zimmer, der Graf folgte ihm.

„Ich danke," rief der junge Mann, sich in den Sattel schwingend. „Florentin, Du wirst so schnell als möglich zurückkommen. Gibt es ein Losungswort, daß man mir die Pferde überläßt?"

„Sie brauchen nur das Pferd, welches Sie reiten, zurückzugeben; man wird Ihnen auf der Stelle ein anderes satteln."

Albert wollte fortjagen, hielt aber noch einmal an und sagte:

„Sie finden vielleicht meine Abreise seltsam, unnatürlich, wahnsinnig; Sie begreifen vielleicht nicht, wie ein paar Zeilen in einem Journal einen Menschen in Verzweiflung bringen können; nun wohl!" fügte er, dem Grafen die Zeitung zuwerfend bei, „lesen Sie, aber erst, wenn ich abgereist sein werde, damit Sie meine Röthe nicht sehen."

Und während der Graf die Zeitung aufhob, drückte er die Sporen, die man an seinen Stiefeln befestigt hatte, in den Bauch des Pferdes, welches, erstaunt, daß ein Reiter vorhanden war, der ihm gegenüber eine solche Anstachelung nothwendig zu haben glaubte, wie der Pfeil von einer Armbrust fortschoß.

Der Graf schaute dem jungen Manne mit einem Gefühle unendlichen Mitleids nach, und erst, als er völlig verschwunden war, wandte er seine Blicke auf die Zeitung zurück und las wie folgt:

„Der französische Officier im Dienste von Ali, Pascha von Janina, von welchem vor drei Wochen das Journal der Impartial sprach, und der nicht nur die Schlösser von Janina übergab, sondern auch seinen Wohlthäter an die Türken verkaufte, hieß wirklich damals Fernand, wie unser ehrenwerther College angegeben hat. Doch seitdem hat er seinem Namen einen adeligen Titel und einen Gutsnamen beigefügt.

„Er heißt gegenwärtig Herr Graf von Morcerf, und ist Mitglied der Kammer der Pairs."

So erschien also das furchtbare Geheimniß, das Beauchamp so edelmüthig begraben hatte, abermals wie ein bewaffnetes Gespenst, und grausam unterrichtet, hatte eine andere Zeitung zwei Tage, nachdem Albert nach der Normandie abgereist war, einige Zeilen veröffentlicht, über welche der unglückliche junge Mann beinahe verrückt geworden wäre.

Zwölftes Kapitel.

Das Urtheil.

Um acht Uhr Morgens fiel Albert bei Beauchamp wie der Blitz ein. Der Kammerdiener war unterrichtet; er führte Morcerf in das Zimmer seines Herrn, der sich so eben in das Bad gesetzt hatte.

„Nun!“ sagte Albert zu ihm.

„Mein armer Freund, ich erwartete Sie,“ erwiederte Beauchamp.

„Hier bin ich. Ich sage Ihnen nicht, Beauchamp, ich halte Sie für zu rechtschaffen und zu gut, um mit irgend Jemand hierüber gesprochen zu haben; nein, mein Freund. Ueberdies ist mir der Bote, den Sie mir schickten, ein Bürge für Ihre Zuneigung. Verlieren wir also keine Zeit mit Umschweifen: haben Sie einen Gedanken, von welcher Seite dieser Schlag kommen mag?“

„Ich werde Ihnen sogleich zwei Worte sagen.“

„Ja, doch vorher, mein Freund, sind Sie mir in allen ihren Einzelnheiten die Geschichte dieses abscheulichen Verrathes schuldig.“

Beauchamp erzählte hierauf dem vor Scham und Schmerz niedergebeugten jungen Manne die Vorfälle, welche wir in ihrer ganzen Einfachheit wiedererzählen werden.

Zwei Tage vorher war am Morgen der Artikel in einer andern Zeitung, als der Impartial, erschienen, was der Sache noch mehr Gewicht verlieh, insofern das Blatt, welches ihn brachte, wie allgemein bekannt, der Regierung gehörte. Beauchamp frühstückte, als ihm die Note in die Augen sprang; er schickte sogleich nach einem Cabriolet und eilte, ohne sein Mahl zu vollenden, in das Bureau der Zeitung. Obgleich der Gérant sich zu einer politischen Gesinnung bekannte, welche der von Beauchamp gerade entgegengesetzt war, so war doch dieser, wie dies zuweilen, ja sogar oft geschieht, ein vertrauter Freund desselben.

Als er zu ihm kam, hielt der Gérant seine eigene Zeitung in der Hand und schien sich in einem Artikel über Runkelrübenzucker zu gefallen, der ohne Zweifel von ihm selbst herrührte.

„Ah, bei Gott!“ rief Beauchamp, „da Sie Ihre Zeitung in der Hand haben, mein lieber ***, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was mich hierherführt.“

„Sollten Sie zufälliger Weise ein Begünstiger des Zuckerrohrs sein?" fragte der Gérant der ministeriellen Zeitung.

„Nein, ich bin dieser Frage sogar völlig fremd, und komme wegen einer andern Angelegenheit."

„Und warum kommen Sie?"

„Wegen des Artikels Morcerf."

„Ah! ja; nicht wahr, das ist seltsam?

„So seltsam, daß Sie sich der Gefahr aussetzen, einen sehr zweifelhaften Verleumdungsprozeß an den Hals zu bekommen."

„Keines Weges; wir haben mit der Note alle Beweisstücke empfangen, und sind fest überzeugt, daß Herr von Morcerf sich ruhig verhalten wird; überdies heißt es dem Lande einen Dienst leisten, wenn man die Elenden angibt, welche der Ehre unwürdig sind, die man ihnen erweist."

Beauchamp war verblüfft.

„Aber wer hat Sie denn so gut unterrichtet?" fragte er, „denn meine Zeitung, welche die Sache zuerst angeregt hatte, war genöthigt, in Ermangelung von Beweisen sich jeder Bemerkung zu enthalten, und wir sind doch mehr dabei interessirt, als Sie, Herrn von Morcerf zu entschleiern, insofern er Pair von Frankreich ist und wir Opposition bilden."

„Oh! mein Gott, das ist ganz einfach, wir sind dem Scandal nicht nachgelaufen, er hat uns aufgesucht. Es ist gestern ein Mensch von Janina angekommen, der den furchtbaren Aktenstoß mitbrachte, und als wir Anstand nahmen, uns auf den Weg der Anklage zu werfen, bemerkte er uns, wenn wir uns weigerten, so würde der Artikel in einer andern Zeitung erscheinen. Sie wissen, Beauchamp, was eine wichtige Nachricht ist; wir wollten diese nicht verloren gehen lassen. Nun ist der Schlag gethan; er ist furchtbar und wird bis an das Ende Europas wiederhallen."

Beauchamp begriff, daß man hier nur das Haupt

neigen konnte, und entfernte sich in Verzweiflung, um einen Courier an Morcerf abzuschicken."

Was er aber nicht hatte Albert schreiben können, denn die Dinge, welche wir nun erzählen werden, folgten auf die Abreise seines Couriers, ist die Thatsache, daß an demselben Tage in der Kammer der Pairs eine große Aufregung sich kundgab und in den gewöhnlich so ruhigen Gruppen der hohen Versammlung herrschte. Jeder war beinahe vor der Stunde angekommen und unterhielt sich von dem unseligen Ereigniß, das die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und auf eines der bekanntesten Mitglieder des erhabenen Körpers lenken sollte.

Man las mit leiser Stimme den Artikel, man commentirte ihn und tauschte Erinnerungen aus, welche die Thatsachen noch schärfer hervorstellten. Der Graf von Morcerf war unter seinen Standesgenossen nicht beliebt. Um sich in seinem Range zu erhalten, hatte er sich, wie alle Emporkömmlinge, ein Uebermaß von Hochmuth zu beobachten genöthigt gesehen. Die großen Aristokraten lachten über ihn; die Talente verwarfen ihn; die Männer des reinen Ruhmes verachteten ihn instinktmäßig. Der Graf war an diese ärgerliche Extremität des Sühnopfers getrieben. Einmal vom Finger des Herrn als Opfer bezeichnet, schickte sich Jedermann an, Haro zu schreien.

Nur der Graf von Morcerf allein wußte nichts. Er hielt sich die Zeitung nicht, in der sich die anklagende Notiz fand, und hatte den Morgen mit Briefeschreiben und mit dem Probiren eines Pferdes zugebracht.

Er kam also zu seiner gewöhnlichen Stunde, den Kopf hoch, das Auge stolz, den Gang keck, stieg aus dem Wagen, schritt durch die Gänge, und trat in den Saal, ohne das Zögern der Huissiers und die Halbgrüße seiner Collegen zu bemerken.

Als Morcerf eintrat, war die Sitzung bereits seit einer halben Stunde eröffnet.

Obgleich der Graf, der, wie gesagt, nichts von dem, was vorgefallen war, wußte, weder seine Miene, noch seinen Gang verändert hatte, kamen doch seine Miene und sein Gang Allen hochmüthiger als gewöhnlich vor, und seine Gegenwart schien unter diesen Umständen so angreifend gegen die auf ihre Ehre eifersüchtige Versammlung, daß darin Alle eine Unschicklichkeit, Mehrere ein Trotzbieten und Einige eine Beleidigung erblickten.

Die Kammer brannte offenbar vor Begierde, den Kampf zu beginnen.

Man sah das anklagende Journal in den Händen von allen Anwesenden; doch wie gewöhnlich zögerte Jeder, die Verantwortlichkeit des Angriffs auf sich zu nehmen. Endlich stieg einer von den ehrenwerthen Pairs, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, mit einer Feierlichkeit, welche verkündigte, der erwartete Moment sei gekommen, auf die Tribüne.

Es herrschte ein furchtbares Stillschweigen; Morcerf allein wußte nichts von der Ursache der tiefen Aufmerksamkeit, die man diesmal einem Redner schenkte, dem man gewöhnlich nicht so gefällig zuhörte.

Der Graf ließ ruhig den Eingang vorübergehen, in welchem der Redner äußerte, er habe von einer so heiligen, so ernsten Sache, von einer für die Kammer so bedeutungsvollen Lebensfrage zu sprechen, daß er die ganze Aufmerksamkeit seiner Collegen in Anspruch nehme.

Bei den ersten Worten von Janina und vom Obersten Fernand erbleichte der Graf von Morcerf dergestalt, daß nur ein Zittern in dieser Versammlung eintrat, deren Blicke insgesammt auf den Grafen gerichtet waren.

Die moralischen Wunden haben das Eigenthümliche, daß sie sich verbergen, aber nicht wieder schließen; stets schmerzhaft, stets bereit, zu bluten, wenn man sie berührt, bleiben sie frisch und gähnend im Herzen.

Als der Artikel mitten unter diesem Stillschweigen,

mitten unter diesem Beben, das sogleich aufhörte, sobald der Redner wieder das Wort zu nehmen geneigt schien, bis zum Schlusse gelesen war, setzte der Ankläger sein Bedenken aus einander und machte einige Bemerkungen über die Schwierigkeit seiner Aufgabe; es war die Ehre von Herrn von Morcerf, es war die der ganzen Kammer, was er zu vertheidigen behauptete, indem er eine Debatte hervorrief, welche auf stets so schmerzliche persönliche Fragen gerichtet sein sollte. Endlich schloß er mit dem Antrage auf eine Untersuchung, welche schnell genug eingeleitet werden sollte, um die Verleumdung zu Schanden zu machen, ehe sie zu wachsen Zeit gehabt hätte, und um Herrn von Morcerf in der Stellung, die ihm längst die öffentliche Meinung gemacht, wiederherzustellen.

Morcerf war so niedergebeugt, so zitternd vor diesem ungeheuren und unerwarteten Ungemach, daß er kaum ein paar Worte, mit irrem Auge seine Collegen anschauend, zu stammeln vermochte. Diese Verzagtheit, welche man eben so wohl dem Erstaunen des Unschuldigen, als der Scham des Schuldigen zuschreiben konnte, erwarb ihm wieder einige Sympathien. Die wahrhaft edlen Menschen sind stets geneigt, mitleidig zu werden, wenn das Unglück ihres Feindes die Grenzen ihres Hasses überschreitet. Der Präsident ließ über die Untersuchung abstimmen; man stimmte durch Sitzenbleiben und Aufstehen, und es wurde beschlossen, die Untersuchung sollte stattfinden.

Man fragte den Grafen, wie viel er Zeit brauchte, um seine Rechtfertigung vorzubereiten.

Der Muth war Morcerf wieder gekommen, seitdem er sich nach diesem furchtbaren Schlage noch lebend fühlte.

„Meine Herren Pairs,“ antwortete er, „nicht mit der Zeit schlägt man einen Angriff zurück, wie derjenige ist, welchen in diesem Augenblick unbekannte und ohne Zweifel im Schatten ihrer Dunkelheit gebliebene Feinde

gegen mich richten; auf der Stelle, mit einem Donnerschlag muß ich den Blitz erwiedern, der mich einen Augenblick geblendet hat; warum ist es mir nicht vergönnt, statt einer solchen Rechtfertigung, mein Blut zu vergießen, um meinen edlen Collegen zu beweisen, daß ich würdig bin, als ihres Gleichen einherzuschreiten!"

Diese Worte machten einen für den Angeklagten günstigen Eindruck.

„Ich verlange also," sprach er, „daß die Untersuchung so bald als möglich stattfinde, und ich werde der Kammer alle für die Wirksamkeit dieser Untersuchung erforderliche Beweisstücke liefern."

„Welchen Tag bestimmen Sie?" fragte der Präsident.

„Ich stelle mich von heute an zur Verfügung der Kammer," antwortete der Graf.

Der Präsident rührte seine Glocke und fragte:

„Ist die Kammer der Ansicht, daß diese Untersuchung noch heute statthaben soll?"

„Ja!" lautete die einstimmige Antwort der Versammlung.

Man ernannte eine Commission von zwölf Mitgliedern, welche die von Morcerf zu liefernden Beweisstücke untersuchen sollte. Die Stunde der ersten Sitzung dieser Commission wurde auf acht Uhr Abends in den Bureaux der Kammer festgesetzt. Wären mehrere Sitzungen nöthig, so sollten sie zu derselben Stunde und an demselben Orte stattfinden. Als diese Entscheidung gefaßt war, bat Morcerf um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen; er hatte die Beweisstücke zusammenzufassen, welche er seit langer Zeit aufgehäuft, um dem von seinem arglistigen und unzähmbaren Charakter vorhergesehenen Sturme Trotz zu bieten.

Beauchamp erzählte dem jungen Manne alle die Dinge, die wir so eben mitgetheilt haben, nur hatte seine Erzählung vor der unserigen den Vorzug der Wärme lebendiger Dinge vor der Kälte todter Dinge.

Albert hörte ihm bebend bald vor Hoffnung, bald

vor Zorn, bald vor Scham zu; denn durch die vertrauliche Mittheilung von Beauchamp wußte er, daß sein Vater schuldig war, und er fragte sich, wie es dem Schuldigen gelingen könnte, seine Unschuld zu beweisen.

Bei diesem Punkte angelangt, schwieg Beauchamp.

„Hernach?" fragte Albert.

„Hernach?" wiederholte Beauchamp.

„Ja."

„Mein Freund, dieses Wort versetzt mich in eine furchtbare Nothwendigkeit. Wollen Sie die Folge wissen?"

„Ich muß sie durchaus wissen, mein Freund, und will sie lieber aus Ihrem Munde, als aus einem andern erfahren."

„Wohl, so fassen Sie Muth, Albert, nie haben Sie desselben mehr bedurft."

Albert fuhr mit der Hand über seine Stirne, als wollte er sich seiner eigenen Kraft versichern, wie ein Mensch, der sein Leben zu vertheidigen sich anschickt, seinen Panzer versucht und seine Degenklinge biegt.

Er fühlte sich stark, denn er hielt sein Fieber für Energie.

„Vorwärts," sprach er.

„Es kam der Abend," fuhr Beauchamp fort, „ganz Paris wartete auf den Ausgang der Sache. Viele behaupteten, Ihr Vater habe sich nur zu zeigen, um die Anklage umzustürzen; Viele sagten, er werde sich nicht einfinden; Andere versicherten, sie haben ihn nach Brüssel abreisen sehen, und Einige gingen auf die Polizei und fragten, ob es wahr sei, daß der Graf seine Pässe genommen.

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Alles that, um von einem der Mitglieder der Commission, einem mir befreundeten jungen Pair, auf eine Art von Tribune geführt zu werden. Um sieben Uhr holte er mich ab und empfahl mich, ehe Jemand gekommen war, einem Huissier, der mich in eine Loge einschloß. Ich

war durch eine Säule maskirt und in einer völligen Dunkelheit verloren, und konnte hoffen, ich würde vom Anfang bis zum Ende die furchtbare Scene, die sich entwickeln sollte, hören und sehen.

Pünktlich um acht Uhr waren Alle angekommen.

„Herr von Morcerf trat bei dem letzten Schlage der achten Stunde ein. Er hatte einige Papiere in der Hand, und seine Haltung schien ziemlich ruhig; gegen seine Gewohnheit war sein Gang einfach, sein Anzug ernst, und er trug nach Art der alten Militäre seinen Rock von oben bis unten zugeknöpft.

„Seine Erscheinung brachte die beste Wirkung hervor: die Commission war entfernt nicht böswillig, und mehrere von ihren Mitgliedern gingen dem Grafen entgegen und reichten ihm die Hand."

Albert fühlte, wie sein Herz bei diesen einzelnen Umständen beinahe brach, und dennoch regte sich unter seinem Schmerze ein Gefühl der Dankbarkeit; gern hätte er alle diese Menschen umarmen mögen, welche seinem Vater während einer so großen Gefährdung seiner Ehre die Hand gereicht.

„In diesem Augenblick trat ein Huissier ein und übergab dem Präsidenten einen Brief.

„„Sie haben das Wort, Herr von Morcerf,"" sprach der Präsident, den Brief entsiegelnd.

„Der Graf begann seine Vertheidigungsrede, und ich versichere Sie, Albert," fuhr Beauchamp fort, „er war von einer außerordentlichen Beredtsamkeit und Geschicklichkeit; er brachte Papiere vor, welche bewiesen, daß ihn der Wessir von Janina bis zu seiner letzten Stunde mit seinem ganzen Vertrauen beehrt und besonders mit einer Unterhandlung bei dem Kaiser selbst beauftragt hatte, wobei es sich um Leben oder Tod gehandelt. Er wies den Ring vor, ein Zeichen des Oberbefehls, mit welchem Ali selbst gewöhnlich seine Briefe siegelte und den er ihm gegeben, damit er bei seiner Rückkehr, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht

es auch sein möchte, und wäre er sogar in seinem Harem, zu ihm bringen könnte. Unglücklicher Weise, sagte er; scheiterte seine Unterhandlung, und als er zurückkam, um seinen Wohlthäter zu vertheidigen, war er bereits todt. Doch sterbend, behauptete der Graf, habe ihm Ali Pascha, so groß sei sein Vertrauen gewesen, seine erste Favoritin und seine Tochter anvertraut."

Albert bebte bei diesen Worten; denn während Beauchamp sprach, trat die ganze Erzählung von Haydee vor den Geist des jungen Mannes, und er erinnerte sich dessen, was die schöne Griechin von dieser Botschaft, von diesem Ringe und von der Art und Weise, wie sie verkauft und in die Sklaverei geführt worden war, gesagt hatte.

„Und was war die Wirkung der Rede des Grafen?" fragte Albert voll Angst.

„Ich gestehe, daß sie mich erschütterte, und ebenso, wie mich, auch die ganze Commission erschütterte," sprach Beauchamp.

„Der Präsident warf nachlässig die Augen auf den Brief, den man ihm gebracht hatte; doch bei den ersten Zeilen wurde seine Aufmerksamkeit rege, er las das Schreiben, las es abermals, und sprach, seine Blicke auf Herrn von Morcerf heftend:

„„Herr Graf, Sie sagen uns, der Wessir von Janina habe Ihnen seine Frau und seine Tochter anvertraut?""

„„Ja, mein Herr,"" antwortete Morcerf; „„doch hierin, wie im Uebrigen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Wasiliki und ihre Tochter Haydee verschwunden.""

„„Sie kennen dieselben?""

„„Mein vertrauter Umgang mit dem Pascha und der feste Glaube, den er zu meiner Treue hatte, erlaubten mir, sie mehr als zwanzigmal zu sehen.""

„„Haben Sie irgend einen Gedanken, was aus ihnen geworden sein mag?""

„„Ja, mein Herr, ich habe sagen hören, sie seien ihrem Kummer und vielleicht ihrer Armuth unterlegen. Ich war nicht reich, ich sah mein Leben großen Gefahren preisgegeben, und ich konnte zu meinem innigen Bedauern keine Nachforschungen anstellen.““

Der Präsident runzelte unmerklich die Stirne und sprach:

„„Meine Herren, Sie haben den Herrn Grafen gehört und in seinen Erläuterungen verfolgt. Herr Graf, können Sie zur Unterstützung Ihrer Angabe einige Zeugen liefern?““

„„Ach! nein, mein Herr,““ antwortete der Graf, „„alle diejenige, welche den Wessir umgaben und mich an seinem Hofe kannten, sind todt oder zerstreut; allein, so glaube ich wenigstens, habe ich diesen furchtbaren Krieg überlebt; ich besitze nur die Briefe von Ali Tependelini, welche vor Ihren Augen liegen; ich besitze nur den Ring, das Pfand seines Willens, das Sie hier sehen; ich habe endlich den überzeugendsten Beweis, den ich liefern kann, nämlich nach einem anonymen Angriff den Mangel jeder Zeugschaft gegen mein Wort als ehrlicher Mann und die Reinheit meines militärischen Lebens.““

„Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die ganze Versammlung; in diesem Augenblick, Albert, und wenn kein neuer Vorfall dazu gekommen wäre, hätte Ihr Vater seine Sache gewonnen gehabt.

„Man hatte nur noch abzustimmen, als der Präsident das Wort nahm und sprach:

„„Meine Herren und Sie, Herr Graf, ich denke, es wird Ihnen nicht unangenehm sein, einen sehr wichtigen Zeugen zu hören, der sich von selbst einfindet; dieser Zeuge, wir zweifeln nicht daran, ist nach Allem, was uns der Graf gesagt hat, berufen, die vollkommene Unschuld unseres Collegen darzuthun. Hier ist ein Brief, den ich so eben in dieser Beziehung empfangen habe; soll er gelesen werden, oder entscheiden

Sie, daß wir darüber weggehen und uns bei diesem Zwischenfalle nicht aufhalten?""

„Herr von Morcerf erbleichte und preßte krampfhaft die Papiere zusammen, die er in der Hand hielt.

„Die Antwort der Commission fiel für das Vorlesen aus: der Graf aber war nachdenkend und hatte keine Meinung auszusprechen.

„Der Präsident las folgenden Brief vor:

„„Herr Präsident,

„„Ich kann der Untersuchungscommission, welche mit der Prüfung des Benehmens des Herrn Generallieutenant Grafen von Morcerf im Epirus und in Macedonien beauftragt ist, die bestimmteste und sicherste Auskunft geben.""

„Der Präsident machte eine kurze Pause.

„Der Graf von Morcerf erbleichte; der Präsident befragte die Zuhörer mit dem Blicke:

„„Fahren Sie fort!"" rief man von allen Seiten.

„Der Präsident fuhr fort:

„„Ich war beim Tode von Ali Pascha an Ort und Stelle; ich wohnte seinen letzten Augenblicken bei; ich weiß, was aus Wasiliki und Hayde geworden ist; ich stelle mich zur Verfügung der Commission und fordere sogar die Ehre, gehört zu werden. Ich werde in dem Augenblick, wo man Ihnen dieses Billet übergibt, im Vorsaale der Kammer sein.""

„„Und wer ist dieser Zeuge oder vielmehr dieser Feind?"" fragte der Graf mit einer Stimme, in der eine tiefe Erschütterung nicht zu verkennen war.

„„Wir werden es erfahren, mein Herr,"" antwortete der Präsident. „„Ist die Commission der Ansicht, daß der Zeuge gehört werden soll?""

„„Ja! ja!"" sprachen gleichzeitig alle Stimmen.

„Man rief den Huissier.

„„Huissier,"" fragte der Präsident, „„wartet Jemand im Vorsaale?""

„„Ja, Herr Präsident.""

„„Wer ist dieser Jemand?““

„„Eine Frau, begleitet von einem Diener.““

„Alle schauten sich an.

„„Lassen Sie diese Frau eintreten,““ sagte der Präsident.

„Fünf Minuten nachher erschien der Huissier wieder: Aller Augen waren auf die Thüre gerichtet und ich selbst,“ sprach Beauchamp, „und ich selbst theilte die allgemeine Erwartung und Angst.

„Hinter dem Huissier ging eine Frau, gehüllt in einen großen Schleier, der sie völlig verbarg. An den Formen, welche dieser Schleier verrieth, und an den ausströmenden Wohlgerüchen erkannte man bald eine junge und zierliche Frau, aber nicht mehr.

„Der Präsident bat die Unbekannte, den Schleier zurückzuschlagen, und man konnte nun diese Frau sehen, welche nach griechischer Weise gekleidet und außerordentlich schön war.“

„Ah!“ rief Morcerf, „sie war es.“

„Wie, sie?“

„Ja, Hayde.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ach! ich errathe es. Doch fahren Sie fort, Beauchamp, ich bitte Sie. Sie sehen, ich bin ruhig und stark.“

„Herr von Morcerf,“ fuhr Beauchamp fort, „schaute diese Frau mit einer Mischung von Angst und Erstaunen an. Für ihn sollte das Leben oder der Tod aus diesem reizenden Munde kommen; für alle Andere war es ein so seltsames, so interessantes Abenteuer, daß das Heil oder der Untergang von Herrn von Morcerf an diesem Ereigniß nur als ein secundäres Element Antheil hatten.

„Der Präsident bot der jungen Frau mit der Hand einen Stuhl an; doch sie bedeutete durch ein Zeichen mit dem Kopfe, sie würde stehen bleiben. Der Graf war

wieder auf sein Fauteuil zurückgefallen, und seine Beine weigerten sich offenbar, ihn zu tragen.

„„Madame,““ sprach der Präsident, „„Sie haben der Commission geschrieben und sich angeboten, ihr Auskunft über die Angelegenheit von Janina zu geben: Sie sind Ihrer Behauptung nach Augenzeugin gewesen.““

„„Das war ich auch wirklich,““ sprach die Unbekannte mit einem Tone voll reizender Traurigkeit und mit jenem den orientalischen Stimmen eigenthümlichen Wohlklang.

„„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie damals noch sehr jung waren,““ versetzte der Präsident.

„„Ich war vier Jahre alt; doch da diese Ereignisse die höchste Bedeutung für mich hatten, so verlor sich kein Umstand aus meinem Geiste, entging keine Einzelnheit meinem Gedächtniß.““

„„Welche Bedeutung hatten für Sie diese Ereignisse, und wer sind Sie, daß diese große Katastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie hervorgebracht hat?““

„„Es handelte sich um das Leben oder den Tod meines Vaters,““ antwortete das Mädchen; „„ich heiße Hayde und bin die Tochter von Ali Tependelini, Pascha von Janina, und von Wasiliki, seiner vielgeliebten Frau.““

„Die bescheidene und zugleich stolze Röthe, welche bei diesen Worten die junge Frau mit Purpur übergoß, das Feuer ihres Blickes, die Majestät ihrer Offenbarung brachten eine unaussprechliche Wirkung auf die Versammlung hervor.

„Der Graf könnte nicht mehr vernichtet gewesen sein, wenn der Blitz herabgefallen wäre und zu seinen Füßen einen Abgrund geöffnet hätte.

„„Madame,““ sprach der Präsident, nachdem er sich ehrfurchtsvoll verbeugt hatte, „„erlauben Sie mir eine einfache Frage, welche keinen Zweifel enthält und die letzte sein wird: können Sie die Aechtheit Ihrer Behauptung nachweisen?““

„„Ich kann es, mein Herr,““ sprach Hayde, unter ihrem Schleier ein Säckchen von parfumirtem Atlaß hervorziehend; „„denn hier ist mein Geburtsschein, abgefaßt von meinem Vater und unterzeichnet von seinen obersten Officieren; denn hier ist bei meinem Geburtsschein mein Taufschein, mein Vater hatte nämlich eingewilligt, daß ich in der Religion meiner Mutter aufgezogen wurde, und der Großprimas von Macedonien und Epirus hat diesem Scheine sein Siegel aufgedrückt: hier ist endlich (und das ist ohne Zweifel das Wichtigste) die Urkunde des Verkaufes, der mit meiner Person und mit der meiner Mutter an den armenischen Kaufmann El-Kobbir durch den fränkischen Officier ausgeführt wurde, welcher, bei seinem schändlichen Handel mit der Pforte, sich für seinen Beuteantheil die Frau und die Tochter seines Wohlthäters vorbehalten hatte; die er für die Summe von tausend Beuteln, das heißt für ungefähr viermal hundert tausend Franken, verwerthete.““

„Eine grünliche Bläße bemächtigte sich des Grafen von Morcerf, und seine Augen wurden von Blut unterlaufen bei dem Ausspruche dieser schrecklichen Anschuldigungen, welche die Versammlung mit einem finsteren Stillschweigen aufnahm.

„Immer ruhig, aber viel drohender, als dies eine Andere in ihrem Zorne gewesen wäre, überreichte Hayde dem Präsidenten die in arabischer Sprache abgefaßte Verkaufsurkunde.

„Man hatte gedacht, es könnten einige von den vorgebrachten Beweisstücken in arabischer, in türkischer oder romaischer Sprache geschrieben sein, und der Dolmetscher der Kammer war deshalb benachrichtigt worden; man rief ihn.

„Einer von den edlen Pairs, der mit der arabischen Sprache, welche er während des Feldzuges in Aegypten erlernt hatte, bekannt war, folgte auf dem

Pergamente der Schrift, welche der Uebersetzer mit lauter Stimme las:

„„Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant des Harems Seiner Hoheit, erkenne hiemit, daß ich, um ihn dem erhabenen Kaiser zu übergeben, von dem fränkischen Herrn Grafen von Monte Christo einen Smaragd im Werthe von zweitausend Beuteln als Preis für eine christliche, eilf Jahre alte Sklavin, Namens Hayde, anerkannte Tochter des verstorbenen Ali Tependelini, Pascha von Janina, und von Wasiliki, seiner Favoritin, erhalten habe; welche an mich vor sieben Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Constantinopel gestorbenen Mutter durch einen fränkischen Obersten im Dienste des Wessirs Ali Tependelini, Namens Fernand Mondego, verkauft worden ist.

„„Der erwähnte Verkauf ist für Rechnung Seiner Hoheit, von dem ich einen Auftrag hatte, gegen die Summe von tausend Beuteln geschehen.

„„Ausgefertigt in Constantinopel mit Vollmacht Seiner Hoheit im Jahre 1247 der Hedschra.

Unterzeichnet
El-Kobbir.

„„Die gegenwärtige Urkunde wird, um ihr jede Glaubwürdigkeit und Aechtheit zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen werden, das der Verkäufer derselben beidrücken zu lassen sich verbindlich macht.““

„Neben der Unterschrift des Kaufmanns sah man wirklich das Siegel des Großherrn.

„Auf diese Vorlesung folgte ein furchtbares Stillschweigen; der Graf hatte nur noch den Blick, und dieser unwillkührlich auf Hayde geheftete Blick schien von Flammen und Blut zu sein.

„„Madame,““ sprach der Präsident, „„kann man nicht den Herrn Grafen von Monte Christo befragen, welcher sich, wie ich glaube, bei Ihnen in Paris befindet?““

„„Mein Herr,““ antwortete Hayde, „„der Graf

von Monte Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie.““

„„Doch wer hat Ihnen diesen Schritt gerathen, für den Ihnen die Kammer dankbar ist, einen Schritt, der übrigens nach Ihrer Geburt und nach Ihren Leiden nur natürlich erscheinen kann.““

„„Mein Herr,““ antwortete Hayde, „„dieser Schritt ist mir von meiner Ehrfurcht und von meinem Schmerze gerathen worden. Gott vergebe mir! obgleich Christin, dachte ich stets daran, meinen erhabenen Vater zu rächen. Als ich den Fuß auf die Erde Frankreichs setzte, als ich erfuhr, der Verräther wohne in Paris, wären meine Augen und meine Ohren beständig offen. Ich lebe zurückgezogen in dem Hause meines edlen Beschützers, doch ich lebe so, weil ich den Schatten und die Stille liebe, die mir in meinen Gedanken und in der Sammlung meines Geistes zu leben gestatten. Aber der Graf von Monte Christo umgibt mich mit seiner väterlichen Sorge, und nichts, was das Dasein bildet, ist mir fremd, obschon ich davon nur das entfernte Geräusch empfange. So lese ich alle Zeitungen, wie man mir alle Albums schickt, wie ich alle Melodieen erhalte; das Leben Anderer verfolgend, erfuhr ich, was diesen Morgen in der Kammer der Pairs vorgefallen war, und was diesen Abend vorfallen sollte . . . dann schrieb ich.““

„„Der Herr Graf von Monte Christo hat also keinen Antheil an Ihrem Schritte?““ fragte der Präsident.

„„Er weiß durchaus nichts davon, mein Herr, und ich befürchte sogar, er mißbilligt denselben, wenn er ihn erfährt; es ist indessen ein schöner Tag für mich,““ fuhr das Mädchen einen Flammenblick zum Himmel aufschlagend fort, „„dieser Tag, an welchem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen!““

„Der Graf hatte während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Wort gesprochen; seine Collegen schauten ihn an und beklagten ohne Zweifel dieses unter dem

wohlriechenden Hauche einer Frau gebrochene Dasein; sein Unglück prägte sich allmälig in finsteren Zügen auf seinem Antlitz aus.

„„Herr von Morcerf,"" sprach der Präsident, „„erkennen Sie in dieser Frau die Tochter von Ali Tependelini, Pascha von Janina?""

„„Nein,"" sprach Morcerf mit einer Anstrengung, sich zu erheben, „„es ist dies ein von meinen Feinden angezetteltes Gewebe.""

„Hayde, welche ihre Augen auf die Thüre geheftet hatte, wandte sich ungestüm um, stieß, als sie den Grafen wieder aufrecht fand, einen furchtbaren Schrei aus und sprach:

„„Du erkennst mich nicht; wohl! glücklicher Weise erkenne ich Dich! Du bist Fernand Mondego, der fränkische Officier, der die Truppen meines edlen Vaters unterrichtete. Du bist es, der die Schlösser von Janina übergeben hat! Du, der von ihm nach Constantinopel geschickt, um unmittelbar mit dem Kaiser über das Leben oder den Tod Deines Wohlthäters zu unterhandeln, einen falschen Ferman zurückbrachte, in welchem ihm vollständige Begnadigung zugestanden war! Du bist es, der mit diesem Ferman den Ring des Pascha erhielt, welcher Dir bei Selim, dem Feuerwächter, Gehorsam verschaffen sollte; Du bist es, der Selim erdolchte und meine Mutter und mich an den Handelsmann El-Kobbir verkaufte. Mörder! Mörder! Mörder! Du hast noch auf Deiner Stirne das Blut Deines Herrn: schaut Alle!""

„Diese Worte waren mit einer solchen Begeisterung der Wahrheit gesprochen worden, daß Aller Augen sich nach der Stirne des Grafen wandten und er selbst mit der Hand darnach fuhr, als ob noch warm das Blut von Ali darauf wäre.

„„Sie erkennen also ganz bestimmt in Herrn von Morcerf den Officier Fernand Mondego?""

„„Ob ich ihn erkenne!"" rief Hayde. „„O! meine

Mutter! Du hast mir gesagt: — Du warst frei, Du hattest einen Vater, der Dich liebte, Du warst bestimmt, beinahe eine Königin zu sein! Schaue diesen Menschen wohl an, er hat Dich zur Sklavin gemacht, er hat auf einem Spieße das Haupt Deines Vaters fortgetragen, er hat uns verkauft, er hat uns ausgeliefert! Schaue genau seine rechte Hand an, sie hat eine breite Narbe; würdest Du sein Gesicht vergessen, so müßtest Du ihn an dieser Hand wiedererkennen, in welche eines nach dem andern die Goldstücke des Kaufmanns El-Kobbir gefallen sind! — Ob ich ihn wiedererkenne! Oh! er mag nur sagen, ob er mich nicht wiedererkennt!""

„Jede Sylbe fiel wie ein Messer auf Morcerf und schnitt einen Theil seiner Energie ab; bei den letzten Worten verbarg er rasch und unwillkührlich seine in der That von einer Wunde verstümmelte Hand in seiner Brust und fiel, in eine düstere Verzweiflung versunken, auf seinen Stuhl zurück.

„Diese Scene hatte die Geister der Versammlung wirbeln gemacht, wie man die vom Stamme abgelösten Blätter unter dem mächtigen Nordwinde laufen sieht.

„„Herr Graf von Morcerf,"" sprach der Präsident, „„lassen Sie sich nicht niederbeugen, antworten Sie: die Gerechtigkeit des Pairshofes ist erhaben und gleich für Alle, wie die Gottes; sie wird Sie nicht durch Ihre Feinde zu Boden treten lassen, ohne Ihnen die Mittel zu gönnen, dieselben zu bekämpfen. Wollen Sie neue Nachforschungen? Soll ich Befehle zu einer Reise von zwei Kammer-Mitgliedern nach Janina geben? Sprechen Sie!""

„Morcerf antwortete nicht.

„Da schauten sich alle Mitglieder der Commission mit einer Art von Schrecken an. Man kannte den energischen und heftigen Charakter des Grafen. Es bedurfte einer furchtbaren Niederschmetterung, um die Vertheidigung dieses Mannes zu vernichten, man mußte den-

ken, auf dieses Stillschweigen, welches einem Schlafe glich, würde ein donnerähnliches Erwachen folgen.

„„Nun, was bestimmen Sie?““ fragte ihn der Präsident.

„„Nichts!““ antwortete der Graf mit dumpfer Stimme.

„„Die Tochter von Ali Tependelini,““ sprach der Präsident, „„hat also wirklich die Wahrheit gesagt? Sie ist also wirklich der furchtbare Zeuge, dem der Schuldige kein Nein zu entgegnen wagt? Sie haben also wirklich alle diese Dinge begangen, deren man Sie beschuldigt?““

„Der Graf warf einen Blick umher, dessen verzweifelter Ausdruck Tiger gerührt hätte, Richter aber nicht zu entwaffnen vermochte; dann schlug er die Augen zum Gewölbe auf, wandte sie aber sogleich wieder ab, als hätte er befürchtet, dieses Gewölbe könnte, sich öffnend, ein zweites Tribunal, das sich den Himmel nennt, einen andern Richter, der sich Gott nennt, erscheinen lassen.

„Mit einer ungestümen Bewegung riß er die Knöpfe des geschlossenen Rockes auf, der ihn erstickte, und stürzte wie ein Wahnwitziger aus dem Saal; einen Augenblick ertönte noch sein Tritt in dem schallenden Gange, dann erschütterte bald das Rollen des Wagens, der ihn im Galopp fortführte, den Porticus des florentinischen Gebäudes.

„„Meine Herren,““ sprach der Präsident, als das Stillschweigen wiederhergestellt war, „„ist der Herr Graf von Morcerf der Felonie, des Verrathes und der Unwürdigkeit überwiesen?““

„„Ja,““ antworteten einstimmig alle Mitglieder der Untersuchungscommission.

„Hayde hatte bis zum Ende der Sitzung beigewohnt; sie hörte das Urtheil des Grafen fällen, ohne daß einer der Züge ihres Gesichtes Freude oder Mitleid ausdrückte.

„Dann zog sie ihren Schleier wieder vor das Gesicht, grüßte majestätisch die Räthe und ging hinweg mit jenen Schritten, mit denen Virgil die Göttinnen gehen sah.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Herausforderung.

„Nun benützte ich das Stillschweigen und die Dunkelheit des Saales, um mich, ohne gesehen zu werden, zu entfernen,“ fuhr Beauchamp fort. „Der Huissier, der mich eingeführt hatte, erwartete mich an der Thüre. Er geleitete mich durch die Gänge bis zu einer kleinen Pforte, welche nach der Rue de Vaugirard führte. Ich ging weg, mit zugleich gebrochenem und entzücktem Herzen, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, Albert, gebrochen in Beziehung auf Sie, entzückt durch den Adel dieses Mädchens, welches so thatkräftig die väterliche Rache verfolgte. Ja, ich schwöre Ihnen, Albert, von welcher Seite auch diese Enthüllung kommen mag, ich sage, sie kann von einem Feinde kommen, aber dieser Feind ist nur der handelnde Diener der Vorsehung.“

Albert hielt seinen Kopf zwischen seinen beiden Händen, hob sein Antlitz roth und in Thränen gebadet empor, ergriff Beauchamp beim Arm und sprach:

„Freund, mein Leben ist beendigt: es bleibt mir nicht, wie Sie zu sagen, die Vorsehung habe mir diesen Schlag beigebracht, sondern ich muß den Menschen suchen, der mich mit seiner Feindschaft verfolgt; sobald ich diesen Menschen kenne, tödte ich ihn, oder er tödtet mich; ich zähle jedoch auf Ihre Freundschaft

Beauchamp, daß Sie mich unterstützen werden, wenn sie die Verachtung nicht in Ihrem Herzen getödtet hat."

„Die Verachtung, mein Freund! in welcher Hinsicht berührt Sie dieses Unglück? Nein, Gott sei Dank, wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo ein ungerechtes Vorurtheil die Söhne für die Handlungen der Väter verantwortlich macht. Durchgehen Sie Ihr ganzes Leben, Albert; es stammt allerdings erst von gestern, aber nie war die Morgenröthe eines schönen Tages reiner, als Ihr Sonnenaufgang. Nein, Albert, glauben Sie mir, Sie sind jung, Sie sind reich; verlassen Sie Frankreich, Alles vergißt sich schnell in diesem großen Babylon mit dem bewegten Dasein und dem wechselnden Geschmacke; Sie kommen in drei oder vier Jahren zurück, Sie haben eine russiche Fürstin geheirathet, und Niemand denkt mehr an das, was gestern vorgefallen ist, und noch viel weniger an das, was sich vor sechzehn Jahren ereignete."

„Ich danke, mein lieber Beauchamp, ich danke für die vortreffliche Absicht, welche Ihnen diese Worte eingibt; ich habe Ihnen meinen Wunsch genannt, und verändere nun, wenn es sein muß, den Ausdruck Wunsch in den Ausdruck Willen."

„Sie begreifen, in dieser Angelegenheit persönlich betheiligt, kann ich die Sache nicht aus demselben Gesichtspunkte ansehen, wie Sie. Was Ihnen aus einer himmlischen Quelle zu kommen scheint, scheint mir einer minder reinen Quelle zu entfließen. Die Vorsehung kommt mir, ich muß es gestehen, dieser Sache sehr fremd vor, denn statt der unsichtbaren und unfühlbaren Götin der himmlischen Belohnungen und Bestrafungen, werde ich ein sichtbares und fühlbares Wesen finden, an dem ich mich, das schwöre ich Ihnen, für Alles räche, was ich seit einem Monat gelitten habe. Ich wiederhole Ihnen nun, Beauchamp, es ist mir daran gelegen, in das menschliche und materielle Leben zurückzukehren, und wenn Sie noch mein Freund sind, wie

Sie sagen, so helfen Sie mir die Hand finden, die den Schlag geführt hat."

„Es sei, und wenn Sie durchaus wollen, daß ich auf die Erde herabsteige, so werde ich es thun; ist es Ihre Absicht, Nachforschungen nach einem Feinde anzustellen, so stelle ich sie mit Ihnen an. Und ich werde ihn finden, denn meine Ehre ist hiebei beinahe eben so sehr betheiligt, als die Ihrige."

„Dann beginnen wir auf der Stelle, ohne Verzug unsere Nachsuchungen. Jede Minute Verzug ist eine Ewigkeit für mich; der Denunciant ist noch nicht bestraft, er kann also hoffen, er werde nicht bestraft werden; und bei meiner Ehre! wenn er dies hofft, so täuscht er sich."

„Wohl, so hören Sie, Morcerf."

„Ah! Beauchamp, ich sehe, Sie wissen etwas; Sie geben mir das Leben wieder!"

„Ich sage Ihnen nicht, es sei eine Wirklichkeit, Albert, doch es ist wenigstens ein Licht in der Nacht: folgen wir diesem Lichte, und es wird uns vielleicht zum Ziele führen."

„Sprechen Sie, Sie sehen, daß mich die Ungeduld verzehrt."

„Gut! ich will Ihnen erzählen, was ich Ihnen nicht sagen wollte, als ich von Janina zurückkam."

„Reden Sie."

„Hören Sie, was vorgefallen ist, Albert: ich ging natürlich zum ersten Banquier der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen; nach zwei Worten über diese Angelegenheit, sagte er zu mir, ehe ich den Namen Ihres Vaters ausgesprochen hatte:

„„Ah! sehr gut! ich errathe, was Sie hierher führt.""

„„Wie so, und warum?""

„„Weil ich vor kaum vierzehn Tagen über denselben Gegenstand befragt worden bin.""

„„Von wem?""

„„Von einem Banquier in Paris, meinem Correspondenten.““

„„Wie heißt er?““

„„Herr Danglars.““

„Er!“ rief Albert; „er verfolgt in der That seit langer Zeit meinen Vater mit seiner Eifersucht und mit seinem Hasse; er, der angebliche Volksmann, der es dem Grafen von Morcerf nicht verzeihen kann, daß er Pair von Frankreich ist. Und dann, das Abbrechen des Heirathsplanes, ohne irgend eine Ursache anzugeben.. ja, so ist es.“

„Erkundigen Sie sich, Albert, aber erhitzen Sie sich nicht zum Voraus; erkundigen Sie sich, sage ich, und wenn die Sache wahr ist..“

„Oh ja! wenn die Sache wahr ist,“ rief der junge Mann, „so soll er mir Alles bezahlen, was ich gelitten habe.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Morcerf, er ist ein bereits alter Mann.“

„Ich werde sein Alter berücksichtigen, wie er die Ehre meiner Familie berücksichtigt hat; wenn er meinem Vater grollte, warum schlug er nicht meinen Vater? Oh! nein, er hat bange, sich einem Manne gegenüber zu stellen!“

„Albert, ich verdamme Sie nicht, ich will Sie nur zurückhalten; handeln Sie klug.“

„Oh! seien Sie unbesorgt; überdies werden Sie mich begleiten, Beauchamp; feierliche Dinge müssen vor Zeugen behandelt werden. Ist Herr Danglars der Schuldige, so hat er vor dem Ende dieses Tages zu leben aufgehört, oder ich bin todt. Bei Gott! Beauchamp, ich will meiner Ehre ein schönes Leichenbegängniß bereiten.“

„Wohl! Albert, sind solche Entschlüsse einmal gefaßt, so muß man sie auf der Stelle in Ausführung bringen. Sie wollen zu Herrn Danglars gehen? Vorwärts.“

Man ließ ein Miethcabriolet holen. Als man zu dem Hause des Banquier gelangte, erblickte man den Phaëton und den Bedienten von Herrn Andrea Cavalcanti vor der Thüre.

„Ah, bei Gott! das geht gut!" sprach Albert mit düsterem Tone. „Will sich Herr Danglars nicht mit mir schlagen, so tödte ich seinen Schwiegersohn. Ein Cavalcanti muß sich schlagen!"

Man meldete Albert dem Banquier, der bei seinem Namen, da er wußte, was am Tage vorher vorgefallen war, ihm den Eintritt verweigern ließ. Aber es war zu spät; Albert folgte dem Bedienten, hörte den Befehl, stieß die Thüre auf und drang mit Beauchamp in das Cabinet des Banquier.

„Mein Herr!" rief dieser, „steht es mir nicht frei, zu empfangen, wen ich will? Es scheint mir, Sie vergessen sich auf eine sonderbare Weise."

„Nein, mein Herr," erwiederte Albert mit kaltem Tone, „es gibt Umstände, und Sie befinden sich in diesen, wo man, wenn man sich nicht einer Feigheit schuldig machen will, wenigstens für gewisse Personen zu Hause sein muß."

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?"

„Ich will," sagte Albert, sich dem Banquier nähernd, ohne daß es schien, als bemerkte er Cavalcanti, der am Kamin lehnte, „ich will Ihnen eine Zusammenkunft in einem verborgenen Winkel vorschlagen, wo uns zehn Minuten lang Niemand stören wird, mehr verlange ich nicht von Ihnen; von den zwei Personen, welche sich treffen werden, bleibt eine unter den Bäumen."

Danglars erbleichte. Cavalcanti machte eine Bewegung. Albert wandte sich zu dem jungen Manne um, und sprach:

„Oh mein Gott! kommen Sie, wenn Sie wollen, Herr Graf; Sie haben das Recht, dabei zu sein, Sie gehören beinahe zu der Familie, und ich gewähre solche

Zusammenkünfte so vielen Menschen, als sich finden, um dieselben anzunehmen."

Cavalcanti schaute Danglars erstaunt an; dieser erhob sich mit einer Anstrengung und trat zwischen die zwei jungen Leute. Der Angriff von Albert auf Andrea, hatte ihn auf ein anderes Gebiet gebracht, und er hoffte, der Besuch von Albert sei einer andern Ursache zuzuschreiben, als der, welche er zuerst vorausgesetzt hatte.

„Ah! mein Herr," sagte er zu Albert, „wenn Sie hierher kommen, um mit diesem Herrn Streit zu suchen, weil ich denselben Ihnen vorgezogen habe, so bemerke ich Ihnen, daß ich eine Angelegenheit für den Staatsanwalt daraus machen werde."

„Sie täuschen sich, mein Herr," entgegnete Morcerf mit einem düsteren Lächeln, „ich spreche von nichts weniger, als von Heirathsgeschichten, und ich wende mich an Herrn Cavalcanti nur, weil er einen Augenblick die Absicht gehabt zu haben scheint, sich in unsere Verhandlung zu mischen. Und dann haben Sie Recht, ich suche heute mit Jedermann Streit; doch seien Sie unbesorgt, Herr Danglars, der Vorrang gebührt Ihnen."

„Mein Herr," sprach Danglars, bleich vor Zorn und Angst, „ich bemerke Ihnen, wenn mir das Unglück widerfährt, einen wüthenden Hund auf meinem Weg zu treffen, so tödte ich ihn, und weit entfernt, mich schuldig zu glauben, lebe ich vielmehr der Ueberzeugung, daß ich der Gesellschaft einen Dienst geleistet habe. Wenn Sie nun wüthend sind und mich zu beißen versuchen, so sage ich Ihnen, daß ich Sie tödten werde. Sprechen Sie, ist es meine Schuld, wenn Ihr Vater entehrt ist?"

„Ja, Elender!" rief Morcerf, „es ist Deine Schuld!"

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

„Meine Schuld!" sagte er, „Sind Sie verrückt! weiß ich die griechische Geschichte! Bin ich in diesen Ländern gereist. Habe ich Ihrem Vater gerathen, die Schlösser von Janina zu verkaufen! zu verrathen . . ."

„Stille!“ sprach Albert mit dumpfem Tone. „Nein, Sie haben nicht unmittelbar diesen Lärmen gemacht und dieses Unglück verursacht, doch Sie haben die ganze Sache heuchlerischer Weise hervorgerufen.“

„Ich!“

„Ja, Sie! Woher kommt die Enthüllung?“

„Mir scheint, die Zeitung hat es Ihnen gesagt, von Janina, bei Gott!“

„Wer hat nach Janina geschrieben?“

„Nach Janina?“

„Ja. Wer hat geschrieben, um Erkundigungen über meinen Vater einzuziehen?“

„Mich dünkt, es kann Jedermann nach Janina schreiben.“

„Es hat jedoch eine einzige Person geschrieben.“

„Eine einzige?“

„Ja, und diese Person sind Sie!“

„Ich habe allerdings geschrieben; doch ich glaube, wenn man seine Tochter an einen jungen Mann verheirathet, kann man Erkundigungen über die Familie dieses jungen Mannes einziehen; es ist dies nicht blos ein Recht, sondern auch eine Pflicht.“

„Sie haben geschrieben, während Sie vollkommen wußten, welche Antwort Ihnen zukommen würde.“

„Ich! ah! ich schwöre Ihnen,“ rief Danglars mit einem Vertrauen und mit einer Sicherheit, welche vielleicht weniger von seiner Furcht, als von der Theilnahme herrührten, die er im Grunde für den unglücklichen jungen Mann fühlte: „ich schwöre Ihnen, daß ich nie daran gedacht hätte, nach Janina zu schreiben. Kannte ich die Katastrophe von Ali Pascha?“

„Es hat Sie also Jemand angetrieben, zu schreiben?“

„Gewiß.“

„Man hat Sie angetrieben?“

„Ja.“

„Wer dies?... vollenden Sie...?“

„Bei Gott! das ist ganz einfach; ich sprach von

der Vergangenheit Ihres Vaters, ich sagte die Quelle seines Vermögens wäre stets dunkel geblieben. Die Person fragte mich, wo sich Ihr Vater dieses Vermögen gemacht hätte. Ich antwortete: „„In Griechenland."" Da sprach sie mir: „„Nun, so schreiben Sie nach Janina.""

„Und wer hat Ihnen diesen Rath gegeben?"

„Bei Gott! der Graf von Monte Christo, Ihr Freund."

„Der Graf von Monte Christo hat Ihnen gesagt, Sie sollen nach Janina schreiben?"

„Ja, und ich habe geschrieben. Wollen Sie meine Correspondenz sehen? ich werde sie Ihnen zeigen."

Albert und Beauchamp schauten sich an.

„Mein Herr," sagte Beauchamp, der noch nicht das Wort genommen hatte, „es scheint mir, Sie klagen den Grafen an, während er in diesem Augenblick von Paris entfernt ist und sich nicht rechtfertigen kann?"

„Ich klage Niemand an, mein Herr," antwortete Danglars, „ich erzähle und werde in Gegenwart des Grafen von Monte Christo wiederholen, was ich so eben vor Ihnen gesagt habe."

„Und der Graf weiß, welche Antwort Ihnen zugekommen ist?"

„Ja, ich habe sie ihm gezeigt."

„Wußte er, daß der Taufname meines Vaters Fernand und sein Familienname Mondego war?"

„Ja, ich hatte es ihm längst gesagt; übrigens that ich hiebei nur das, was jeder Andere an meiner Stelle gethan hätte, und vielleicht noch weniger. Als am Tage nach dieser Antwort Ihr Vater meine Tochter officiell von mir verlangte, wie man dies thut, wenn man bei einer Sache zu Ende kommen will, so schlug ich ihm ihre Hand allerdings unumwunden ab, doch ohne Erklärung, ohne Lärm. Warum sollte ich in der That auch Lärmen gemacht haben! Was war mir an der Ehre oder der Schande von Herrn von Morcerf gelegen? Das machte die Rente weder steigen noch fallen."

Albert fühlte, wie ihm die Röthe auf das Gesicht stieg; es unterlag keinem Zweifel mehr, Danglars vertheidigte sich mit der Gemeinheit, aber zugleich auch mit der Sicherheit eines Menschen, der, wenn nicht die volle Wahrheit, doch wenigstens einen Theil der Wahrheit sagt, allerdings nicht aus Gewissenhaftigkeit, sondern aus Schrecken. Was suchte überdies Morcerf? Nicht die größere oder geringere Schuldhaftigkeit von Danglars oder Monte Christo, sondern einen Menschen, der ihm für die leichte oder schwere Beleidigung verantwortlich wäre, einen Menschen, der sich schlüge, und Danglars schlug sich offenbar nicht.

Und dann wurde jedes von den vergessenen oder unbemerkten Dingen seinen Augen wieder sichtbar oder seiner Erinnerung wieder gegenwärtig. Monte Christo wußte Alles, da er die Tochter von Ali Pascha gekauft hatte; und dann hatte er, Alles wissend, Danglars den Rath gegeben, nach Janina zu schreiben. Während ihm die Antwort bekannt war, hatte er dem von Albert geäußerten Verlangen, Hayde vorgestellt zu werden, nachgegeben; bei ihr hatte er das Gespräch auf den Tod von Ali fallen lassen und sich der Erzählung von Hayde nicht widersetzt (wobei er indessen ohne Zweifel dem Mädchen in einigen romaischen Worten Instructionen gegeben, denen zu Folge Morcerf seinen Vater zu erkennen nicht gestattet war); hatte er nicht überdies Morcerf gebeten, den Namen seines Vaters nicht vor Hayde auszusprechen? Endlich hatte er Albert, in dem Augenblick, wo der Lärmen losbrechen sollte, nach der Normandie geführt. Es unterlag keinem Zweifel mehr, Alles beruhte auf einer Berechnung, und Monte Christo war ohne Zweifel im Einverständniß mit den Feinden seines Vaters.

Albert nahm Beauchamp in eine Ecke und theilte ihm alle seine Gedanken mit.

„Sie haben Recht," sagte Beauchamp, „Herr Danglars ist in dem, was vorgefallen, nur für die

rohe und materielle Seite betheiligt, und Sie müssen von Herrn von Monte Christo eine Erklärung verlangen."

Albert wandte sich um und sprach zu Danglars:

„Mein Herr, Sie begreifen, daß ich noch keinen bestimmten Abschied von Ihnen nehme; ich muß noch in Erfahrung bringen, ob Ihre Anschuldigungen gerecht sind, und ich will mich auf der Stelle hievon bei Herrn von Monte Christo überzeugen."

Und den Banquier begrüßend, entfernte er sich mit Beauchamp, ohne daß er sich im Geringsten um Cavalcanti zu bekümmern schien.

Danglars geleitete ihn bis zur Thüre und erneuerte Albert die Versicherung, daß kein Beweggrund persönlichen Hasses ihn gegen den Herrn Grafen von Morcerf einnehme.

Vierzehntes Kapitel.

Die Beleidigung.

Vor der Thüre des Banquier hielt Beauchamp Morcerf zurück und sprach:

„Hören Sie, ich sagte Ihnen so eben bei Herrn Danglars, Sie hätten von Herrn von Monte Christo eine Erklärung zu verlangen?"

„Ja, und wir gehen zu ihm."

„Ueberlegen Sie einen Augenblick, Morcerf, ehe Sie zu dem Grafen gehen."

„Was soll ich überlegen?"

„Die ernste Bedeutung Ihres Schrittes.“

„Ist er ernster, als wenn ich zu Herrn Danglars gehe?“

„Ja; Herr Danglars ist ein Geldmensch, und Sie wissen, die Geldmenschen kennen zu genau das Kapital, das sie wagen, um sich so leicht zu schlagen. Der Andere ist im Gegentheil ein Edelmann, wenigstens wie es scheint; doch fürchten Sie nicht, unter dem Edelmann einen Bravo zu treffen?“

„Ich fürchte nur, einen Menschen zu treffen, der sich nicht schlägt.“

„Oh! seien Sie unbesorgt,“ sprach Beauchamp, „der wird sich schlagen. Nehmen Sie sich in Acht, ich habe bange, er schlägt sich nur zu gut!“

„Freund,“ entgegnete Morcerf mit einem schönen Lächeln, „das ist es, was ich wünsche; und das größte Glück, das mir widerfahren kann, ist, für meinen Vater getödtet zu werden: das wird uns Alle retten.“

„Ihre Mutter wird darüber sterben!“

„Arme Mutter!“ versetzte Albert, mit der Hand über seine Augen fahrend, „ich weiß es wohl, doch besser, sie stirbt hierüber, als sie stirbt vor Schande.“

„Sie sind also fest entschlossen, Albert?“

„Vorwärts!“

„Glauben Sie, daß wir ihn treffen werden?“

„Er sollte einige Stunden nach mir zurückkommen, und ist sicherlich eingetroffen.“

Sie stiegen in ihr Cabriolet und ließen sich nach der Avenu des Champs-Elysées, Nr. 30, führen.

Beauchamp wollte allein aussteigen; doch Albert bemerkte ihm, daß diese Angelegenheit, welche aus den gewöhnlichen Regeln heraustrete, ihm von der Etiquette des Zweikampfes abzugehen gestatte.

Der junge Mann handelte in dem Allem für eine so heilige Sache, daß sich Beauchamp nur in seinen Willen zu fügen hatte; er gab also Morcerf nach und begnügte sich, ihm zu folgen.

Albert machte nur einen Sprung von der Loge des Portier bis zur Freitreppe. Baptistin empfing ihn.

Der Graf war wirklich angekommen, aber er saß im Bade und hatte verboten, irgend Jemand zu empfangen.

„Doch nach dem Bade?“ fragte Morcerf.

„Wird der Herr Graf zu Mittag speisen.“

„Und nach dem Mittagessen?“

„Wird der Herr Graf eine Stunde schlafen.“

„Hernach?“

„Hernach wird er in die Oper fahren.“

„Sind Sie dessen gewiß?“ fragte Albert.

„Vollkommen gewiß; der Herr Graf hat seine Pferde auf den Punkt acht Uhr bestellt.“

„Sehr gut,“ versetzte Albert; „mehr wollte ich nicht wissen.“ Dann sich gegen Beauchamp umwendend:

„Wenn Sie etwas zu thun haben, Beauchamp, so thun Sie es sogleich; wenn Sie diesen Abend ein Rendezvous haben, so verschieben Sie es auf morgen. Sie begreifen, ich zähle darauf, daß Sie mich in die Oper begleiten. Wenn Sie können, bringen Sie Chateau-Renaud mit.“

Beauchamp benützte die Erlaubniß und verließ Albert, nachdem er ihm versprochen, er werde ihn um drei Viertel auf acht Uhr abholen.

Nach Hause zurückgekehrt, benachrichtigte Albert Franz, Debray und Morrel von seinem Wunsche, sie ebenfalls in der Oper zu sehen. Dann besuchte er seine Mutter, welche seit den Ereignissen des vorhergehenden Tages ihre Thüre Jedermann verboten hatte und das Zimmer hütete. Er fand sie, durch den Schmerz dieser öffentlichen Demüthigung niedergeschmettert, im Bette. Der Anblick von Albert brachte auf Mercedes die Wirkung hervor, welche man davon erwarten konnte; sie drückte ihrem Sohne die Hand und brach in ein Schluchzen aus. Diese Thränen erleichterten sie jedoch.

Albert blieb einen Augenblick stumm vor dem Bette

seiner Mutter stehen. Man sah an seinem bleichen Gesichte und an seiner gerunzelten Stirne, daß sein Racheentschluß sich immer mehr in seinem Herzen abstumpfte.

„Meine Mutter," sagte Albert, „kennen Sie irgend einen Feind von Herrn von Morcerf?"

Mercedes bebte, denn sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht „von meinem Vater" sagte.

„Mein Freund," sprach sie, „die Menschen in der Stellung des Grafen haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Ueberdies sind die Feinde, die man nicht kennt, wie Du weißt, die gefährlichsten."

„Ja, ich weiß dies, und appellire auch an Ihren Scharfsinn. Meine Mutter, Sie sind eine so erhabene Frau, daß Ihnen nichts entgeht!"

„Warum sagst Du mir dies?"

„Weil Sie, zum Beispiel, bemerkten, daß an dem Abend unsers Balles der Herr Graf von Monte Christo nichts bei uns hatte nehmen wollen."

Mercedes erhob sich zitternd auf ihren vom Fieber brennenden Arm und rief:

„Herr von Monte Christo? und welchen Zusammenhang hätte dies mit der Frage, die Du an mich richtest?"

„Sie wissen, meine Mutter, Herr von Monte Christo ist beinahe ein Orientale, und um ihre volle Rachefreiheit zu bewahren, essen und trinken die Orientalen nichts bei ihren Feinden."

„Herr von Monte Christo unser Feind, sagst Du, Albert?" entgegnete Mercedes, weißer werdend, als das Tuch, das sie bedeckte. „Wer hat Dir das gesagt? warum? Du bist verrückt, Albert. Herr von Monte Christo hat nur Artigkeiten gegen uns gehabt, Herr von Monte Christo rettete Dir das Leben, und Du selbst hast ihn uns vorgestellt. Oh! ich bitte Dich, mein Sohn, wenn Du einen solchen Gedanken hegtest, so verbanne ihn, und wenn ich Dir etwas zu empfehlen, wenn ich eine Bitte an Dich zu richten habe, so bleibe in gutem Vernehmen mit ihm."

„Meine Mutter," versetzte der junge Mann mit einem düstern Blicke, „Sie haben Ihre Gründe, daß Sie mir sagen, ich soll diesen Mann schonen."

„Ich!" rief Mercedes, . . und sie erröthete mit derselben Schnelligkeit, mit der sie erbleicht war, und wurde beinahe in demselben Augenblick noch bleicher, als zuvor.

„Ja! allerdings, Ihr Grund ist, daß der Graf uns Böses zufügen kann, nicht so?" sagte Albert.

Mercedes bebte und erwiederte, einen forschenden Blick auf ihren Sohn heftend:

„Du sprichst seltsam mit mir, und hast, wie mir scheint, sonderbare Vorurtheile. Was that Dir der Graf? Vor drei Tagen reistest Du mit ihm in die Normandie: vor drei Tagen betrachtete ich ihn als Deinen besten Freund, und Du warst derselben Meinung."

Ein ironisches Lächeln umschwebte die Lippen von Albert. Mercedes sah dieses Lächeln und errieth mit ihrem doppelten Instinkte der Frau und der Mutter Alles; aber klug und stark, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Beben.

Albert ließ das Gespräch fallen; nach einem Augenblick knüpfte es die Gräfin wieder an.

„Du bist gekommen, um mich zu fragen, wie es mir ginge," sagte sie; „ich antworte Dir offenherzig, mein Freund, ich fühle mich unwohl. Du solltest Dich hier einrichten, Albert, und mir Gesellschaft leisten; ich habe das Bedürfniß, nicht allein zu sein."

„Meine Mutter, ich wäre zu Ihren Befehlen, und Sie wissen, mit welchem Glücke, wenn mich nicht eine dringende und wichtige Angelegenheit zwänge, Sie diesen Abend zu verlassen."

„Ah! gut," erwiederte Mercedes mit einem Seufzer, „gehe, Albert, ich will Dich nicht zum Sklaven Deiner kindlichen Frömmigkeit machen."

Albert stellte sich, als hörte er nicht, grüßte seine Mutter und ging.

Kaum hatte der junge Mann die Thüre wieder zugemacht, als Mercedes einen vertrauten Diener rufen ließ; diesem befahl sie, Albert überall zu folgen, wohin er gehen würde, und ihr sogleich Meldung zu machen.

Dann läutete sie ihrer Kammerfrau und ließ sich, so schwach sie war, ankleiden, um auf jeden Fall bereit zu sein.

Der dem Bedienten ertheilte Auftrag war nicht schwer zu vollziehen. Albert kehrte in seine Wohnung zurück und kleidete sich äußerst pünktlich an. Zehn Minuten vor acht Uhr kam Beauchamp: er hatte Chateau-Renaud gesehen, der ihm beim Aufziehen des Vorhangs im Orchester zu sein versprach.

Beide stiegen in das Coupé von Albert und dieser rief, da er keinen Grund hatte, zu verbergen, wohin er fuhr, ganz laut:

„In die Oper."

In seiner Ungeduld kam er vor dem Aufziehen des Vorhangs. Chateau-Renaud saß auf seinem Sperrsitze: Beauchamp hatte ihn von Allem unterrichtet, und Albert brauchte ihm keine Erläuterung zu geben. Das Benehmen dieses Sohnes, der seinen Vater zu rächen suchte, war so einfach, daß Chateau-Renaud sich durchaus nicht bemühte, ihm abzurathen, und sich nur darauf beschränkte, Albert die Versicherung zu wiederholen, er stünde zu seiner Verfügung.

Debray war noch nicht eingetroffen; doch Albert wußte, daß er selten bei einer Vorstellung der Oper ausblieb. Albert irrte bis zum Aufziehen des Vorhangs im Theater umher. Er hoffte, Monte Christo entweder im Gange oder auf der Treppe zu treffen. Das Glöckchen rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich im Orchester zwischen Chateau-Renaud und Beauchamp.

Doch seine Augen verließen die Loge zwischen den Säulen nicht, welche während des ersten Actes hartnäckig geschlossen blieb. Endlich, am Anfange des zweiten Actes, als Albert zum hundertsten Male seine Uhr

befragte, öffnete sich die Thüre der Loge; Monte Christo trat schwarz gekleidet ein und stützte sich auf das Geländer, um in den Saal zu schauen; Morrel folgte ihm, mit den Augen seine Schwester und seinen Schwager suchend. Er sah sie in einer Loge des zweiten Ranges und machte ihnen ein Zeichen. Als der Graf seinen Rundblick in den Saal warf, gewahrte er einen bleichen Kopf und funkelnde Augen, welche gierig seine Blicke anzuziehen schienen; er erkannte Albert, der Ausdruck, den er auf diesem verstörten Gesichte wahrnahm, rieth ihm ohne Zweifel, nichts bemerkt zu haben. Ohne irgend eine seine Gedanken verrathende Bewegung zu machen, setzte er sich, zog sein Doppelglas aus dem Etui und schaute nach einer andern Seite.

Doch ohne den Anschein zu haben, als sähe er Albert, verlor ihn der Graf nicht aus dem Blicke, und als der Vorhang am Ende des zweiten Actes fiel, folgte sein unfehlbares Auge dem jungen Mann, der, begleitet von seinen Freunden, das Orchester verließ. Dann erschien derselbe Kopf wieder in einer Loge der seinigen gegenüber. Der Graf fühlte, daß der Sturm gegen ihn losbrach, und als er den Schlüssel in dem Schlosse seiner Loge drehen hörte, wußte der Graf, obgleich er in diesem Augenblick mit seinem lachendsten Gesichte mit Morrel sprach, woran er sich zu halten hatte, und war auf Alles gefaßt.

Die Thüre öffnete sich.

Jetzt erst wandte sich Monte Christo um und erblickte Albert zitternd und leichenbleich. Hinter ihm waren Beauchamp und Chateau-Renaud.

„Sieh da!" rief er mit jener wohlwollenden Höflichkeit, welche gewöhnlich seinen Gruß von den Alltagscomplimenten der Welt unterschied, „mein Reiter ist am Ziele angelangt. Guten Abend, Herr von Morcerf."

Und das Gesicht dieses Mannes, der auf eine so

seltsame Weise seiner Herr war, drückte die vollkommenste Herzlichkeit aus.

Nun erst erinnerte sich Morrel des Briefes, den er vom Vicomte empfangen, und worin ihn dieser, ohne eine andere Erklärung, gebeten hatte, sich in der Oper einzufinden, und er begriff, daß etwas Furchtbares vorgehen sollte.

„Wir kommen nicht hieher, um heuchlerische Höflichkeiten und falsche Freundschaftsbezeigungen auszutauschen," sprach der junge Mann; „wir kommen, um eine Erklärung von Ihnen zu fordern, Herr Graf."

Die zitternde Stimme des jungen Mannes war kaum durch die geschlossenen Zähne gedrungen.

„Eine Erklärung in der Oper?" sagte der Graf mit jenem so ruhigen Tone und dem so durchdringenden Auge, woran sich der ewig seiner selbst sichere Mann erkennen läßt. „So wenig ich mit den Pariser Gewohnheiten vertraut bin, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß man hier Erklärungen zu fordern pflege."

„Wenn sich jedoch die Leute verleugnen lassen," sprach Albert, „wenn man unter dem Vorwande, sie seien im Bad, bei Tische, oder im Bett, nicht zu ihnen dringen kann, so muß man sich an sie wenden, wo man sie trifft."

„Ich bin nicht so schwer zu treffen," sprach Monte Christo, „denn noch gestern, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, waren Sie bei mir."

„Gestern, mein Herr," entgegnete der junge Mann, dessen Kopf in Flammen gerieth, „gestern befand ich mich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie waren."

Bei diesen Worten hatte Albert die Stimme dergestalt erhoben, daß die in den benachbarten Logen sitzenden Personen, so wie die Menschen, welche sich in den Gängen umhertrieben, ihn hörten

Auch wandten sich die Personen der Logen um, und die im Gange blieben hinter Beauchamp und Chateau-Renaud bei dem Lärmen dieses Streites stehen.

„Woher kommen Sie denn, mein Herr?“ sagte Monte Christo, scheinbar ohne die geringste Bewegung. „Ich glaube, Sie erfreuen sich nicht Ihres ganzen Verstandes.“

„Wenn ich Ihre Treulosigkeiten begreife, mein Herr, und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich mich rächen will, werde ich immerhin noch vernünftig genug sein,“ versetzte Albert wüthend.

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht,“ erwiederte Monte Christo, „und wenn ich Sie auch verstände, so würden Sie immer noch zu laut sprechen. Ich bin hier bei mir und allein berechtigt, meine Stimme über andere zu erheben. Gehen Sie, mein Herr!“

Und Monte Christo wies Albert mit einer bewunderungswürdigen Befehlshabergeberde die Thüre.

„Ah! ich werde es wohl dahin bringen, daß Sie herausgehen,“ sagte Albert, in seinen krampfhaften Händen seinen Handschuh zerknitternd, den der Graf nicht aus dem Gesichte verlor.

„Gut, gut!“ sprach phlegmatisch Monte Christo, „Sie suchen Streit mit mir, mein Herr, das sehe ich; doch einen Rath, Vicomte, den Sie wohl behalten mögen: es ist eine schlechte Sitte, beim Herausfordern Lärmen zu machen. Der Lärmen steht nicht Jedermann gut zu Gesicht, Herr von Morcerf.“

Ein Gemurmel des Erstaunens durchlief bei diesem Namen wie ein Schauer die Zuhörer dieser Scene. Seit dem vorhergehenden Tage war der Name Morcerf in Aller Mund.

Besser als Alle und zuerst unter Allen begriff Albert die Anspielung und machte eine Geberde, um seinen Handschuh dem Grafen in das Gesicht zu schleudern; aber Morrel faßte ihn bei der Faust, während Beauchamp und Chateau-Renaud, befürchtend, die Scene könnte die Grenzen einer Herausforderung überschreiten, ihn von hinten zurückhielten.

Monte Christo aber streckte, ohne aufzustehen und

nur seinen Stuhl neigend, die Hand aus, zog aus den krampfhaft zusammengepreßten Fingern des jungen Mannes den feuchten Handschuh und sprach mit einem furchtbaren Ausdrucke:

„Mein Herr, ich nehme Ihren Handschuh als geworfen an und werde Ihnen denselben um eine Kugel gewickelt zurückschicken. Nun gehen Sie von hier weg, oder ich rufe meine Diener und lasse Sie aus der Thüre werfen."

Trunken, verwirrt, mit blutigen Augen, machte Albert zwei Schritte rückwärts.

Morrel benützte diese Gelegenheit, um die Thüre wieder zu schließen.

Monte Christo ergriff sein Doppelglas und fing an zu lorgniren, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre.

Dieser Mann hatte ein Herz von Erz und ein Gesicht von Marmor.

Morrel neigte sich an sein Ohr und sagte zu ihm: „Was haben Sie ihm gethan?"

„Ich? nichts, persönlich wenigstens," sprach Monte Christo.

„Diese seltsame Scene muß doch einen Grund haben?"

„Die Geschichte des Grafen von Morcerf bringt den unglücklichen jungen Mann ganz außer sich."

„Haben Sie denn einen Antheil an dieser Sache?"

„Die Kammer ist durch Hayde von dem Verrathe seines Vaters unterrichtet worden."

„Man hat mir in der That davon gesagt," sprach Morrel, „doch ich wollte nicht glauben, daß die griechische Sklavin, die ich mit Ihnen gerade hier in dieser Loge gesehen habe, die Tochter von Ali Pascha ist."

„Es ist die reine Wahrheit."

„Oh! mein Gott, ich begreife nun Alles, und diese Scene hat sich mit Vorbedacht ereignet."

„Wie so?"

„Ja. Albert schreibt mir, ich möchte mich diesen Abend in der Oper einfinden: er wollte mich also zum Zeugen der von ihm beabsichtigten Beleidigung haben."

„Wahrscheinlich," sprach Monte Christo mit seiner unstörbaren Ruhe.

„Aber was werden Sie mit ihm machen?"

„Mit wem?"

„Mit Albert."

„Mit Albert?" versetzte Monte Christo in demselben Tone, „was ich mit ihm machen werde, Maximilian? So wahr Sie hier sind, und ich Ihnen die Hand drücke, tödte ich ihn morgen Vormittag um zehn Uhr; das werde ich machen."

Morrel nahm ebenfalls die Hand von Monte Christo in die seinige und bebte, als er diese kalte und ruhige Hand fühlte.

„Ah! Graf," sagte er, „sein Vater liebt ihn so sehr!"

„Sagen Sie mir keine solche Dinge!" rief Monte Christo mit der ersten Regung des Zornes, der ihn zu fassen schien; „er mag leiden!"

Morrel ließ erstaunt die Hand von Monte Christo fallen.

„Graf! Graf!" sprach er.

„Lieber Maximilian," sagte der Graf, „hören Sie doch, wie bewunderungswürdig Duprez die Worte singt: „„O Mathilde! idole de mon âme!...""

„Ich habe zuerst das große Talent von Duprez in Neapel errathen, und ihm auch zuerst Beifall geklascht. Bravo! Bravo!"

Morrel begriff, daß nichts mehr zu sagen war, und wartete.

„Der Vorhang, der am Ende der Scene von Albert aufging, fiel beinahe sogleich wieder. Man klopfte an die Thüre.

„Herein," sprach Monte Christo, ohne daß seine Stimme die geringste Bewegung verrieth.

Beauchamp erschien.

„Guten Abend, Herr Beauchamp," sprach Monte Christo, als ob er den Journalisten an diesem Abend zum ersten Male sehen würde; „setzen Sie sich doch."

Beauchamp grüßte, trat ein und setzte sich.

„Mein Herr," sagte er zu Monte Christo, „ich begleitete so eben, wie Sie wahrnehmen konnten, Herrn von Morcerf."

„Das heißt, Sie wollen sagen, Sie haben mit einander zu Mittag gespeist," erwiederte lachend Monte Christo. „Ich bin glücklich, zu bemerken, mein lieber Herr Beauchamp, daß Sie nüchterner sind, als er."

„Mein Herr," sprach Beauchamp, „ich gestehe, Albert hat Unrecht gehabt, in Hitze zu gerathen, und ich komme für meine eigene Rechnung, um Entschuldigungen vorzubringen. Nun, da diese Entschuldigungen gemacht sind, verstehen Sie wohl, die meinigen, Herr Graf, so sage ich Ihnen, daß ich Sie für zu artig halte, als daß Sie sich weigern sollten, mir eine Erklärung in Beziehung auf Ihre Verbindungen mit den Leuten in Janina zu geben. Dann zwei Worte über die junge Griechin . . ."

Monte Christo machte mit den Lippen und mit den Augen eine kleine Geberde, welche Stillschweigen heischte.

„Ah! nun sind alle meine Hoffnungen zerstört," sagte er lachend.

„Wie so?" fragte Beauchamp.

„Ohne Zweifel sind Sie bemüht, mir den Ruf eines excentrischen Menschen zu verschaffen; ich bin nach Ihrer Ansicht ein Lara, ein Manfred, ein Lord Ruthwen; ist der Augenblick, mich excentrisch zu finden, vorüber, so zerstören Sie Ihren Typus und suchen aus mir einen Alltagsmenschen zu machen. Sie wollen mich gemein, gewöhnlich haben, kurz Sie verlangen Erklärungen von mir. Stille doch! Herr Beauchamp, Sie haben Lust, über mich zu lachen."

„Es gibt jedoch Veranlassungen,“ sprach Beauchamp stolz, „wo die Redlichkeit befiehlt . . .“

„Herr Beauchamp,“ unterbrach ihn der seltsame Mann, „was dem Herrn Grafen von Monte Christo befiehlt, ist der Herr Graf von Monte Christo. Also kein Wort mehr hievon, wenn's beliebt. Ich weiß, was ich will, Herr Beauchamp, und glauben Sie mir, es ist immer wohlgethan.“

„Mein Herr,“ entgegnete der junge Mann, „man bezahlt anständige Leute nicht mit dieser Münze; es bedarf der Garantien für die Ehre.“

„Mein Herr, ich bin eine lebendige Garantie,“ sprach Monte Christo, dessen Augen sich mit drohenden Blitzen entflammen. „In unserer Beider Adern fließt Blut, das wir zu vergießen Lust haben, und das ist unsere gegenseitige Garantie. Ueberbringen Sie diese Antwort dem Vicomte und sagen Sie ihm, morgen vor zehn Uhr werde ich die Farbe des seinigen gesehen haben.“

„Es bleibt also nur noch übrig, die Anordnungen des Zweikampfes festzustellen.“

„Das ist mir abermals vollkommen gleichgültig,“ entgegnete Monte Christo; „es war also unnöthig, mich im Schauspiel wegen einer solchen Geringfügigkeit zu stören. In Frankreich schlägt man sich auf den Degen oder auf Pistolen; in den Colonien nimmt man die Büchse; in Arabien hat man den Dolch. Sagen Sie Ihrem Clienten, daß ich ihm, obgleich beleidigt, um ganz und gar excentrisch zu sein, die Wahl der Waffen überlasse und Alles ohne Widerrede annehme; Alles, hören Sie wohl? sogar den Zweikampf durch das Loos, was immer albern ist. Doch bei mir ist es etwas Anderes, ich bin sicher, zu gewinnen.“

„Sicher, zu gewinnen!“ wiederholte Beauchamp, den Grafen mit bestürztem Auge anschauend.

„Ganz gewiß,“ sagte Monte Christo, leicht die Achseln zuckend. „Sonst würde ich mich nicht mit Herrn von Morcerf schlagen. Ich werde ihn tödten, es muß

sein, es wird sein. Nur thun Sie mir diesen Abend durch ein Wort die Stunde und die Waffe zu wissen, ich lasse nicht gern auf mich warten."

„Auf Pistolen, Morgens um acht Uhr, im Walde von Vincennes," sprach Beauchamp ganz aus der Fassung gebracht, denn er wußte nicht, ob er es mit einem vermessenen Prahler, oder mit einem übernatürlichen Wesen zu thun hatte.

„Gut, mein Herr," sprach Monte Christo; „da nun Alles in Ordnung ist, so lassen Sie mich dem Gesange zuhören, ich bitte Sie, und sagen Sie Ihrem Freunde Albert, er möge diesen Abend nicht mehr zurückkommen; er würde sich mit allen diesen geschmacklosen Rohheiten schaden; lassen Sie ihn nach Hause gehen und schlafen."

Beauchamp entfernte sich im höchsten Grade erstaunt.

„Sagen Sie," sprach Monte Christo, sich gegen Morrel umwendend, „nicht wahr, ich kann auf Sie zählen?"

„Gewiß, Sie mögen über mich verfügen, Graf; doch . . ."

„Was?"

„Es wäre von Belang, Graf, daß ich die wahre Ursache kennen würde."

„Das heißt, Sie weisen mich ab?"

„Nein."

„Die wahre Ursache?" sprach der Graf; „dieser junge Mann geht selbst im Finstern und kennt sie nicht. Die wahre Ursache ist nur mir und Gott bekannt; doch ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der sie kennt, für uns sein wird."

„Das genügt, Graf. Wer ist Ihr zweiter Zeuge?"

„Ich kenne Niemand in Paris, dem ich diese Ehre erweisen möchte, als Ihnen, Morrel, und Ihrem Schwager Emmanuel. Glauben Sie, Emmanuel dürfte mir diesen Dienst leisten?"

„Ich stehe für ihn, wie für mich, Graf."

„Gut! mehr brauche ich nicht. Morgen früh um sieben Uhr bei mir, nicht wahr?"

„Wir werden uns einfinden."

„Stille! der Vorhang geht auf, hören wir. Ich pflege keine Note von dieser Oper zu verlieren; denn die Musik von Wilhelm Tell ist so wunderbar schön!"

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht.

Herr von Monte Christo wartete seiner Gewohnheit gemäß, bis Duprez sein berühmtes: „Suivez moi!" gesungen hatte, und dann erst stand er auf, um sich zu entfernen.

An der Thüre verließ ihn Morrel, nachdem er ihm sein Versprechen erneuert, er werde den andern Morgen Punkt sieben Uhr bei ihm sein.

Hierauf stieg er in sein Coupé, stets ruhig und lächelnd.

Fünf Minuten nachher war er zu Hause.

Nur hätte man den Grafen nicht kennen müssen, um sich in dem Ausdrucke zu täuschen, mit welchem er zurückkehrend zu Ali sagte:

„Ali, meine Pistolen mit dem elfenbeinernen Schafte."

Ali brachte das Kästchen seinem Herrn, und dieser untersuchte die Waffen mit einer für einen Mann, der

sein Leben ein wenig Pulver und Blei anvertraut, sehr natürlichen Sorgfalt.

Es waren die besonderen Pistolen, welche der Graf sich hatte machen lassen, um in seinen Zimmern auf die Scheibe zu schießen. Ein Käpselchen genügte, um die Kugel hinauszutreiben, und in dem Nebenzimmer hätte man nicht vermuthen können, daß der Graf, wie die Pistolenschützen zu sagen pflegen, damit beschäftigt war, seine Hand zu unterhalten.

Er war eben im Begriff, die Waffe in die Hand zu fassen und den Zielpunkt auf einem kleinen Plättchen von Eisenblech, das ihm als Scheibe diente, zu suchen, als die Thüre seines Cabinetes sich öffnete und Baptistin eintrat.

Doch ehe dieser ein Wort gesprochen, erblickte der Graf durch die offengebliebene Thüre eine verschleierte Frau, welche Baptistin gefolgt war und im Halbschatten des anstoßenden Zimmers stand.

Sie gewahrte den Grafen, eine Pistole in der Hand, sie sah zwei Degen auf dem Tische und stürzte herein.

Baptistin befragte seinen Herrn mit dem Blicke.

Der Graf machte ein Zeichen, Baptistin entfernte sich und schloß die Thüre wieder hinter sich.

„Wer sind Sie, Madame?“ fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte schaute umher, um sich zu versichern, daß sie allein war, verneigte sich, als wollte sie niederknieen, faltete die Hände und rief mit einem Tone der Verzweiflung:

„Edmond! Sie werden meinen Sohn nicht tödten!“

Der Graf machte einen Schritt rückwärts, stieß einen schwachen Schrei aus, ließ seine Waffe fallen und erwiederte:

„Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?“

„Den Ihrigen!“ rief sie, ihren Schleier zurück-

schlagend, „den Ihrigen, den ich vielleicht allein nicht vergessen habe. Edmond, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercedes.“

„Mercedes ist todt, Madame,“ sprach Monte Christo, „und ich kenne Niemand dieses Namens mehr.“

„Mercedes lebt, mein Herr, und Mercedes erinnert sich, denn sie allein hat Sie erkannt, als sie Ihr Antlitz erblickte, und sogar ohne Sie zu sehen, Edmond, schon bei dem Tone Ihrer Stimme, und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, sie überwacht Sie, sie fürchtet Sie, und sie hatte nicht nöthig, die Hand zu suchen, von der der Schlag ausging, der Herrn von Morcerf niederwarf.“

„Fernand wollen Sie sagen, Madame,“ versetzte Monte Christo mit bitterer Ironie; „da wir gerade im Zuge sind, uns der Namen zu erinnern, so wollen wir uns aller erinnern.“

Monte Christo sprach den Namen Fernand mit einem solchen Tone des Hasses aus, daß Mercedes fühlte, wie ein Schauer des Schreckens ihren ganzen Leib durchlief.

„Sehen Sie, Edmond, daß ich mich nicht getäuscht habe,“ rief Mercedes, „und daß ich Recht hatte, Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!“

„Und wer sagte Ihnen, Madame, daß ich gegen Ihren Sohn aufgebracht bin?“

„Mein Gott! Niemand; aber eine Mutter ist mit dem doppelten Gesichte begabt. Ich habe Alles errathen, ich bin ihm diesen Abend in die Oper gefolgt, und habe, in einer Loge verborgen, Alles gesehen.“

„Wenn Sie Alles gesehen haben, Madame, so haben Sie auch gesehen, daß mich der Sohn von Fernand öffentlich beleidigte,“ sprach Monte Christo mit furchtbarer Ruhe.

„Oh, Mitleid!“

„Sie haben gesehen, daß er mir den Handschuh in das Gesicht geworfen hätte, wäre er nicht durch

einen meiner Freunde, Herrn Morrel, am Arme zurückgehalten worden."

„Hören Sie. Mein Sohn hat Sie auch errathen; er schreibt Ihnen die Unglücksfälle zu, die seinen Vater treffen."

„Madame, Sie verwechseln die Sache: es sind nicht Unglücksfälle, es ist eine Strafe. Nicht ich bin es, der Herrn von Morcerf schlägt, es ist die Vorsehung, die ihn bestraft."

„Und warum treten Sie an die Stelle der Vorsehung?" rief Mercedes. „Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergißt? Was ist Ihnen, Edmond, an Janina und seinem Wessir gelegen? Welches Unrecht hat Ihnen Fernand Mondego dadurch zugefügt, daß er Ali Tependelini verrathen?"

„Dies Alles ist auch nur eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Kapitän und der Tochter von Wasiliki. Sie haben Recht, das geht mich nichts an, und wenn ich geschworen habe, mich zu rächen, so ist es weder an dem fränkischen Kapitän, noch an dem Grafen von Morcerf, sondern an dem Fischer Fernand, dem Gatten der Catalonierin Mercedes."

„Ah! mein Herr," rief die Gräfin, „welch eine furchtbare Rache für einen Fehler, den das Mißgeschick mich begehen ließ! Denn die Schuldige bin ich, Edmond, und wenn Sie sich an Jemand zu rächen haben, so ist es an mir, weil es mir an Kraft gebrach, gegen Ihre Abwesenheit und meine Vereinzelung zu kämpfen."

„Doch warum war ich abwesend, warum waren Sie vereinzelt?" rief Monte Christo.

„Weil man Sie verhaftete, Edmond, weil Sie im Gefängniß saßen."

„Und warum wurde ich verhaftet, warum saß ich im Gefängniß?"

„Ich weiß es nicht," sprach Mercedes.

„Ja, Sie wissen es nicht, Madame, wenigstens hoffe ich dies. Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich

wurde verhaftet, ich war Gefangener, weil unter der Laube der Reserve, am Vorabend des Tages, an dem ich Sie heirathen sollte, ein Mensch Namens Danglars einen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Fernand selbst auf die Post zu bringen übernahm."

Monte Christo ging an einen Secretär, ließ eine Schublade springen, aus der er ein Papier nahm, das seine ursprüngliche Farbe verloren hatte, und dessen Tinte rostgelb geworden war, und legte dieses Papier Mercedes vor Augen.

Es war der Brief von Danglars an den Staatsanwalt, den der Graf von Monte Christo an dem Tage, wo er Herrn Boville, als Mandatar des Hauses Thomson und French verkleidet, die zweimal hundert tausend Franken bezahlte, aus dem Fascikel Edmond Dantes genommen hatte.

Mercedes las voll Schrecken folgende Zeilen:

„Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde der Religion und des Thrones benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

„Den Beweis dieses Verbrechens wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet, denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Cajüte an Bord des Pharaon."

„Oh! mein Gott," rief Mercedes, mit der Hand über ihre von Schweiß befeuchtete Stirne fahrend; „dieser Brief . . ."

„Ich habe ihn um zweimal hundert tausend Franken gekauft, Madame," sagte Monte Christo, „und das war noch wohlfeil, da er mir heute gestattet, mich in Ihren Augen von jeder Schuld freizusprechen."

„Und der Erfolg dieses Briefes?"

„Sie wissen, Madame, war meine Verhaftung; doch Sie wissen nicht, wie lange diese Haft gedauert hat; Sie wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre, eine Viertelstunde von Ihnen, in einem Kerker des Castell If geblieben bin. Sie wissen nicht, daß ich jeden Tag in diesen vierzehn Jahren das Gelübde der Rache erneuert habe, das ich am ersten Tage aussprach, und es war mir noch nicht einmal bekannt, daß Sie Fernand, meinen Denuncianten, geheirathet, und daß mein Vater gestorben, vor Hunger gestorben!“

„Gerechter Gott!“ rief Mercedes wankend.

„Aber ich habe dies erfahren, als ich das Gefängniß vierzehn Jahre, nachdem man mich in dasselbe geworfen, wieder verließ, und darum habe ich auf die lebendige Mercedes und auf meinen todten Vater geschworen, mich an Fernand zu rächen, und ich räche mich.“

„Und Sie wissen gewiß, daß der unglückliche Fernand dies gethan hat?“

„Bei meiner Seele, Madame, und er hat es gethan, wie ich es Ihnen sage; übrigens ist das nicht schlechter, als wenn man Franzose durch Adoption zu den Engländern übergegangen ist, Spanier von Geburt gegen die Spanier gekämpft, und im Solde von Ali Ali verrathen und ermordet hat. Was war solchen Dingen gegenüber der Brief, den Sie gelesen? Eine galante Mystification, welche die Frau, die diesen Menschen geheirathet, ich gestehe und begreife dies, verzeihen muß, die aber der Geliebte, der sie heirathen sollte, nicht vergißt. Wohl! die Franzosen haben sich nicht an dem Verräther gerächt, die Spanier haben den Verräther nicht erschossen, in seinem Grabe liegend, hat Ali den Verräther unbestraft gelassen; doch ich, verrathen, ermordet, ebenfalls in ein Grab geworfen, bin aus diesem Grabe durch die Gnade Gottes hervorgegangen, und bin es Gott schuldig, daß ich mich räche;

er schickt mich zu diesem Behufe hierher, und hier bin ich."

Die arme Frau ließ ihren Kopf und ihre Hände sinken; ihre Beine bogen sich unter ihr, und sie fiel auf die Kniee.

„Verzeihen Sie mir, Edmond," sprach sie, „verzeihen Sie, meinetwegen, denn ich liebe Sie noch; die Würde der Gattin hielt den Ausstrom der Liebenden und der Mutter zurück."

Ihre Stirne neigte sich, daß sie beinahe den Boden berührte.

Der Graf eilte auf sie zu und hob sie auf.

Auf einem Stuhle sitzend, konnte sie nun durch ihre Thränen das männliche Gesicht von Monte Christo betrachten, auf welchem sich durch den Schmerz und den Haß abermals ein drohender Charakter ausprägte.

„Daß ich das verfluchte Geschlecht nicht niedertrete!" murmelte er, „daß ich Gott ungehorsam werde, der mich zu seiner Bestrafung wiedererweckt hat! unmöglich, Madame, unmöglich!"

„Edmond," sprach die arme Mutter, alle Mittel versuchend; „mein Gott! wenn ich Sie Edmond nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercedes?"

„Mercedes!" wiederholte Monte Christo, „Mercedes! ja wohl! Sie haben Recht, es ist noch süß für mich, diesen Namen auszusprechen, und zum ersten Male seit langer Zeit klingt er so klar von meinen Lippen. Oh! Mercedes, ich habe Ihren Namen mit den Seufzern der Schwermuth, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung ausgesprochen; ich habe ihn ausgesprochen durch die Kälte zu Eis erstarrt, auf dem Stroh meines Kerkers gekauert; ich habe ihn ausgesprochen, verzehrt von der Hitze, mich auf den Platten meines Gefängnisses wälzend. Mercedes, ich muß mich rächen, denn vierzehn Jahre lang habe ich gelitten, vierzehn Jahre lang habe ich geweint, geflucht, nun muß ich mich rächen, Mercedes!"

Und zitternd, er könnte den Bitten derjenigen nachgeben, welche er so sehr geliebt, rief der Graf seinem Hasse seine Erinnerung zu Hülfe.

„Rächen Sie sich, Edmond," rief die arme Mutter, „aber rächen Sie sich an den Schuldigen, rächen Sie sich an mir, rächen Sie sich nicht an meinem Sohne!"

„Es steht geschrieben in dem heiligen Buche," antwortete Monte Christo: „„Die Sünden der Eltern sollen auf ihre Kinder zurückfallen bis in das dritte und vierte Geschlecht."" Da Gott diese seine eigenen Worte seinem Propheten dictirt hat, warum sollte ich besser sein als Gott?"

„Weil Gott die Zeit und die Ewigkeit hat, diese zwei Dinge, welche den Menschen entgehen."

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich, und faßte mit vollen Händen seine schönen Haare.

„Edmond," fuhr Mercedes, die Arme gegen den Grafen ausstreckend, fort, „seitdem ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, Ihr Andenken geehrt; Edmond, mein Freund, zwingen Sie mich nicht, dieses edle Bild zu trüben, das unabläßig in dem Spiegel meines Herzens wiederstrahlte, Edmond, wenn Sie alle Gebete kennen würden, die ich für Sie an Gott richtete, so lange ich hoffte, Sie wären noch am Leben, und seitdem ich Sie für todt hielt! Ja für todt, denn ich glaubte, Ihr Leichnam wäre in der Tiefe irgend eines düstern Thurmes vergraben; ich glaubte, man hätte Ihren Körper in einen von den Abgründen gestürzt, in welchen die Kerkerknechte die todten Gefangenen zu schleudern pflegen, und ich weinte! Was vermochte ich für Sie, Edmond, wenn nicht zu beten und weinen? Hören Sie mich: zehn Jahre hinter einander habe ich jede Nacht denselben Traum gehabt. Man sagte, Sie hätten fliehen wollen, Sie hätten die Stelle eines Gefangenen eingenommen, wären in das Leichentuch des Todten geschlüpft, und sodann, ein lebendiger Leichnam,

von dem Castell If herab in das Meer geschleudert worden; der Schrei, den Sie, auf den Felsen zerschellend, ausgestoßen, hätte allein die Verwechselung Ihren Todtengräbern enthüllt, welche Ihre Henker geworden. Wohl! Edmond, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte des Sohnes, für welchen ich zu Ihnen flehe, Edmond, zehn Jahre lang sah ich jede Nacht Menschen, welche etwas Ungestaltes, Unbekanntes oben auf einem Felsen schaukelten; zehn Jahre lang hörte ich einen furchtbaren Schrei, der mich schauernd und in Eis verwandelt erweckte. Und auch ich, Edmond, oh! glauben Sie mir, auch ich, so sehr ich schuldig war, habe viel gelitten."

„Haben Sie gefühlt, wie Ihr Vater während Ihrer Abreise gestorben?" rief Monte Christo, seine Hände in seine Haare tauchend, „haben Sie die Frau, welche Sie liebten, die Hand dem Nebenbuhler reichen sehen, während Sie in der Tiefe des Abgrundes röchelten?"

„Nein," unterbrach ihn Mercedes; „doch ich habe denjenigen, welchen ich liebte, bereit gesehen, der Mörder meines Sohnes zu werden!"

Mercedes sprach diese Worte mit einem so mächtigen Schmerz, mit einem so verzweiflungsvollen Ausdruck, daß bei diesen Worten und bei diesem Ausdruck ein Schluchzen den Schlund des Grafen zerriß.

Der Löwe war bezähmt; der Rächer war besiegt.

„Was verlangen Sie von mir?" sagte er; „daß Ihr Sohn lebe? Wohl! er wird leben! . . ."

Mercedes stieß einen Schrei aus, der zwei Thränen unter den Augenlidern von Monte Christo hervorspringen machte, doch diese zwei Thränen verschwanden auf der Stelle wieder, denn ohne Zweifel hatte Gott einen Engel geschickt, um sie zu sammeln, da sie viel kostbarer waren in den Augen des Herrn, als die kostbarsten Perlen von Guzurate und Ophir.

„Oh!" rief sie, die Hand des Grafen ergreifend und an ihre Lippen drückend, „oh! Dank, Dank, Edmond!

Nun bist Du so, wie ich Dich immer geträumt, wie ich Dich geliebt habe. Oh! nun kann ich es Dir sagen."

„Um so eher," erwiederte Monte Christo, „als der arme Edmond nicht mehr viel Zeit haben wird, von Ihnen geliebt zu werden. Der Tod kehrt in das Grab, das Gespenst kehrt in die Nacht zurück."

„Was sagen Sie, Edmond?"

„Ich sage, da Sie es befehlen, Mercedes, so muß ich sterben."

„Sterben! Und wer sagt dies? Wer spricht von Sterben? Woher kommen Ihnen diese Todesgedanken?"

„Sie können nicht annehmen, daß ich, öffentlich beleidigt, im Angesicht eines ganzen Saales, in Gegenwart Ihrer Freunde und der Freunde Ihres Sohnes, herausgefordert durch ein Kind, das sich mit meiner Verzeihung wie mit einem Siege brüsten wird; Sie können nicht annehmen, sage ich, daß ich einen Augenblick den Wunsch habe, zu leben. Was ich nach Ihnen am meisten auf der Welt geliebt, Mercedes, das bin ich, das heißt meine Würde, das heißt diese Kraft, durch welche ich über andere Menschen erhaben war; diese Kraft war mein Leben: Sie brechen sie, und ich sterbe."

„Doch der Zweikampf wird nicht stattfinden, Edmond, da Sie verzeihen."

„Er wird stattfinden, Madame," sprach feierlich Monte Christo; „nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, welches die Erde tränken sollte, das meinige fließen."

Mercedes stieß einen gewaltigen Schrei aus und stürzte auf Monte Christo zu, doch plötzlich hielt sie an und sprach:

„Edmond, es ist ein Gott über uns, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen, und ich baue auf ihn aus der Tiefe meines Herzens. Seine Unterstützung erwartend, verlasse ich mich auf Ihr Wort. Sie haben

gesagt, mein Sohn würde leben; nicht wahr, er wird leben?"

„Ja, Madame, er wird leben," sprach Monte Christo, erstaunt, daß Mercedes ohne einen andern Ausruf, ohne ein anderes Zeichen der Verwunderung, das heldenmüthige Opfer, das er ihr brachte, angenommen hatte.

Mercedes reichte dem Grafen die Hand und sprach, während ihre Augen sich bei dem Anblick desjenigen, an welchen sie das Wort richtete, mit Thränen befeuchteten:

„Edmond, wie schön ist es von Ihrer Seite, wie groß ist das, was Sie so eben gethan, wie erhaben ist es, mit einer Frau Mitleid zu haben, welche mit allen ihren Hoffnungen entgegenstehenden Wahrscheinlichkeiten vor Sie trat! Ach! ich bin mehr durch den Kummer, als durch die Jahre alt geworden, und ich kann meinen Edmond nicht einmal mehr durch ein Lächeln, durch einen Blick an jene Mercedes erinnern, in deren Anschauung er so viele Stunden hinbrachte. Oh! glauben Sie mir, Edmond, ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich gelitten; ich wiederhole Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben hingehen zu sehen, ohne sich einer einzigen Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; doch dies beweist, daß noch nicht Alles auf der Erde beendigt ist. Nein! es ist noch nicht Alles beendigt, ich fühle es an dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh! ich wiederhole Ihnen, Edmond, es ist groß, es ist schön, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie dies gethan haben!"

„Sie sagen dies, Mercedes, und was müßten Sie erst sagen, wenn Sie den Umfang des Opfers, das ich Ihnen bringe, kennen würden? Nehmen Sie an, der oberste Herr, nachdem er die Welt geschaffen, nachdem er das Chaos fruchtbar gemacht, sei bei dem Drittel der Schöpfung stille gestanden, um einem Engel die Thränen zu ersparen, welche unsere Verbrechen eines

Tags seinen unsterblichen Augen entfließen lassen sollten; nehmen Sie an, nachdem er Alles vorbereitet, Alles ausgesät, Alles angesponnen, habe Gott in dem Augenblick, wo er sein Werk zu bewundern im Begriff war, die Sonne ausgelöscht und mit dem Fuße die Welt in die ewige Nacht zurückgestoßen, dann haben Sie einen Begriff, oder vielmehr nein, nein, Sie können sich keinen Begriff von dem machen, was ich verliere, wenn ich jetzt das Leben verliere."

Mercedes schaute den Grafen mit einer Miene an, welche zugleich ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihre Dankbarkeit ausdrückte.

Monte Christo stützte seine Stirne auf seine glühenden Hände, als ob diese Stirne nicht mehr allein das Gewicht seiner Gedanken zu tragen vermöchte.

„Edmond," sprach Mercedes, „ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen."

Der Graf lächelte bitter.

„Edmond," fuhr Mercedes fort, „Sie werden sehen, daß wenn meine Stirne erbleicht ist, wenn meine Augen erloschen sind, wenn meine Schönheit verloren ist, wenn Mercedes in ihren Gesichtszügen sich selbst nicht mehr gleicht, Sie werden sehen, daß es immer noch dasselbe Herz ist! Leben Sie wohl, Edmond; ich habe vom Himmel nichts mehr zu verlangen! . . . ich habe Sie wiedergesehen, und so groß und edel gesehen, als einst. Gott befohlen, Edmond . . . Gott befohlen und Dank!"

Doch der Graf antwortete nicht.

Mercedes öffnete die Thüre des Cabinets und war verschwunden, ehe er aus der tiefen, schmerzlichen Träumerei erwachte, in die ihn seine verlorene Rache versenkt hatte.

Es schlug ein Uhr im Invalidenhause, als der Graf von Monte Christo bei dem Geräusch des Wagens, der, über das Pflaster der Champs-Elysées rollend, Frau von Morcerf fortführte, den Kopf erhob.

„Ich Wahnsinniger," sagte er, „daß ich mir nicht an dem Tage, wo ich mich zu rächen beschloß, das Herz ausgerissen habe!"

Sechzehntes Kapitel.

Das Duell.

Nach dem Abgange von Mercedes versank bei Monte Christo Alles wieder in den Schatten. Um ihn her und in seinem Innern blieb sein Gedanke fest stehen; sein energischer Geist entschlummerte, wie es der Körper nach einer äußersten Anstrengung thut.

„Wie!" sprach er zu sich selbst, während sich die Lampe und die Kerzen traurig verzehrten und die Diener ungeduldig im Vorzimmer warteten; „wie! das so langsam vorbereitete, mit so viel Mühe und so vielen Sorgen errichtete Gebäude ist mit einem einzigen Schlage, mit einem einzigen Worte, mit einem Hauche eingestürzt! Wie! dieses Ich, das ich für etwas hielt, dieses Ich, auf das ich so stolz war, dieses Ich, das ich in den Kerkern des Schlosses If so klein gesehen und sodann so groß zu machen gewußt hatte, wird morgen ein wenig Staub sein! Ach! es ist nicht der Tod des Körpers, was ich beklage: diese Zerstörung des Lebensprincipes, ist sie nicht die Ruhe, auf die Alles abzielt, nach welcher jeder Unglückliche strebt, die Ruhe der Materie, nach der ich so lange seufzte, der ich auf dem schmerzhaften Wege des Hungers entgegen ging, als Faria in meinem Kerker erschien? Was ist der Tod für mich? Eine Stufe mehr in der Ruhe und zwei vielleicht

in der Stille. Nein, es ist nicht das Dasein, was ich beklage, es ist die Zertrümmerung meiner so langsam ausgearbeiteten, so fleißig aufgebauten Entwürfe. Die Vorsehung, von der ich glaubte, sie wäre für sie, war also gegen sie? Gott wollte nicht, daß sie in Erfüllung giengen.

„Die Last, beinahe so schwer als eine Welt, die ich aufgehoben habe und bis an das Ziel tragen zu können glaubte, entsprach meinem Wunsche, aber nicht meiner Kraft, meinem Willen, aber nicht meiner Macht, und ich muß sie schon auf der Hälfte des Weges niederlegen. Oh! ich werde wieder Fatalist werden, ich, den vierzehn Jahre der Verzweiflung und zehn Jahre der Hoffnung zu einem Anbeter der Vorsehung gemacht haben!

„Und dies Alles, dies Alles, mein Gott! weil mein Herz, das ich für todt hielt, nur entschlummert war, weil es erwachte, weil es schlug, weil ich dem Schmerze dieses im Grunde meiner Brust durch die Stimme einer Frau erregten Schlagens nachgab!

„Und dennoch," fuhr der Graf sich immer mehr in die Vorhersehungen für den nächsten Tag vertiefend, fort, „und dennoch ist es unmöglich, daß diese Frau, ein so edles Herz, aus Selbstsucht eingewilligt hat, mich, den Mann voll Kraft und Leben, tödten zu lassen! Es ist unmöglich, daß sie bis zu diesem Grade die mütterliche Liebe, oder vielmehr den mütterlichen Wahnsinn treibt! Es gibt Tugenden, deren Uebertreibung ein Verbrechen wäre. Nein, sie wird irgend eine pathetische Scene ersonnen haben, sie wird kommen und sich zwischen die Degen werfen, und das wird lächerlich auf dem Grunde des Erhabenen sein."

Und die Röthe des Stolzes stieg Monte Christo auf die Stirne.

„Lächerlich," wiederholte er, „und die Lächerlichkeit wird auf mich zurückspringen . . . Ich, lächerlich! Lieber will ich sterben."

Und indem er so die schlimmen Wechselfälle des andern Tages übertrieb, zu welchem er sich, Mercedes das Leben ihres Sohnes versprechend, verurtheilt hatte, kam der Graf endlich dazu, daß er sich sagte:

„Dummheit! Dummheit! so den Edelmuth üben und sich wie eine träge Zielscheibe vor den Pistolenlauf eines jungen Mannes stellen! Nie wird er glauben, daß mein Tod ein Selbstmord ist, und dennoch ist es von Gewicht für die Ehre meines Andenkens . . . (nicht wahr, mein Gott, das ist keine Eitelkeit, sondern nur ein gerechter Stolz?), es ist von Gewicht für die Ehre meines Andenkens, daß die Welt erfährt, ich habe mich freiwillig herbeigelassen, meinen bereits zum Schlage erhobenen Arm aufzuhalten, um mich mit dem gegen Andere so mächtig bewaffneten Arm selbst zu schlagen. Es muß sein, und ich werde es thun."

Und er nahm eine Feder, zog ein Papier aus dem geheimen Fache seines Bureau und schrieb unten an dieses Papier, das nichts Anderes war, als sein nach seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament, eine Art von Codicill, durch welches er seinen Tod auch den am wenigsten hellsehenden Menschen begreiflich machte.

„Mein Gott! ich thue dies," sprach er, die Augen zum Himmel aufschlagend, „ich thue dies eben so wohl für Deine Ehre, als für die meinige. Oh, mein Gott! ich habe mich seit zehn Jahren als den Abgesandten Deiner Rache betrachtet, und es soll sich nicht ein anderer Elender, als dieser Morcerf, es soll nicht ein Danglars, ein Villefort, es soll nicht einmal dieser Morcerf sich einbilden, der Zufall habe sie von ihrem Feinde befreit. Sie mögen erfahren, daß die Vorsehung, welche bereits ihre Bestrafung beschlossen, durch die Macht meines Willens allein eine Aenderung erlitten hat; daß die auf dieser Welt vermiedene Bestrafung in der andern Welt ihrer harrt, und daß sie die Zeit nur gegen die Ewigkeit verwechselt haben."

Während er zwischen diesen düstern Ungewißheiten,

schlimmen Träumen des durch den Schmerz erweckten Menschen, schwebte, begann der Tag an den Fenstern zu erscheinen und unter seinen bleichen Händen das azurblaue Papier zu erhellen, auf das er diese letzte Rechtfertigung der Vorsehung geschrieben hatte.

Plötzlich drang ein leichtes Geräusch an sein Ohr. Monte Christo glaubte etwas wie einen erstickten Seufzer gehört zu haben; er wandte den Kopf, schaute umher, und sah Niemand. Nur wiederholte sich das Geräusch deutlich genug, daß auf den Zweifel die Gewißheit folgte.

Da stand der Graf auf, öffnete sachte die Thüre des Salon und sah auf einem Lehnstuhle, die Arme hängend, den schönen, bleichen Kopf zurückgeneigt, Hayde, die sich quer vor die Thüre gesetzt hatte, damit er nicht, ohne sie zu sehen, hinausgehen könnte, aber durch den gegen ihre Jugend so mächtigen Schlaf nach einem langen Wachen überfallen worden war.

Das Geräusch der Thüre beim Oeffnen vermochte Hayde nicht im Schlafe zu stören.

Monte Christo heftete einen Blick voll Weichheit und Mitleid auf sie.

„Sie hat sich erinnert, daß sie einen Sohn besitzt," sprach er, „und ich habe vergessen, daß ich eine Tochter besitze." Dann fuhr er traurig den Kopf schüttelnd fort:

„Arme Hayde! sie wollte mich sehen, sie wollte mich sprechen, sie hat etwas befürchtet oder errathen... Ah! ich kann nicht von hinnen, ohne ihr Lebewohl zu sagen, ich kann nicht sterben, ohne sie irgend Jemand anzuvertrauen."

Und er kehrte sachte an seinen Platz zurück und schrieb unter die ersten Zeilen:

„Ich vermache Maximilian Morrel, Kapitän der Spahis und Sohn meines ehemaligen Patrons Pierre Morrel, Rheders in Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon ein Theil von ihm seiner Schwester

Julie und seinem Schwager Emmanuel angeboten werden soll, wenn er nicht glaubt, ein solcher Vermögenszuwachs könnte ihrem Glücke schaden. Diese zwanzig Millionen sind in meiner Grotte in Monte Christo vergraben, deren Geheimniß Bertuccio kennt.

„Ist sein Herz frei, und er will Hayde, die Tochter von Ali Pascha von Janina, heirathen, welche ich mit der Liebe eines Vaters erzogen habe, und die für mich die Liebe und Zärtlichkeit einer Tochter gehabt hat, so wird er dadurch, ich sage nicht meinen letzten Willen, sondern meinen letzten Wunsch erfüllen.

„Gegenwärtiges Testament hat bereits Hayde zur Erbin meines übrigen Vermögens gemacht, bestehend in Ländereien, Renten auf England, Oesterreich und Holland, und in dem Mobiliar von meinen verschiedenen Palästen und Häusern, was sich, nach Abzug dieser zwanzig Millionen und der verschiedenen Legate zu Gunsten meiner Diener, immer noch auf sechzig Millionen belaufen mag."

Er vollendete eben die letzte Zeile, als ein hinter ihm ausgestoßener Schrei die Feder aus seinen Händen fallen machte.

„Hayde," sprach er, „Du hast gelesen?"

Erweckt durch den Tag, der auf ihre Augenlider fiel, hatte sich die junge Frau in der That erhoben und dem Grafen genähert, ohne daß er ihre leichten und überdies durch den Teppich gedämpften Tritte hörte.

„Oh! mein Herr," sprach sie die Hände faltend, „warum schreibst Du zu einer solchen Stunde? Warum vermachst Du mir Dein ganzes Vermögen, mein Herr? Du verlässest mich?"

„Ich will eine Reise machen, liebes Kind," sprach Monte Christo mit einem Ausdrucke voll unendlicher Schwermuth und Zärtlichkeit, „und wenn mir Unglück widerführe. . ."

Der Graf hielt inne.

„Nun?...“ fragte Haydee mit einer Bestimmtheit, welche der Graf nicht an ihr kannte.

„Nun, wenn mir Unglück wiederführe,“ sagte Monte Christo, „so will ich, daß meine Tochter glücklich sein soll.“

Haydee schüttelte traurig den Kopf und sprach:

„Du denkst an den Tod, o Herr?“

„Es ist ein heilsamer Gedanke, wie der Weise sagt.“

„Wohl! wenn Du stirbst,“ sprach sie, „so vermache Dein Vermögen Anderen, denn ich brauche nichts mehr.“

Und sie nahm das Papier, und zerriß es in vier Stücke, die sie mitten in das Zimmer warf. Doch diese, für eine Sklavin so ungewöhnliche Energie hatte ihre Kräfte erschöpft, und sie fiel, diesmal nicht mehr entschlummernd, sondern ohnmächtig auf den Boden.

Monte Christo neigte sich auf sie herab und hob sie in seine Arme empor; und als er dieses schöne, bleiche Antlitz, diese schönen, geschlossenen Augen, diesen schönen, unbelebten Körper sah, kam ihm zum ersten Male der Gedanke, sie liebe ihn vielleicht auf eine andere Weise, als wie eine Tochter ihren Vater liebt.

„Ach!“ murmelte er mit einer tiefen Entmuthigung, „ich hätte vielleicht noch glücklich sein können!“

Dann trug er Haydee in ihr Gemach, übergab sie hier, noch ohnmächtig, den Händen ihrer Frauen, kehrte in sein Cabinet zurück, welches er nun rasch schloß, und schrieb das zerstörte Testament noch einmal.

Als er vollendete, ließ sich das Geräusch eines in den Hof fahrenden Cabriolets hören. Monte Christo näherte sich dem Fenster und sah Maximilian und Emmanuel aussteigen.

„Gut,“ sagte er, „es war Zeit!“ Und er versiegelte sein Testament mit einem dreifachen Siegel.

Nach einem Augenblick hörte er das Geräusch von Tritten im Salon, und er öffnete selbst.

Morrel erschien auf den Schwelle: er kam zwanzig Minuten vor der verabredeten Stunde.

„Ich komme vielleicht zu bald, Herr Graf," sagte er; „aber ich gestehe offenherzig, ich konnte keine Minute schlafen, und so war es mit dem ganzen Hause. Um wieder ich selbst zu werden, mußte ich Sie stark in Ihrer muthigen Sicherheit sehen."

Monte Christo vermochte diesem Beweise von Zuneigung nicht zu widerstehen, und er reichte dem jungen Manne nicht die Hand, sondern er öffnete ihm seine Arme.

„Morrel," sprach er mit bewegter Stimme, „es ist ein schöner Tag für mich, der Tag, an welchem ich mich von einem Manne, wie Sie sind, geliebt fühle... Guten Morgen, Herr Emmanuel. Sie kommen also mit mir, Maximilian?"

„Bei Gott!" erwiederte der junge Mann, „haben Sie daran gezweifelt?"

„Ich hatte jedoch Unrecht. . ."

„Hören Sie, ich beobachtete Sie gestern während der ganzen Herausforderungsscene, ich dachte an Ihre Sicherheit die ganze Nacht hindurch, und sagte mir, die Gerechtigkeit müßte für Sie sein, sonst könnte man sich ganz und gar nicht mehr auf das Gesicht der Menschen verlassen."

„Doch Albert ist Ihr Freund?"

„Ein einfacher Bekannter, Graf."

„Sie haben ihn zum ersten Male an dem Tage gesehen, an welchem Sie mich sahen?"

„Ja, das ist wahr, doch was wollen Sie? Sie müssen mich daran erinnern, daß ich mich dessen entsinne."

„Ich danke, Morrel."

Dann schlug der Graf einmal auf das Glöckchen und sprach zu Ali, welcher sogleich eintrat:

„Laß dies zu meinem Notar tragen. Es ist mein Testament, Morrel. Wenn ich todt bin, nehmen Sie Kenntniß davon."

„Wie!" rief Morrel, „Sie todt?"

„Ei! muß man nicht auf Alles gefaßt sein, lieber

Freund? Doch was haben Sie gemacht, als Sie mich gestern verließen?"

„Ich ging zu Tortoni, wo ich, wie ich erwartete, Beauchamp und Chateau-Renaud fand. Ich gestehe, daß ich sie suchte."

„Warum dies, da Alles abgemacht war?"

„Hören Sie, Graf, die Sache ist ernst, unvermeidlich."

„Zweifelten Sie daran?"

„Nein. Die Beleidigung war öffentlich, und bereits sprach Jedermann davon."

„Nun?"

„Nun, ich hoffte die Waffen verändern und die Pistole durch den Degen ersetzen zu lassen. Die Pistole ist blind."

„Ist es Ihnen gelungen?" fragte Monte Christo rasch und mit einem leichten Schimmer der Hoffnung.

„Nein, denn man kennt Ihre Stärke im Degen."

„Bah! wer hat mich verrathen?"

„Ihre Fechtmeister, die Sie besiegt haben."

„Und Sie sind gescheitert?"

„Sie haben es entschieden ausgeschlagen."

„Morrel, sprach der Graf, „Sie sahen mich nie mit Pistolen schießen?"

„Nie."

„Wohl, wir haben noch Zeit, sehen Sie."

Monte Christo nahm die Pistolen, die er bei dem Eintritte von Mercedes in der Hand hielt, klebte ein Kreuzaß an die Scheibe, und schoß mit vier auf einander folgenden Schüssen die vier Zweige des Kreuzes weg.

Bei jedem Schusse erbleichte Morrel.

Er untersuchte die Kugeln, mit denen Monte Christo dieses Kraftstück ausführte, und sah, daß sie nicht dicker waren, als Rehschrote.

„Das ist furchtbar," sagte er; „sehen Sie Emmanuel!"

Dann sich gegen Monte Christo umwendend:

„Graf, im Namen des Himmels, tödten Sie Albert nicht, der Unglückliche hat eine Mutter!“

„Das ist richtig,“ sagte Monte Christo, „und ich habe keine.“

Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, der Morrel beben machte.

„Sie sind der Beleidigte, Graf.“

„Allerdings; was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Sie zuerst schießen.“

„Ich schieße zuerst?“

„Oh! das habe ich erlangt, oder vielmehr gefordert; wir räumen ihnen genug ein, daß sie hierin zustimmen.“

„Auf wie viel Schritte?“

„Auf zwanzig.“

Ein furchtbares Lächeln zog über die Lippen des Grafen hin.

„Morrel,“ sagte er, „vergessen Sie nicht, was Sie so eben gesehen haben.“

„Ich rechne auch nur auf Ihre Aufregung, um Albert zu retten,“ sprach der junge Mann.

„Ich aufgeregt?“ entgegnete Monte Christo.

„Oder auf Ihren Edelmuth, mein Freund; bei der Sicherheit Ihres Schusses, kann ich Ihnen nur Eines sagen, was lächerlich wäre, wenn ich es einem Andern sagen würde.“

„Was?“

„Zerschmettern Sie ihm den Arm, verwunden Sie ihn, aber tödten Sie ihn nicht.“

„Morrel, hören Sie noch Folgendes: ich bedarf keiner Aufmunterung, um Herrn von Morcerf zu schonen; Herr von Morcerf, das künde ich Ihnen zum Voraus an, wird so gut geschont sein, daß er ruhig mit seinen zwei Freunden zurückkommt, während ich..“

„Nun! Sie?“

„Oh! das ist etwas Anderes; man wird mich zurücktragen.“

„Gehen Sie!“ rief Maximilian außer sich.

„Es ist, wie ich Ihnen sage, mein lieber Morrel, Herr von Morcerf wird mich tödten.“

Morrel schaute den Grafen wie ein Mensch an, der nicht mehr begreift.

„Was ist Ihnen seit gestern Abend begegnet?“

„Es ist mir begegnet, was Brutus am Vorabend der Schlacht von Philippi begegnete; ich habe ein Gespenst gesehen.“

„Und dieses Gespenst?“

„Dieses Gespenst, Morrel, sagte mir, ich habe genug gelebt.“

Maximilian und Emmanuel schauten sich an; Monte Christo zog seine Uhr und sprach:

„Gehen wir, es ist sieben Uhr und fünf Minuten, und die Zusammenkunft ist auf den Punkt acht Uhr bestellt.“

Ein angespannter Wagen wartete; Monte Christo stieg mit seinen zwei Zeugen ein.

Als man durch die Flur ging, blieb Monte Christo vor einer Thüre stehen, um zu horchen; Maximilian und Emmanuel, welche aus Discretion einige Schritte vorausgegangen waren, glaubten ihn durch ein Seufzen antworten zu hören.

Auf den Schlag acht Uhr war man an dem Platze des Rendez-vous.

„Wir sind an Ort und Stelle und kommen zuerst,“ sagte Morrel, den Kopf durch den Kutschenschlag streckend.

„Der Herr wird mich entschuldigen,“ versetzte Baptistin, der seinem Gebieter mit einem unsäglichen Schrecken gefolgt war, „doch ich glaube dort unter den Bäumen einen Wagen zu bemerken.“

Monte Christo sprang leicht aus seiner Caleche und gab Emmanuel und Maximilian die Hand, um ihnen aussteigen zu helfen.

Maximilian hielt die Hand des Grafen in der seinigen zurück.

„Das gefällt mir," sagte er, „das ist eine Hand, wie ich sie gern bei einem Manne sehe, dessen Leben auf seiner guten Sache beruht."

„Ich erblicke wirklich zwei junge Männer, welche auf- und abgehen, und zu warten scheinen," sprach Emmanuel.

Monte Christo zog Morrel nicht bei Seite, sondern ein paar Schritte hinter seinen Schwager zurück und fragte ihn:

„Maximilian, ist Ihr Herz frei?"

Morrel schaute Monte Christo erstaunt an.

„Ich verlange kein Geständniß von Ihnen, mein Freund, ich richte eine einfache Frage an Sie; antworten Sie ja oder nein, mehr verlange ich nicht von Ihnen."

„Ich liebe ein Mädchen, Graf."

„Lieben Sie es innig?"

„Mehr als mein Leben."

„Da entgeht mir abermals eine Hoffnung," sprach Monte Christo.

Dann murmelte er mit einem Seufzer:

„Arme Hayde!"

„In der That, Graf," rief Morrel, „wenn ich Sie weniger kennen würde, müßte ich Sie für minder tapfer halten, als Sie sind."

„Weil ich an Jemand denke, den ich verlassen soll, und seufze! Gehen Sie, Morrel, versteht sich ein Soldat so wenig auf den Muth! Ist es das Leben, was ich beklage? Was ist mir an Leben oder Sterben gelegen, mir, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Tod zugebracht habe? Seien Sie übrigens unbesorgt, diese Schwäche, wenn man es eine Schwäche nennen darf, ist nur für Sie vorhanden. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, den man höflich und anständig, das heißt grüßend und seine Spielschulden bezahlend, verlassen muß."

„Gut! das heiße ich sprechen," sagte Morrel. „Doch, haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?"

„Ich? warum? ich hoffe, diese Herren werden die ihrigen haben."

„Ich will mich erkundigen."

„Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich?"

„Oh! seien Sie unbesorgt."

Morrel ging auf Beauchamp und Chateau-Renaud zu. Als diese die Bewegung von Maximilian bemerkten, traten sie ihm einige Schritte entgegen.

Die drei jungen Leute grüßten sich, wenn nicht freundlich, doch wenigstens höflich.

„Verzeihen Sie, meine Herren," sprach Morrel, „doch ich sehe Herrn von Morcerf nicht."

„Er hat uns diesen Morgen sagen lassen, er würde erst an Ort und Stelle mit uns zusammentreffen."

„Ah!" machte Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr und sprach:

„Acht Uhr fünf Minuten; es ist noch keine Zeit verloren, Herr Morrel."

„Oh! ich sagte das nicht in dieser Absicht," entgegnete Maximilian.

„Uebrigens kommt hier ein Wagen," bemerkte Chateau-Renaud.

Es kam wirklich in scharfem Trabe ein Wagen durch eine der Alleen herbei, die an dem Kreuzwege ausmündeten, wo man sich befand.

„Meine Herren," sprach Morrel, „ohne Zweifel haben Sie Pistolen bei sich, Herr von Monte Christo erklärt, er leiste auf sein Recht, sich der seinigen zu bedienen, Verzicht."

„Wir sahen diese Zartheit von Seiten des Grafen vorher, Herr Morrel," antwortete Beauchamp, „und ich brachte die Pistolen mit, die ich mir vor acht oder zehn Tagen, im Glauben, ich bedürfte derselben für eine ähnliche Angelegenheit, gekauft habe. Sie sind



ganz neu und haben noch Niemand gedient; wollen Sie dieselben untersuchen?"

„Oh! Herr Beauchamp," erwiederte Morrel sich verbeugend, „wenn Sie mich versichern, Herr von Morcerf kenne diese Waffen nicht, so mögen Sie sich wohl denken, daß Ihr Wort genügt."

„Meine Herren," sprach Chateau-Renaud, „nicht Morcerf ist in diesem Wagen angekommen, sondern Franz und Debray."

In der That, die zwei genannten jungen Leute erschienen.

„Sie hier, meine Herren!" sagte Chateau-Renaud, mit Jedem einen Händedruck austauschend, „und durch welchen Zufall?"

„Albert hat uns diesen Morgen bitten lassen, wir möchten uns hier einfinden."

Beauchamp und Chateau-Renaud schauten sich mit erstaunter Miene an.

„Meine Herren," versetzte Morrel, „ich glaube zu begreifen."

„Lassen Sie hören."

„Gestern Nachmittag erhielt ich einen Brief von Herrn von Morcerf, der mich bat, in die Oper zu kommen."

„Und ich auch," sagte Debray.

„Und ich auch," sprach Franz.

„Und wir auch," sagten Chateau-Renaud und Beauchamp.

„Sie sollten nach seinem Willen bei der Herausforderung gegenwärtig sein," fuhr Morrel fort, „und sollen nun auch seinem Zweikampfe beiwohnen."

„Ja," sprachen die jungen Leute, „so ist es, Herr Maximilian, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie richtig errathen."

„Doch bei alle dem kommt Albert nicht," murmelte Chateau-Renaud, „er ist um zehn Minuten zurück."

„Hier kommt er," rief Beauchamp, „er ist zu

Pferde, und reitet von seinem Bedienten gefolgt mit Windeseile."

„Welche Unklugheit," sprach Chateau-Renaud, „zu Pferde zu kommen, um sich auf Pistolen zu schlagen! Ich habe ihm doch eine so gute Lection gegeben!"

„Und dann, sehen Sie," sagte Beauchamp, „mit einem Kragen an der Halsbinde, mit einem offenen Rock und einer weißen Weste; warum hat er sich nicht einen schwarzen Fleck auf den Magen zeichnen lassen, das wäre ganz einfach und früher fertig gewesen."

Während dieser Zeit war Albert bis auf zehn Schritte zu der Gruppe gekommen, welche die fünf jungen Leute bildeten; er hielt sein Pferd an, sprang zu Boden und warf die Zügel seinem Bedienten zu.

Albert näherte sich.

Er war bleich und hatte rothe, aufgeschwollene Augen; man sah, daß er die ganze Nacht keine Secunde geschlafen.

Ueber sein ganzes Antlitz war eine Färbung von traurigem Ernste verbreitet, wie man dies gewöhnlich nicht bei ihm fand.

„Ich danke, meine Herren, daß Sie die Güte gehabt haben, meiner Einladung zu entsprechen," sagte er: „glauben Sie mir, ich bin Ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft im höchsten Maaße erkenntlich."

Morrel hatte, als sich Morcerf näherte, zehn Schritte rückwärts gemacht und stand entfernt.

„Auch Ihnen gebührt mein Dank, Herr Morrel," sprach Albert. „Kommen Sie zu uns, Sie sind nicht zu viel hier."

„Mein Herr," erwiederte Maximilian, „Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Zeuge von Herrn von Monte Christo bin."

„Ich war dessen nicht gewiß, doch vermuthete ich es. Desto besser! je mehr Ehrenmänner hier anwesend sind, desto mehr werde ich mich befriedigt fühlen."

„Herr Morrel," sprach Chateau-Renaud, „Sie

können dem Herrn Grafen von Monte Christo ankündigen, daß Herr von Morcerf eingetroffen ist und daß wir zu seiner Verfügung stehen."

Morrel machte eine Bewegung, um sich seines Auftrages zu entledigen.

Beauchamp zog zu gleicher Zeit sein Pistolenkästchen aus dem Wagen.

„Warten Sie, meine Herren," sprach Albert, „ich habe Herrn von Monte Christo ein paar Worte zu sagen."

„Unter vier Augen?" fragte Morrel.

„Nein, vor Jedermann."

Die Zeugen von Albert schauten sich erstaunt an; Franz und Debray wechselten ein paar Worte mit leiser Stimme, und Morrel kehrte, freudig über diesen unerwarteten Zwischenfall, zu dem Grafen zurück, der in einer Gegenallee mit Emmanuel spazieren ging.

„Was will er von mir?" fragte Monte Christo.

„Ich weiß es nicht, doch er verlangt mit Ihnen zu sprechen."

„Oh! er versuche Gott nicht durch eine neue Beleidigung!" sagte Monte Christo.

„Ich glaube nicht, daß dies seine Absicht ist," entgegnete Morrel.

Der Graf ging begleitet von Maximilian und Emmanuel vorwärts; sein ruhiges, heiteres Antlitz stand in seltsamem Widerspruch mit dem verstörten Gesichte von Albert, der sich ihm, gefolgt von den vier jungen Leuten, näherte.

Drei Schritte von einander blieben Albert und der Graf stehen.

„Meine Herren, nähern Sie sich," sprach Albert; „kein Wort von dem, was ich Herrn von Monte Christo zu sagen die Ehre haben werde, soll verloren gehen, denn was ich sage, ist von Ihnen Jedem zu wiederholen, der es hören will, so seltsam meine Rede auch erscheinen mag."



„Ich warte, mein Herr," sagte der Graf.

„Mein Herr Graf," sprach Albert mit einer Anfangs zitternden Stimme, welche jedoch immer mehr Sicherheit gewann, „mein Herr Graf, ich machte Ihnen zum Vorwurf, daß Sie das Benehmen des Herrn von Morcerf im Epirus verbreiteten, denn so schuldig auch Herr von Morcerf war, so glaubte ich doch nicht, Sie wären berechtigt, ihn zu bestrafen. Heute aber weiß ich, daß Sie dieses Recht erlangt haben. Es ist nicht der Verrath von Fernand Mondego gegen Ali Pascha, was mich so bereitwillig macht, Sie zu entschuldigen, es ist der Verrath des Fischers Fernand gegen Sie, es ist das unerhörte Unglück, das die Folge dieses Verraths gewesen ist. Auch sage ich und erkläre ich laut: ja, mein Herr, Sie haben Recht gehabt, sich an meinem Vater zu rächen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie nicht mehr gethan."

Hätte der Blitz mitten unter die Zuschauer dieser unerwarteten Scene geschlagen, sie wären sicherlich nicht mehr erstaunt gewesen, als sie es bei dieser Erklärung von Albert waren.

Monte Christo erhob langsam die Augen zum Himmel mit einem Ausdrucke unendlicher Dankbarkeit, und er konnte nicht genug bewundern, wie die aufbrausende Natur von Albert, dessen Muth er unter den römischen Banditen kennen gelernt hatte, sich völlig unter dieser Demüthigung beugte. Er erkannte den Einfluß von Mercedes und begriff, wie dieses edle Herz sich dem Opfer nicht widersetzt hatte, von dem es zum Voraus wüßte, daß es unnöthig sein sollte.

„Wenn Sie nun meine Entschuldigungen genügend finden, mein Herr," sprach Albert, „so bitte ich Sie, geben Sie mir Ihre Hand. Nach dem so seltenen Verdienste der Unfehlbarkeit, welches das Ihrige zu sein scheint, ist meiner Ansicht nach das erste von allen Verdiensten, das, sein Unrecht einzugestehen. Doch dieses Geständniß geht mich allein an. Ich handelte wohl

nach dem Willen Gottes. Nur ein Engel konnte einen von uns vom Tode erretten, und dieser Engel ist vom Himmel herabgestiegen, wenn nicht um Freunde, ach! das Verhängniß läßt dies nicht zu, doch wenigstens um zwei Menschen, welche sich achten, aus uns zu machen."

Das Auge feucht, die Brust keuchend, den Mund halb geöffnet, reichte Monte Christo Albert eine Hand, welche dieser ergriff und mit einem Gefühle drückte, das einem ehrfurchtsvollen Schrecken glich.

„Meine Herren," sagte er, „Herr von Monte Christo hat die Güte, meine Entschuldigungen anzunehmen; ich hatte voreilig gegen ihn gehandelt. Die Eile ist eine schlechte Rathgeberin, ich handelte schlecht. Nun ist mein Fehler wieder gut gemacht. Ich hoffe, die Welt wird mich nicht für feig halten, weil ich gethan, was mir mein Gewissen befohlen. Doch in jedem Falle, wenn man sich über mich täuschen würde," sprach der junge Mann, stolz das Haupt erhebend, und als ob er eine Ausforderung an seine Freunde und an seine Feinde richtete, „in jedem Fall würde ich darnach trachten, die Ansichten über mich in das rechte Geleise zu bringen."

„Was hat sich denn in dieser Nacht ereignet?" fragte Beauchamp Chateau-Renaud; „es scheint mir, wir spielen hier eine traurige Rolle."

„In der That, was Albert gethan, ist entweder sehr erbärmlich, oder sehr schön," antwortete der Baron.

„Ah! lassen Sie hören?" fragte Franz Debray, „was soll das bedeuten? Wie! der Graf von Monte Christo entehrt Herrn von Morcerf, und er hat Recht in den Augen seines Sohnes! Hätte ich zehn Janina in meiner Familie, so würde ich mich nur zu Einem verpflichtet haben, dazu, mich zehnmal zu schlagen."

Die Stirne gesenkt, die Arme träg, niedergebeugt unter der Last von vierundzwanzig Jahren der Erinnerung, dachte Monte Christo weder an Albert, noch an Beauchamp, noch an Chateau-Renaud, noch an irgend

einen von denjenigen, welche sich auf dem Platze fanden, sondern er dachte an die muthige Frau, die ihn um das Leben ihres Sohnes gebeten, der er das seinige angeboten, und die ihm dasselbe durch das furchtbare Geständniß eines Familiengeheimnisses gerettet, das im Stande war, für immer in dem jungen Manne das Gefühl der Sohnesliebe zu tödten.

„Stets die Vorsehung," murmelte er. „Ah! heute erst weiß ich ganz gewiß, daß ich der Abgesandte Gottes bin."

Siebenzehntes Kapitel.

Die Mutter und der Sohn.

Der Graf von Monte Christo grüßte die fünf jungen Männer mit einem Lächeln voll Schwermuth und Würde, und stieg mit Emmanuel und Maximilian wieder in seinen Wagen.

Albert, Beauchamp und Chateau-Renaud blieben allein auf dem Schlachtfelde.

Der junge Mann heftete auf seine zwei Zeugen einen Blick, der sie, ohne schüchtern zu sein, doch um ihre Ansicht über das, was vorgefallen war, zu fragen schien.

„Meiner Treue, mein Freund!" sprach zuerst Beauchamp, „erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen; das ist eine sehr unerwartete Entwickelung einer höchst unangenehmen Geschichte."

„Albert blieb stumm und in seine Träumereien versunken. Chateau-Renaud begnügte sich, seinen Stiefel mit seinem unbiegsamen Stocke zu peitschen.

„Gehen wir nicht?“ sagte er nach diesem peinlichen Stillschweigen.

„Wann es Ihnen beliebt?“ erwiederte Beauchamp; „lassen Sie mir nur Zeit, Herrn von Morcerf mein Compliment zu machen, er hat heute einen Beweis von so ritterlichem, von so... seltenem Edelmuth abgelegt!“

„Oh! ja,“ versetzte Chateau-Renaud.

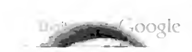
„Es ist herrlich, eine so große Selbstbeherrschung bewahren zu können!“ fuhr Beauchamp fort.

„Sicherlich; ich, was mich betrifft, wäre hiezu unfähig gewesen,“ versetzte Chateau-Renaud mit einer immer mehr bezeichnenden Kälte.

„Meine Herren,“ unterbrach sie Albert, „ich glaube, Sie haben nicht begriffen, daß zwischen Herrn von Monte Christo und mir etwas sehr Ernstes vorgefallen ist . . .“

„Doch! doch!“ entgegnete Beauchamp rasch; „es werden aber nicht alle unsere jungen Herren im Stande sein, Ihren Heldenmuth zu begreifen, und früher oder später dürften Sie sich genöthigt sehen, ihnen die Sache energischer zu erklären, als es für die Gesundheit Ihres Körpers und für die Dauer Ihres Lebens zuträglich sein möchte. Soll ich Ihnen einen Freundesrath geben? Reisen Sie nach Neapel, nach dem Haag, nach St. Petersburg, in ruhige Länder, wo man im Punkte der Ehre vernünftiger ist, als bei unsern verbrannten Pariser Gehirnen. Sind Sie einmal dort, so schießen Sie mit der Pistole aus Leibeskräften und üben Sie sich in Quarten und Terzen von Morgens bis in die Nacht; machen Sie sich hinreichend vergessen, um friedlich in einigen Jahren nach Frankreich zurückzukehren, oder hinreichend achtungswerth in Beziehung auf akademische Uebungen, um Ihre Ruhe wiederzuerobern. Nicht wahr, ich habe Recht, Herr von Chateau-Renaud?“

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung,“ antwortete



der Edelmann, „nichts ruft so viele ernste Duelle hervor, als ein Duell ohne Erfolg."

„Ich danke, meine Herren," erwiederte Albert mit einem kalten Lächeln, „ich werde Ihren Rath befolgen, nicht weil Sie mir ihn geben, sondern weil es meine Absicht war, Frankreich zu verlassen. Ich danke Ihnen ebenfalls für den Dienst, den Sie mir dadurch geleistet, daß Sie mir als Zeugen dienten. Er ist tief in mein Herz eingegraben, da ich nach den Worten, die ich so eben gehört, mich nur noch seiner erinnere."

Chateau-Renaud und Beauchamp schauten sich an, der Eindruck war derselbe bei Beiden, und der Ton, mit welchem Morcerf seinen Dank ausgedrückt, trug das Gepräge von solcher Entschlossenheit an sich, daß die Lage für Alle peinlich geworden wäre, wenn das Gespräch fortgedauert hätte.

„Gott befohlen, Albert," sagte plötzlich Beauchamp, dem jungen Mann eine Hand reichend, ohne daß dieser aus seiner Lethargie zu erwachen schien.

Er erwiederte in der That das Anerbieten dieser Hand nicht.

„Gott befohlen," sagte Chateau-Renaud, in der linken Hand sein Stöckchen haltend und mit der rechten grüßend.

Die Lippen von Albert murmelten kaum. „Gott befohlen!" Sein Blick war deutlicher, er enthielt ein ganzes Gedicht von gepreßtem Zorn, von stolzer Verachtung, von edler Entrüstung.

Als seine zwei Zeugen wieder in den Wagen gestiegen waren, beobachtete er eine Zeit lang eine unbewegliche, schwermüthige Haltung; dann machte er plötzlich sein Pferd von dem Baume los, um den der Zaum gewickelt war, sprang leicht in den Sattel und ritt im Galopp nach Paris zurück. Eine Viertelstunde nachher war er im Hofe des Hotel der Rue du Helder.

Als er vom Pferde stieg, glaubte er im Schlafzimmer des Grafen hinter dem Vorhange das bleiche

Gesicht seines Vaters zu erblicken; Albert wandte mit einem Seufzer den Kopf ab und kehrte in seinen Pavillon zurück.

Hier warf er einen letzten Blick auf alle diese Reichthümer, welche ihm das Leben seit seiner Kindheit so süß und so glücklich gemacht hatten. Er beschaute noch einmal diese Gemälde, deren Gesichter ihm zuzulächeln, deren Landschaften in Saft und glühende Farben zu treten schienen. Dann nahm er das Portrait seiner Mutter ab, das er zusammenrollte, und der goldene Rahmen, der es umgeben, blieb leer.

Hienach ordnete er seine schönen türkischen Waffen, seine englischen Gewehre, seine japanesischen Porzellane, seine Trinkschalen, seine kunstreichen Bronze, bezeichnet mit Feuchères oder Barye, durchsuchte seine Schränke und steckte die Schlüssel in jeden derselben, warf in eine Schublade seines Secretärs, welche er offen ließ, alles Taschengeld, das er bei sich trug, fügte die tausend Phantasiekleinodien bei, welche seine Schalen, seine Etuis, seine Etagèren bevölkerten, machte von Allem ein genaues Inventar und legte dieses auf die am meisten in die Augen fallende Stelle eines Tisches, nachdem er diesen Tisch von den darauf aufgehäuften Büchern und Papieren befreit hatte.

Beim Anfang dieser Arbeit war sein Diener, trotz Alberts Befehl, ihn allein zu lassen, in sein Zimmer getreten.

„Was wollen Sie?“ fragte ihn Morcerf mit mehr traurigem, als zornigem Tone.

„Verzeihen Sie, Herr Vicomte,“ erwiederte der Kammerdiener, „Sie haben mir allerdings verboten, Sie zu stören, aber der Herr Graf von Morcerf läßt mich rufen.“

„Nun?“

„Ich wollte mich nicht zu dem Herrn Grafen begeben, ohne vorher Ihre Befehle zu hören.“

„Warum dies?“

„Weil der Herr Graf ohne Zweifel weiß, daß ich den Herrn Vicomte auf den Platz begleitet habe."

„Das ist wahrscheinlich."

„Und wenn er mich rufen läßt, so geschieht es ohne Zweifel, um mich über das, was vorgefallen ist, zu befragen. Was soll ich antworten?"

„Die Wahrheit."

„Also werde ich sagen, das Duell habe nicht stattgefunden?"

„Sie sagen, ich habe mich bei dem Herrn Grafen von Monte Christo entschuldigt; gehen Sie."

Der Kammerdiener verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Albert ging wieder an sein Inventar.

Als er diese Arbeit vollendete, erschütterte das Geräusch von stampfenden Pferden im Hofe und von Wagenrädern seine Fensterscheiben und machte seine Aufmerksamkeit rege; er näherte sich dem Fenster und sah seinen Vater in seine Caleche steigen und ausfahren.

Kaum war die Thüre des Hotel wieder hinter dem Grafen geschlossen, als Albert sich nach dem Zimmer seiner Mutter wandte, und da Niemand anwesend war, um ihn zu melden, so drang er bis in das Schlafzimmer von Mercedes und blieb, das Herz angeschwollen von dem, was er sah, und von dem, was er errieth, auf der Schwelle stehen.

Als ob dieselbe Seele diese zwei Körper belebt hätte, machte Mercedes in ihrer Wohnung, was Albert in der seinigen gethan hatte.

Alles war in Ordnung gebracht: die Spitzen, die Schmucksachen, die Juwelen, das Weißzeug und das Geld lagen im Grunde der Schubladen aufgereiht, deren Schlüssel die Gräfin sorgfältig sammelte.

Albert sah alle diese Vorbereitungen; er begriff sie und stürzte mit dem Ausrufe: „Meine Mutter!" Mercedes um den Hals.

Der Maler, der den Ausdruck dieser zwei Gesichter

hätte wiedergeben können, würde sicherlich ein schönes Gemälde gemacht haben.

Dieser ganze Aufwand von energischer Entschlossenheit, der Albert für sich selbst nicht bange gemacht hatte, erschreckte ihn für seine Mutter.

„Was thun Sie denn?“ fragte er.

„Was hast Du gethan?“ erwiederte sie.

„Oh! meine Mutter,“ rief Albert dergestalt bewegt, daß er kaum sprechen konnte, „es ist bei Ihnen nicht so, wie bei mir; nein, Sie können nicht beschlossen haben, was ich beschloß; denn ich komme, um Sie in Kenntniß zu setzen, daß ich Ihrem Hause und... und Ihnen Lebewohl sage.“

„Ich auch, Albert, ich reise auch. Ich gestehe, ich rechnete darauf, mein Sohn würde mich begleiten; habe ich mich getäuscht?“

„Meine Mutter,“ erwiederte Albert mit Festigkeit, „ich kann Sie das Schicksal nicht theilen lassen, das ich mir bestimme; ich muß fortan ohne Namen und ohne Vermögen leben, um die Lehrzeit dieses rauhen Daseins durchzumachen, muß ich von einem Freunde das Brod entlehnen, das ich von jetzt bis zu dem Augenblick essen werde, wo ich anderes gewinne. Meine gute Mutter, ich gehe auf der Stelle zu Franz, um ihn zu bitten, mir die kleine Summe zu leihen, welche ich meiner Berechnung nach brauche.“

„Du, mein armes Kind!“ rief Mercedes, „Du sollst Armuth erdulden, sollst Hunger leiden! Oh! sage dies nicht, Du würdest alle meine Entschließungen zerstören.“

„Doch nicht die meinigen, meine Mutter,“ entgegnete Albert. „Ich bin jung, ich bin stark, bin, wie ich glaube, muthig, und habe seit gestern gelernt, was der Wille vermag. Ach! meine Mutter, es gibt Menschen, welche so viel gelitten, und nicht nur nicht gestorben sind, sondern sich sogar ein neues Glück auf den Trümmern aller Gunstverheißungen des Himmels, auf

den Trümmern aller Hoffnungen, die ihnen Gott gegeben, aufgebaut haben! Ich habe dies erfahren, meine Mutter, ich habe diese Menschen gesehen, ich weiß, daß sie sich aus der Tiefe des Abgrundes, in den sie ihre Feinde versenkt, mit so viel Kraft und Ruhm wieder erhoben, daß sie ihre ehemaligen Besieger beherrschten und ebenfalls stürzten. Nein, meine Mutter, nein: ich habe von diesem Augenblick an mit der Vergangenheit gebrochen und nehme nichts mehr von ihr an, nicht einmal meinen Namen; denn Sie begreifen, nicht wahr, meine Mutter, Sie begreifen, Ihr Sohn kann nicht den Namen eines Menschen führen, der vor einem andern Menschen erröthen muß?"

„Albert, mein Kind, wenn ich ein stärkeres Herz gehabt hätte, so würde ich Dir diesen Rath gegeben haben; Dein Gewissen hat gesprochen, während meine erloschene Stimme schwieg; höre auf Dein Gewissen. Du hattest Freunde, Albert, brich für den Augenblick mit ihnen, aber im Namen Deiner Mutter, verzweifle nicht! Das Leben ist noch schön in Deinem Alter, mein Albert, denn Du bist kaum zwei und zwanzig Jahre alt, und da ein so reines Leben, wie das Deinige, eines fleckenlosen Namens bedarf, so nimm den meines Vaters an: er hieß Herrera. Ich kenne Dich, mein Albert, welche Laufbahn Du auch verfolgen magst, Du wirst diesen Namen in kurzer Zeit berühmt machen. Dann, mein Freund, erscheine wieder in der Welt, glänzender durch den Schimmer Deines vergangenen Unglücks, und wenn dies trotz aller meiner Ahnungen nicht so sein soll, so laß mir wenigstens die Hoffnung, mir, die ich nur noch diesen einzigen Gedanken haben werde, mir, die ich keine Zukunft mehr vor mir sehe, und für die das Grab auf der Schwelle dieses Hauses beginnt."

„Ich werde nach Ihren Wünschen thun, meine Mutter," sprach der junge Mann; „ja, ich theile Ihre Hoffnungen; der Herr des Himmels wird uns bei Ihrer Reinheit und bei meiner Unschuld nicht verfolgen.

Doch da wir entschlossen sind, handeln wir schnell. Herr on Morcerf hat das Hotel vor ungefähr einer halben Stunde verlassen; die Gelegenheit ist, wie Sie sehen, günstig, um den Lärmen und die Erklärungen zu vermeiden."

„Ich erwarte Dich, mein Sohn," sprach Mercedes.

Albert lief sogleich nach dem Boulevard, von wo : einen Fiacre zurückbrachte, der sie aus dem Hotel egführen sollte. Er erinnerte sich eines gewissen kleien eingerichteten Hauses in der Rue des Saint-Pèes, wo seine Mutter eine bescheidene, aber anständige Wohnung finden würde; er kehrte also zurück, um die Gräfin zu holen.

In dem Augenblick, wo der Fiacre vor dem Hause nhielt und als Albert ausstieg, näherte sich ihm ein Mann, und übergab ihm einen Brief.

Albert erkannte den Intendanten.

„Vom Grafen," sagte Bertuccio.

Albert nahm den Brief, öffnete ihn und las.

Nachdem er gelesen, suchte er mit den Augen Bertuccio, doch während der junge Mann las, war Bertuccio verschwunden.

Thränen in den Augen, die Brust von der Erschütterung angeschwollen, ging Albert zu Mercedes und gab ihr den Brief, ohne ein Wort zu sprechen.

Mercedes las:

„Albert,

„Wenn ich Ihnen zeige, daß ich das Vorhaben durchdrungen, welches Sie auszuführen auf dem Punkte stehen, so glaube ich Ihnen auch zugleich zu zeigen, daß ich das Zartgefühl begreife. Sie sind nun rei, Sie verlassen das Hotel des Grafen und wollen Ihre Mutter, welche frei ist, wie Sie, in die Zurückgezogenheit bringen; doch bedenken Sie wohl, Sie sind ihr mehr schuldig, als Sie ihr bezahlen können, Sie armes, edles Herz. Behalten Sie für sich den Kampf, fordern Sie für sich das Leiden, aber ersparen Sie ihr

das Elend, das unfehlbar Ihre ersten Anstrengungen begleiten wird; denn sie verdient nicht einmal den Wiederschein des Unglücks, das sie heute trifft, und nach dem Willen der Vorsehung soll nicht der Unschuldige für den Schuldigen leiden.

„Ich weiß, daß Sie Beide im Begriffe sind, das Haus der Rue du Helder zu verlassen, ohne etwas mitzunehmen. Suchen Sie nicht zu entdecken, wie ich es erfahren habe. Ich weiß es: das ist genug.

„Hören Sie, Albert:

„Ich kam vor vierundzwanzig Jahren freudig und stolz in mein Vaterland zurück; ich hatte eine Braut, Albert, eine heilige Jungfrau, die ich anbetete, und ich brachte meiner Braut hundert und fünfzig Louisd'or zurück, die ich mühsam durch rastlose Arbeit gesammelt hatte. Dieses Geld war für sie bestimmt, und da ich wußte, wie treulos das Meer ist, so begrub ich unsern Schatz in dem Gärtchen des Hauses, das mein Vater in Marseille in den Allées de Meillan bewohnte.

„Ihre Mutter, Albert, kennt das arme, liebe Häuschen ganz gut. Als ich kürzlich nach Paris reiste, kam ich durch Marseille. Ich besuchte dieses Haus mit den schmerzlichsten Erinnerungen und sondirte am Abend, den Spaten in der Hand, den Winkel, in welchem ich meinen Schatz begraben hatte. Die eiserne Cassette war noch an demselben Platz, Niemand hatte sie berührt; sie liegt in der Ecke, die ein schöner, von meinem Vater an meinem Geburtstage gepflanzter Feigenbaum mit seinem Schatten bedeckt.

„Nun, Albert, dieses Geld, das nicht das Leben und die Ruhe der Frau unterstützen sollte, die ich anbetete, findet durch einen seltsamen und schmerzlichen Zufall heute dieselbe Anwendung. Oh! verstehen Sie meinen Gedanken, verstehen Sie den Gedanken des Mannes, der dieser armen Frau Millionen bieten könnte, und ihr nur ein Stück schwarzes Brod zurückgibt, wel-

ches unter meinem armen Dache seit dem Tage vergessen worden ist, wo ich von der Geliebten getrennt wurde.

„Sie sind ein edler Mensch, Albert, doch vielleicht nichtsdestoweniger durch den Stolz oder den Groll verblendet; wenn Sie mich zurückweisen, wenn Sie von einem Andern das fordern, was ich Ihnen zu bieten berechtigt bin, so sage ich, es sei nicht edelmüthig von Ihnen, das Leben Ihrer Mutter zurückzuweisen, während es von einem Manne geboten wird, dessen Vater Ihr Vater in den Schrecknissen des Hungers und der Verzweiflung hat sterben lassen."

Als Mercedes dies gelesen, blieb Albert bleich und unbeweglich in Erwartung dessen, was seine Mutter beschließen würde.

Mercedes schlug die Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel auf.

„Ich willige ein," sagte sie; „er ist berechtigt, die Mitgift zu bezahlen, die ich in ein Kloster bringen werde."

Und den Brief auf ihr Herz legend, nahm sie ihren Sohn beim Arm, und ging mit festerem Schritte, als sie vielleicht selbst erwartet hatte, nach der Treppe.

Achtzehntes Kapitel.

Der Selbstmord.

Monte Christo war indessen mit Emmanuel und Maximilian ebenfalls in die Stadt zurückgefahren.

Die Rückkehr war heiter. Emmanuel verbarg nicht seine Freude, daß er den Frieden auf den Krieg hatte

folgen sehen, und gestand laut seinen philanthropischen Geschmack. Morrel ließ in einer Ecke des Wagens die Heiterkeit seines Schwagers sich in Worten verdunsten und behielt für sich eine eben so aufrichtige Freude, die jedoch nur in seinen Blicken glänzte.

Bei der Barrière du Trone traf man Bertuccio: er wartete hier unbeweglich wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Monte Christo streckte den Kopf durch den Kutschenschlag, wechselte mit leiser Stimme ein paar Worte mit ihm, und der Intendant verschwand.

„Herr Graf," sagte Emmanuel auf der Höhe der Place Royale, „ich bitte, lassen Sie mich vor meiner Thüre absetzen, damit meine Frau nicht eine Minute über Sie oder über mich in Unruhe schwebt."

„Wenn es nicht lächerlich wäre, seinen Triumph zur Schau zu stellen," sagte Morrel, „so würde ich den Herrn Grafen einladen, einen Augenblick bei uns zu verweilen; doch der Herr Graf hat ohne Zweifel ebenfalls zitternde Herzen zu beruhigen. Wir sind an Ort und Stelle. Emmanuel, begrüßen wir unsern Freund, und lassen wir ihn seinen Weg fortsetzen."

„Geduld," versetzte Monte Christo, „berauben Sie mich nicht mit einem Schlage meiner beiden Gefährten; kehren Sie zu Ihrer reizenden Frau zurück, der ich meine Komplimente zu machen bitte, und Sie, Morrel, begleiten Sie mich nach den Champs-Elysées."

„Vortrefflich!" sprach Maximilian; „um so mehr, als ich in Ihrem Quartiere zu thun habe, Graf."

„Soll man mit dem Frühstück auf Dich warten?" fragte Emmanuel.

„Nein," sagte der junge Mann.

Der Schlag wurde wieder geschlossen und der Wagen fuhr weiter.

„Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück gebracht habe!" sprach Morrel, als er mit dem Grafen allein war. „Haben Sie nicht daran gedacht?"

„Ganz gewiß, deshalb möchte ich Sie stets bei mir haben.“

„Das ist wunderbar!“ fuhr Morrel, seinen eigenen Gedanken beantwortend, fort.

„Was denn?“ fragte Monte Christo.

„Was so eben vorgefallen ist.“

„Ja,“ versetzte der Graf mit einem Lächeln, „Sie haben das wahre Wort gesagt, Morrel, es ist wunderbar.“

„Denn Albert ist im Ganzen muthig.“

„Sehr muthig!“ sprach Monte Christo, „ich habe ihn schlafen sehen, während der Dolch über seinem Haupte hing.“

„Und ich weiß, daß er sich zehnmal geschlagen und sehr gut geschlagen hat; bringen Sie das mit seinem Benehmen an diesem Morgen in Einklang!“

„Stets Ihr Einfluß,“ versetzte Monte Christo lächelnd.

„Es ist ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist.“

„Warum dies?“

„Entschuldigungen an Ort und Stelle!“ bemerkte der junge Kapitän den Kopf schüttelnd.

„Gehen Sie,“ sagte der Graf mit sanftem Tone, „verfallen Sie nicht in die Vorurtheile gewöhnlicher Menschen, Morrel; müssen Sie nicht zugeben, daß Albert, da er brav ist, nicht feig sein kann, daß er irgend einen Grund haben muß, zu handeln, wie er gehandelt hat, und daß folglich sein Benehmen mehr heldenmüthig, als irgend etwas Anderes ist?“

„Ganz gewiß, ganz gewiß,“ antwortete Morrel; „doch ich sage, wie der Spanier: er ist heute minder brav gewesen, als gestern.“

„Nicht wahr, Sie frühstücken mit mir, Morrel?“ fragte der Graf, um das Gespräch kurz abzubrechen.

„Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.“

„Ihr Rendezvous bezieht sich also auf ein Frühstück?“

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie müssen aber doch irgendwo frühstücken?“

„Wenn ich jedoch keinen Hunger habe?“ entgegnete der junge Mann.

„Ah!“ rief der Graf, „ich kenne nur zwei Gefühle, welche so den Appetit abschneiden: der Schmerz (und da ich Sie zum Glücke so heiter sehe, so ist es nicht dieses), und die Liebe. Nach dem, was Sie mir über Ihr Herz gesagt haben, ist es mir nun erlaubt, zu glauben . . .“

„Meiner Treue! Graf,“ versetzte Morrel heiter, „ich sage nicht, nein.“

„Und Sie erzählen mir das nicht, Maximilian?“ versetzte der Graf mit einem so lebhaften Tone, daß man sah, welchen Antheil er genommen hätte, wenn er dieses Geheimniß erfahren haben würde.

„Nicht wahr, Graf, ich zeigte Ihnen diesen Morgen, daß ich ein Herz habe?“

Statt jeder Antwort reichte Monte Christo dem jungen Manne die Hand.

„Wohl!“ fuhr Maximilian fort, „seitdem dieses Herz nicht mehr mit Ihnen im Walde von Vincennes ist, ist es anderswo, wo ich es wiederfinden werde.“

„Gehen Sie,“ sprach langsam der Graf, „gehen Sie, lieber Freund, doch ich bitte Sie, wenn Sie auf ein Hinderniß stoßen, so erinnern Sie sich, daß ich einige Macht auf dieser Welt besitze, daß ich glücklich bin, diese Macht zu Gunsten von Leuten anzuwenden, welche ich liebe, und daß ich Sie liebe, Morrel.“

„Gut!“ sprach der junge Mann,“ ich werde mich dessen erinnern, wie sich selbstsüchtige Kinder ihrer Eltern erinnern, wenn sie derselben bedürfen. Bedarf ich Ihrer, und dieser Augenblick wird vielleicht kommen, so wende ich mich an Sie, Graf.“

„Gut! ich verlasse mich auf Ihr Wort, Gott befohlen!“

„Auf Wiedersehen!“

Man war vor die Thüre des Hauses der Champs-Elysées gelangt. Monte Christo öffnete den Schlag, Morrel sprang auf das Pflaster, Bertuccio wartete auf der Freitreppe.

Morrel verschwand durch die Avenue de Marigny und Monte Christo ging rasch Bertuccio voran.

„Nun?“ sagte er.

„Sie ist im Begriff, ihr Haus zu verlassen,“ antwortete der Intendant.

„Und ihr Sohn?“

„Florentin, sein Kammerdiener, denkt, er werde dasselbe thun.

„Kommen Sie.“

Monte Christo nahm Bertuccio mit sich in sein Cabinet, schrieb den Brief, den wir gesehen haben, und übergab ihn dem Intendanten.

„Gehen Sie rasch,“ sagte er; „doch lassen Sie auch Hayde benachrichtigen, daß ich zurückgekehrt bin.“

„Hier bin ich,“ sprach Hayde; sie war bei dem Geräusch des Wagens schnell herabgestiegen, und ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen unversehrt wiedersah.

Bertuccio entfernte sich.

Alles Entzücken eines Mädchens, das einen geliebten Vater wiedersieht, die ganze wahnsinnige Freude einer Liebenden, die einen angebeteten Geliebten wieder erschaut, fühlte Hayde während der ersten Augenblicke dieser von ihr so ungeduldig erwarteten Rückkehr.

Wenn auch weniger sich ausbreitend, war darum die Freude von Monte Christo doch nicht minder groß; für die Herzen, welche lange gelitten haben, ist die Freude wie der Thau für die Erde, welche die Sonne ausgetrocknet hat; Herz und Erde ziehen den auf sie fallenden wohlthätigen Regen ein, und nichts zeigt sich äußerlich.

Seit einigen Tagen begriff Monte Christo einen Umstand, an den er lange nicht zu glauben wagte, daß es nämlich zwei Mercedes auf der Welt gab, daß er noch glücklich sein konnte.

Sein von der Wonne entflammtes Auge tauchte sich gierig in die feuchten Blicke von Hayde, als plötzlich die Thüre sich öffnete.

Der Graf faltete die Stirne.

„Herr von Morcerf!“ sprach Baptistin, als ob dieses einzige Wort seine Entschuldigung enthielte.

Das Antlitz des Grafen hellte sich in der That auf.

„Welcher?“ sagte er, „der Vicomte oder der Graf?“

„Der Graf.“

„Mein Gott!“ rief Hayde, „ist es denn noch nicht zu Ende!“

„Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein vielgeliebtes Kind,“ sprach Monte Christo, das Mädchen bei den Händen fassend; „aber ich weiß, daß Du nichts zu befürchten hast.“

„Oh! es ist doch der Elende . . .“

„Dieser Mensch vermag nichts über mich, Hayde,“ sagte Monte Christo; „als ich es mit seinem Sohne zu thun hatte, mußtest Du fürchten.“

„Wie habe ich auch gelitten,“ sprach das Mädchen, „Du wirst es nie erfahren, mein Herr.“

Monte Christo lächelte und sprach, die Hand über dem Haupte des Mädchens ausstreckend:

„Bei dem Grabe meines Vaters schwöre ich Dir, Hayde, wenn Unglück geschieht, so widerfährt es nicht mir.“

„Ich glaube Dir, mein Herr, als ob Gott zu mir spräche,“ sagte das junge Mädchen und reichte dem Grafen seine Stirne.

Monte Christo drückte auf diese reine und schöne Stirne einen Kuß, der zwei Herzen, das eine heftig, das andere dumpf, schlagen machte.

„Oh, mein Gott!" murmelte der Graf, „solltest Du es denn gestatten, daß ich noch einmal lieben könnte?"

Und er führte die schöne Griechin gegen eine Geheimtreppe und sagte zu Baptistin:

„Lassen Sie den Herrn Grafen von Morcerf in den Salon eintreten."

Ein Wort der Erläuterung über diesen von dem Grafen vielleicht erwarteten, von unsern Lesern aber sicherlich nicht erwarteten Besuch.

Während Mercedes, wie wir erzählt, in ihrer Wohnung das Inventar machte, das Albert in der seinigen gemacht hatte; während sie ihre Juwelen zusammenlegte, ihre Schubladen verschloß, ihre Schlüssel sammelte, um alle Dinge in vollkommener Ordnung zurückzulassen, bemerkte sie nicht, daß ein bleicher, düsterer Kopf an der Glasscheibe einer Thüre erschien, welche das Licht in den Gang dringen ließ; von hier aus konnte man nicht nur sehen, sondern auch hören. Derjenige, welcher so schaute, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne gesehen oder gehört zu werden, gewahrte und hörte Alles, was bei Frau von Morcerf vorging.

Von dieser Glasthüre begab sich der Mann mit dem bleichen Gesichte in das Schlafzimmer des Grafen von Morcerf, wo er mit krampfhafter Hand den Vorhang eines auf den Hof gehenden Fensters aufhob.

Er blieb hier zehn Minuten unbeweglich, stumm, die Schläge seines eigenen Herzens hörend. Für ihn waren zehn Minuten eine sehr lange Zeit.

Da kam Albert von seinem Rendezvous zurück, bemerkte, daß sein Vater seine Rückkehr hinter einem Vorhang belauerte, und wandte den Kopf ab.

Das Auge des Grafen erweiterte sich: er wußte, daß die Beleidigung von Albert gegen Monte Christo furchtbar gewesen war, und daß eine solche Beleidigung in allen Ländern der Welt einen Zweikampf auf Leben und Tod nach sich zog. Albert kehrte aber unversehrt zurück, und der Graf war folglich gerächt.

Ein Blitz unbeschreiblicher Freude erleuchtete dieses finstere Antlitz, wie es ein letzter Sonnenstrahl thut, der sich in den Wolken verliert, welche minder sein Lager, als sein Grab zu sein scheinen.

Er erwartete vergebens, sein Sohn würde in sein Zimmer heraufkommen, um ihm seinen Triumph mitzutheilen. Daß sein Sohn vor dem Zweikampfe den Vater nicht hatte sehen wollen, dessen Ehre zu rächen er im Begriffe war, ließ sich wohl begreifen; war aber die Ehre des Vaters gerächt, warum kam dieser Sohn nicht, um sich in seine Arme zu werfen?

Da geschah es, daß der Graf, der Albert nicht aufsuchen konnte, dessen Diener holen ließ. Man weiß, daß Albert diesen bevollmächtigte, nichts vor dem Grafen zu verbergen.

Zehn Minuten nachher sah man auf der Freitreppe den General von Morcerf in einem schwarzen Oberrocke, mit einem militärischen Kragen, mit schwarzen Beinkleidern und schwarzen Handschuhen erscheinen.

Er hatte ohne Zweifel vorher seine Befehle gegeben, denn kaum berührte er die letzte Stufe der Freitreppe, als sein Wagen angespannt aus der Remise kam und vor ihm anhielt.

Sein Kammerdiener warf in den Wagen einen durch die zwei Degen, welche er umhüllte, gesteiften militärischen Caban; dann schloß er den Schlag und setzte sich neben den Kutscher.

Der Kutscher neigte sich, um den Befehl zu verlangen.

„Nach der Champs-Elysées," sagte der General, „zu dem Grafen von Monte Christo. Rasch!"

Die Pferde bäumten sich unter dem Peitschenschlage, der ihnen ertheilt wurde; fünf Minuten nachher hielten sie vor dem Hause des Grafen.

Herr von Morcerf öffnete selbst den Schlag, sprang, während der Wagen noch rollte, wie ein junger Mensch

in die Allee, läutete und verschwand mit seinem Diener in der gähnenden Thüre.

Eine Secunde nachher meldete Baptistin Herrn von Monte Christo den Grafen von Morcerf, und Monte Christo gab, Hayde zurückführend, den Befehl, den Grafen von Morcerf in den Salon eintreten zu lassen.

Der General maß zum dritten Male den Salon in seiner ganzen Länge, als er, sich umwendend, Monte Christo auf der Schwelle erblickte.

„Ah! es ist Herr von Morcerf," sprach ruhig Monte Christo; „ich glaubte schlecht gehört zu haben."

„Ja, ich bin es," sagte der Graf mit einem furchtbaren Zusammenziehen der Lippen, das ihn scharf zu artikuliren verhinderte.

„Ich habe also nur noch die Ursache zu erfahren, die mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen von Morcerf so frühzeitig bei mir zu sehen," versetzte Monte Christo.

„Sie hatten diesen Morgen ein Rendezvous mit meinem Sohn, mein Herr," sprach der General.

„Sie wissen dies?" entgegnete der Graf.

„Ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe gehabt hat, einen Zweikampf mit Ihnen zu wünschen und Alles zu thun, was er vermochte, um Sie zu tödten."

„In der That, mein Herr, er hatte sehr gute Gründe; doch Sie sehen, mein Herr, daß er mich trotz dieser Gründe nicht getödtet und sich nicht einmal geschlagen hat."

„Und er betrachtet Sie doch als die Ursache der Schande seines Vaters, als die Ursache des gräßlichen Unheils, das in diesem Augenblick mein Haus niederbeugt."

„Es ist wahr, mein Herr," sprach Monte Christo mit seiner furchtbaren Ruhe; „etwa als secundäre Ursache, doch nicht in erster Linie."

„Ohne Zweifel haben Sie eine Entschuldigung gegen ihn vorgebracht oder ihm eine Erklärung gegeben?"

„Ich habe ihm keine Erklärung gegeben, und er hat sich gegen mich entschuldigt.“

„Welchem Umstande schreiben Sie dieses Benehmen zu?“

„Ohne Zweifel der Ueberzeugung, daß in dieser ganzen Geschichte ein Mensch zu finden war, welcher schuldiger erschien, als ich.“

„Und wer war dieser Mensch?“

„Sein Vater.“

„Es mag sein,“ sprach der Graf erbleichend; „doch Sie wissen, daß sich der Schuldigste nicht gern von seiner Schuldhaftigkeit überzeugen läßt.“

„Ich weiß es . . . ich erwartete auch, was in diesem Augenblick geschieht.“

„Sie erwarteten, mein Sohn wäre ein Feiger!“ rief der Graf.

„Herr Albert von Morcerf ist kein Feiger!“ sprach Monte Christo.

„Ein Mensch, der einen Degen in der Hand hält, ein Mensch, der im Bereiche dieses Degens einen Todfeind hat, dieser Mensch, wenn er sich nicht schlägt, ist ein Feiger! Warum ist er nicht hier, daß ich es ihm sagen könnte!“

„Mein Herr,“ entgegnete mit kaltem Tone Monte Christo, „ich nehme nicht an, daß Sie mich aufgesucht haben, um mir Ihre kleinen Familienangelegenheiten zu erzählen. Sagen Sie dies Herrn Albert, er weiß vielleicht, was er Ihnen zu antworten hat.“

„Oh! nein! nein!“ versetzte der General mit einem Lächeln, das beinahe eben so schnell wieder verschwand, als es auf seinen Lippen erschienen war; „nein! Sie haben Recht, ich bin nicht deßhalb gekommen! Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie ebenfalls als meinen Feind betrachte! Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie aus Instinkt hasse! daß es mir scheint, als hätte ich Sie stets gekannt, stets gehaßt! Und endlich, daß es an uns ist, uns zu schla-

gen, da sich die jungen Leute des Jahrhunderts nicht mehr schlagen . . . Ist dies auch Ihre Ansicht, mein Herr?"

„Vollkommen. Als ich Ihnen sagte, ich hätte vorhergesehen, was mir begegnen würde, war es auch die Ehre Ihres Besuches, wovon ich sprechen wollte."

„Desto besser . . . Ihre Vorkehrungen sind also getroffen?"

„Sie sind es stets, mein Herr."

„Sie wissen, daß wir uns schlagen werden, bis einer von uns Beiden todt ist!" sprach der General, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Bis einer von uns Beiden todt ist," wiederholte der Graf von Monte Christo, den Kopf leicht von oben nach unten bewegend.

„Vorwärts also, wir bedürfen keiner Zeugen."

„In der That, das ist unnöthig, wir kennen uns so gut!" sagte Monte Christo.

„Im Gegentheil," versetzte der Graf, „wir kennen uns nicht."

„Bah!" sagte Monte Christo mit demselben verzweifelten Phlegma, „wir wollen ein wenig sehen." Sind Sie nicht der Soldat Fernand, der am Vorabend der Schlacht von Waterloo desertirt ist? Sind Sie nicht der Lieutenant Fernand, der der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion gedient hat? Sind Sie nicht der Kapitän Fernand, der seinen Wohlthäter Ali verrathen, verkauft, ermordet hat? Und haben alle diese Fernand zusammen nicht den Generallieutenant Grafen von Morcerf, Pair von Frankreich, gemacht?"

„Oh!" rief der General, durch diese Worte wie durch ein glühendes Eisen getroffen; „oh! Elender, der Du mir meine Schande vielleicht in dem Augenblick vorwirfst, wo Du mich zu tödten im Begriffe bist, nein, ich habe Dir nicht gesagt, ich wäre Dir unbekannt: ich weiß wohl, Dämon, daß Du in die Nacht der Vergangenheit gedrungen bist und bei dem Schimmer einer

Fackel jede Seite meines Lebens gelesen hast; aber vielleicht liegt noch mehr Ehre in mir bei meiner Schmach, als in Dir, bei Deiner prunkhaften Außenseite. Nein, nein, ich bin Dir bekannt, ich weiß es wohl; aber Dich kenne ich nicht, mit Gold und Edelsteinen gestickter Abenteurer! Du läßt Dich in Paris den Grafen von Monte Christo nennen; in Italien Simbad den Seefahrer; in Malta, was weiß ich? ich habe es vergessen. Doch ich frage Dich nach Deinem wirklichen Namen, Deinen wahren Namen will ich wissen, um ihn auf dem Kampfplatze auszusprechen, im Augenblick, wo ich Dir mit meinem Degen das Herz durchbohre."

Der Graf von Monte Christo erbleichte auf eine furchtbare Weise, sein wildes Auge entzündete sich in einem verzehrenden Feuer; er machte einen Sprung in das anstoßende Cabinet, riß in weniger als einer Secunde seinen Oberrock, seine Weste und seine Halsbinde vom Leibe, zog eine kleine Seemannsjacke an und setzte einen Matrosenhut auf, unter welchem seine langen schwarzen Haare herabrollten.

So kehrte er furchtbar, unversöhnlich zurück, und schritt mit gekreuzten Armen auf den General zu, der sein Verschwinden nicht begriffen hatte, ihn erwartete, seine Zähne klappern und seine Beine unter sich brechen fühlte, zurückwich und erst stille stand, als er auf einem Tische für seine krampfhaft zusammengezogene Hand einen Stützpunkt fand.

„Fernand!" rief der Graf von Monte Christo, „von meinen hundert Namen brauche ich Dir nur einen einzigen zu sagen, um Dich niederzuschmettern; doch diesen Namen, nicht wahr, Du erräthst ihn? oder vielmehr Du erinnerst Dich desselben? denn, trotz meines Kummers, trotz meiner Qualen, zeige ich Dir heute ein Gesicht, welches das Glück der Rache verjüngt, ein Gesicht, das Du oft in Deinen Träumen seit Deiner

Verheirathung mit Mercedes, meiner Verlobten, gesehen haben mußt."

Den Kopf zurückgeworfen, die Hände ausgestreckt, der Blick starr, verschlang der General stillschweigend dieses furchtbare Schauspiel; dann suchte er die Wand als Stütze, schlüpfte langsam bis zu der Thüre, durch die er rückwärts hinausging, wobei ihm nur ein finsterer, kläglicher, herzzerreißender Schrei entfuhr, der Schrei:

„Edmond Dantes."

Dann schleppte er sich mit Seufzern, welche nichts Menschliches hatten, bis in den Säulengang des Hauses, durchschritt den Hof wie ein Trunkener und fiel in die Arme seines Kammerdieners, mit unverständlicher Stimme die Worte:

„Nach Hause! nach Hause!" murmelnd.

Die frische Luft und die Scham, welche ihm die Aufmerksamkeit seiner Leute bereitete, setzten ihn unter Weges in den Stand, seine Gedanken zu sammeln; die Fahrt war jedoch kurz, und je mehr sich der Graf seiner Wohnung näherte, desto mehr fühlte er seine Schmerzen sich erneuern.

Einige Schritte von dem Hause ließ der Graf halten und stieg aus.

Das Thor des Hotel war weit geöffnet; sehr erstaunt darüber, daß man ihn zu diesem herrlichen Gebäude rief, stand ein Fiacre mitten im Hofe; der Graf schaute diesen Fiacre voll Schrecken an, doch ohne daß er Jemand zu fragen wagte, und eilte in seine Wohnung.

Zwei Personen stiegen die Treppe herab; er hatte nur Zeit, sich in ein Cabinet zu werfen, um sie zu vermeiden.

Es waren Mercedes und ihr Sohn, welche Beide das Hotel verließen.

Sie gingen auf zwei Linien an dem Unglücklichen vorüber, der hinter dem Damastvorhange gleichsam von dem seidenen Kleide von Mercedes gestreift wurde und

in seinem Gesichte den warmen Athem seines Sohnes fühlte, als dieser die Worte sprach:

„Muth, meine Mutter! Kommen Sie, kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause."

Die Worte erloschen, die Tritte entfernten sich.

Der General erhob sich mit seinen Händen krampfhaft an dem Damastvorhange hängend; er preßte das furchtbarste Schluchzen zurück, das je aus der Brust eines, zu gleicher Zeit von seiner Frau und seinem Sohne verlassenen, Vaters hervorgekommen ist.

Bald hörte er das Krachen des eisernen Kutschenschlages des Fiacre, dann die Stimme des Kutschers, dann erschütterte das Rollen der schweren Maschine die Fensterscheiben, und er stürzte in sein Schlafzimmer, um noch einmal Alles, was er in der Welt geliebt hatte, zu sehen; doch der Fiacre entfernte sich, ohne daß der Kopf von Mercedes oder der von Albert an dem Schlage erschien, um dem einsamen Hause, dem verlassenen Gatten und Vater den letzten Blick, das letzte Lebewohl, das letzte Bedauern, das heißt die Verzeihung zu gönnen.

In der Secunde, wo die Räder des Fiacre das Pflaster des Gewölbes erschütterten, erscholl ein Schuß, und ein dunkler Rauch drang durch eine durch die Gewalt der Explosion zerbrochene Scheibe dieses Schlafzimmers.

Neunzehntes Kapitel.

Valentine.

Man erräth, wo Morrel zu thun hatte, und bei wem sein Rendezvous war.

Als er Monte Christo verließ, ging er langsam nach dem Hause von Villefort.

Wir sagen langsam: Morrel hatte über eine halbe Stunde für sich, um fünfhundert Schritte zu machen, doch trotz dieser mehr als genügenden Zeit beeilte er sich, Monte Christo zu verlassen, denn es drängte ihn, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Er kannte seine Stunde gut: die Stunde, zu der Valentine, dem Frühstücke von Noirtier beiwohnend, sicher war, in dieser frommen Pflicht nicht gestört zu werden. Noirtier und Valentine hatten ihm zwei Besuche in der Woche zugestanden, und er kam, um von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

Valentine erwartete ihn. Unruhig, beinahe verwirrt, nahm ihn Valentine bei der Hand und führte ihn vor ihren Großvater.

Diese heftige Unruhe rührte von dem Lärmen her, den das Abenteuer von Morcerf in der Welt gemacht hatte; man wußte (die Welt weiß immer) das Abenteuer der Oper. Bei Villefort zweifelte Niemand daran, ein Duell würde die nothwendige Folge dieser Geschichte sein; Valentine hatte mit ihrem Fraueninstinkt errathen, Morrel wäre der Zeuge von Monte Christo, und bei dem wohlbekannten Muthe des jungen Mannes, bei seiner tiefen Freundschaft für den Grafen, befürchtete sie, er würde nicht die Kraft haben, sich auf die ihm vorgezeichnete passive Rolle zu beschränken.

Man begreift, mit welcher Begierde nach den ein=

zelnen Umständen gefragt wurde, wie man sie erzählte, wie man sie aufnahm, und Morrel konnte eine unbeschreibliche Freude in den Augen seiner Geliebten lesen, als sie erfuhr, diese furchtbare Angelegenheit habe einen nicht weniger glücklichen, als unerwarteten Ausgang gehabt.

Valentine hieß Morrel durch ein Zeichen sich neben den Greis setzen, setzte sich selbst auf das Tabouret, worauf seine Füße ruhten, und sprach:

„Nun lassen Sie uns ein wenig von unseren Angelegenheiten reden. Sie wissen, daß der gute Papa einen Augenblick den Gedanken gehabt hat, das Haus zu verlassen und eine Wohnung außerhalb des Hotel von Herrn von Villefort zu nehmen."

„Ja, gewiß . . ." erwiederte Maximilian, „ich erinnere mich dieses Planes und habe demselben sogar meinen vollen Beifall geschenkt."

„Wohl, Maximilian, schenken Sie ihm Ihren Beifall noch einmal, denn der gute Papa kommt darauf zurück."

„Bravo!" rief Morrel.

„Und wissen Sie," sagte Valentine, „welchen Grund der gute Papa angibt, um das Haus zu verlassen?"

Noirtier schaute seine Enkelin an, um ihr mit dem Auge Stillschweigen aufzuerlegen; doch Valentine schaute Noirtier nicht an, ihre Augen, ihr Blick, ihr Lächeln, Alles gehörte Morrel.

„Oh! welchen Grund auch Herr Noirtier angeben mag," rief Morrel, „ich erkläre, daß er gut ist."

„Vortrefflich; er behauptet die Luft des Faubourg Saint-Honoré tauge nichts für ihn."

„In der That; hören Sie, Valentine, Herr Noirtier könnte Recht haben; ich finde, daß Ihre Gesundheit seit vierzehn Tagen etwas gelitten hat."

„Ja, ein wenig, das ist wahr," antwortete Valentine; „auch hat sich der gute Papa zu meinem Arzte gemacht, und da der gute Papa Alles weiß, so habe ich das größte Vertrauen zu ihm."

„Sie leiden also wirklich, Valentine?“ sagte Morrel rasch.

„Oh! mein Gott, das nennt man nicht leiden; ich fühle eine allgemeine Unbehaglichkeit, und sonst nichts; ich habe den Appetit verloren, und es kommt mir vor, als hielte mein Magen einen Kampf aus, um sich an etwas zu gewöhnen.“

Noirtier verlor keines von den Worten von Valentine.

„Und welche Behandlung befolgen Sie für diese unbekannte Krankheit?“

„Oh! das ist ganz einfach, ich verschlucke jeden Morgen einen Löffel voll von dem Trank, den man für meinen Großvater bringt; wenn ich sage einen Löffel voll, so meine ich, ich habe mit einem angefangen, und nun bin ich beim vierten. Mein Großvater behauptet, es sei ein allgemeines Heilmittel.“

Valentine lächelte, doch es lag etwas Trauriges, Leidendes in diesem Lächeln.

Trunken vor Liebe schaute sie Maximilian stillschweigend an; sie war sehr schön, doch ihre Blässe hatte einen matten Ton angenommen, ihre Augen glänzten von einem glühenderen Feuer, als gewöhnlich, und ihre sonst perlmutterweißen Hände schienen Hände von Wachs zu sein, welche die Zeit mit einer gelblichen Farbe überzogen.

Von Valentine richtete der junge Mann seine Augen auf Noirtier; dieser betrachtete mit einem seltsamen, tiefen Verstande das in seine Liebe versunkene Mädchen; aber auch er folgte, wie Morrel, den Spuren eines tiefen Leidens, das, für das Auge Aller unsichtbar, dem des Großvaters und des Geliebten nicht entgangen war.

„Doch ich dachte, der Trank, von dem Sie bereits vier Löffel nehmen, wäre für Herrn Noirtier verschrieben?“

„Ich weiß, daß er sehr bitter ist,“ erwiederte Valentine, „so bitter, daß mir Alles, was ich darauf trinke, denselben Geschmack zu haben scheint.“

Noirtier schaute seine Enkelin mit einem fragenden Blicke an.

„Ja, guter Papa," versetzte Valentine, „es ist so. So eben, ehe ich zu Ihnen herabging, trank ich ein Glas Zuckerwasser; ich ließ die Hälfte davon stehen, so bitter war das Wasser."

Noirtier erbleichte und bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Valentine stand auf, um das Wörterbuch zu holen.

Noirtier folgte ihr mit den Augen in sichtbarer Angst.

Das Blut stieg in der That dem Mädchen in den Kopf, seine Wangen färbten sich.

„Halt!" rief sie, ohne etwas von ihrer Heiterkeit zu verlieren, „das ist sonderbar: eine Blendung! Hat mich etwa die Sonne in die Augen getroffen?"

Und sie stützte sich auf das Fenstergesimse.

„Es ist keine Sonne hier," sprach Morrel, noch mehr beunruhigt durch den Gesichtsausdruck von Noirtier, als durch die Unpäßlichkeit von Valentine. Er lief auf Valentine zu.

Das Mädchen lächelte.

„Beruhige Dich, guter Papa," sagte Valentine zu Noirtier; „beruhigen Sie sich, Maximilian, es ist nichts, es ist schon vorbei; stille doch! . . . Ist es nicht das Geräusch eines Wagens, was ich im Hofe höre?"

Sie öffnete die Thüre von Noirtier, lief an ein Fenster im Gange, und kehrte eilig zurück.

„Ja," sagte sie, „es ist Madame Danglars und ihre Tochter, welche uns einen Besuch machen wollen. Gott befohlen, ich fliehe, denn man würde mich hier suchen; oder vielmehr auf Wiedersehen, bleiben Sie bei dem guten Papa, Herr Maximilian, ich verspreche Ihnen, die Besuche nicht zurückzuhalten."

Morrel folgte ihr mit den Augen, sah sie die Thüre zumachen, und hörte sie die kleine Treppe hinaufsteigen,

welche zugleich zu Frau von Villefort und in ihr Zimmer führte.

Sobald sie verschwunden war, hieß Noirtier Morrel durch ein Zeichen das Wörterbuch nehmen.

Morrel gehorchte; er hatte sich, durch Valentine geleitet, rasch daran gewöhnt, den Greis zu verstehen.

Doch wie gut er sich auch daran gewöhnt, so wurde doch, da man einen Theil der fünf und zwanzig Buchstaben des Alphabets die Revue passiren und jedes Wort in dem Wörterbuch finden mußte, der Gedanke von Noirtier erst nach Verlauf von zehn Minuten durch Folgendes übersetzt:

„Suchen Sie das Glas Wasser und die Caraffe, Beides ist in dem Zimmer von Valentine."

„Morrel läutete sogleich dem Diener, der Barrois ersetzt hatte, und ertheilte ihm im Namen von Noirtier diesen Befehl.

Der Diener kam nach einem Augenblick zurück.

Die Caraffe und das Glas waren völlig leer.

Noirtier machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

„Warum sind das Glas und die Caraffe leer?" fragte er. „Valentine sagte, sie hätte nur die Hälfte des Glases getrunken."

Die Uebersetzung dieser Frage nahm abermals fünf Minuten weg.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Bediente; „doch die Kammerfrau ist in dem Zimmer von Valentine; vielleicht hat sie es geleert."

„Fragen Sie die Kammerfrau," sprach Morrel diesmal den Gedanken von Noirtier durch den Blick übersetzend.

Der Diener ging hinaus, kam beinahe in derselben Minute wieder zurück und meldete:

„Fräulein Valentine ist durch ihr Zimmer gegangen, um sich in das von Frau von Villefort zu begeben, und da sie Durst hatte, so trank sie, was im Glase übrig blieb; was die Caraffe betrifft, so hat sie Herr Eduard

geleert, um einen Teich für seine Enten daraus zu machen."

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf, wie dies ein Spieler thut, der auf einen Wurf seine ganze Habe setzt.

Von da an hefteten sich die Augen des Greises auf die Thüre und verließen diese Richtung nicht mehr.

Valentine hatte wirklich Madame Danglars und ihre Tochter gesehen; man hatte sie in das Zimmer von Frau von Villefort geführt, welche diesen Besuch bei sich empfing; deshalb war Valentine durch ihr Zimmer gegangen, das auf einem Boden mit der Wohnung von Frau von Villefort lag und von derselben nur durch das Zimmer von Eduard getrennt war.

Die zwei Frauen traten in den Salon mit der officiellen Steifheit, welche eine Vorbote einer Mittheilung ist.

Zwischen Leuten von derselben Gesellschaft ist eine Nuance bald erfaßt. Frau von Villefort erwiederte diese Feierlichkeit mit derselben Feierlichkeit.

In diesem Augenblick trat Valentine ein, und die Verbeugungen wiederholten sich.

„Liebe Freundin," sprach die Baronin, während sich die zwei jungen Mädchen bei den Händen nahmen, „ich bin mit Eugenie gekommen, um Ihnen zuerst die nahe bevorstehende Verheirathung meiner Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti mitzutheilen."

Danglars hatte für Cavalcanti den Titel Prinz beibehalten. Der volksthümliche Banquier fand, daß sich dies besser machte, als Graf.

„So erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen," antwortete Frau von Villefort. „Der Herr Prinz Cavalcanti scheint ein junger Mann von seltenen Eigenschaften zu sein."

„Hören Sie," versetzte die Baronin lächelnd, „wenn wir als zwei Freundinnen sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß uns der Prinz noch nicht das zu sein scheint,

was er sein wird. Es ist in ihm noch etwas von jener Sonderbarkeit, an der wir Französinnen mit dem ersten Blicke einen italienischen oder deutschen Edelmann erkennen. Er offenbart jedoch ein sehr gutes Herz, viel Feinheit des Geistes, und was die Convenienzen betrifft, so behauptet Herr Danglars, sein Vermögen sei majestätisch; dies ist sein Ausdruck."

„Und dann," sprach Eugenie, in dem Album von Frau von Villefort blätternd, „und dann fügen Sie bei, Madame, daß Sie eine ganz besondere Neigung für diesen jungen Mann haben."

„Ich brauche Sie nicht zu fragen, ob Sie diese Neigung theilen?" versetzte Frau von Villefort.

„Ich!" entgegnete Eugenie mit ihrer gewöhnlichen Bestimmtheit; „oh! nicht im Mindesten, Madame; mein Beruf war es nicht, mich an die Sorgen einer Haushaltung und die Launen eines Mannes zu ketten. Mein Beruf war, Künstlerin zu werden, und folglich frei über mein Herz, über meine Person und über meine Gedanken zu schalten."

Eugenie sprach diese Worte mit einem so scharf klingenden und festen Tone, daß die Röthe Valentine in das Gesicht stieg. Das furchtsame junge Mädchen konnte diese kräftige Natur nicht begreifen, welches keine von den Schüchternheiten der Frau zu haben schien.

„Da ich indessen, wohl oder übel, zu heirathen bestimmt bin," fuhr Eugenie fort, „so muß ich der Vorsehung danken, die mir wenigstens die Geringschätzung von Herrn Albert von Morcerf verschafft hat; ohne diese Vorsehung wäre ich heute die Frau eines seiner Ehre verlustigen Mannes."

„Es ist wahr," sprach die Baronin mit jener seltsamen Naivetät, die man zuweilen bei vornehmen Damen trifft, welche dieselbe durch einen gemeinbürgerlichen Umgang nicht ganz verlieren; „es ist wahr, ohne das Zögern der Morcerf hätte meine Tochter Herrn Albert

geheirathet. Der General hielt große Stücke darauf, er kam sogar, um von Herrn Danglars ihre Hand zu erzwingen; wir ließen ihn aber schön ablaufen."

„Aber fällt denn die ganze Schande des Vaters auch auf den Sohn zurück?" sagte schüchtern Valentine. „Herr Albert scheint mir sehr unschuldig an allen diesen Verräthereien des Generals."

„Verzeihen Sie, liebe Freundin," versetzte das unversöhnliche Mädchen; „Albert fordert und verdient sein Theil davon: es scheint, nachdem er gestern Herrn von Monte Christo in der Oper herausgefordert, hat er sich heute auf dem Kampfplatze bei ihm entschuldigt."

„Unmöglich!" rief Frau von Villefort.

„Ach! theure Freundin," sprach Madame Danglars mit der bereits von uns bezeichneten Naivetät, „die Sache ist gewiß, ich habe es durch Herrn Debray erfahren, der bei der Erklärung anwesend war."

Valentine wußte auch die Wahrheit, aber sie sprach nichts. Durch ein Wort in ihre Erinnerungen zurückversetzt, befand sie sich in Gedanken wieder in dem Zimmer von Noirtier, wo sie Morrel erwartete.

In diese innere Betrachtung versunken, hatte Valentine seit einem Augenblick aufgehört, an dem Gespräche Theil zu nehmen, es wäre ihr sogar unmöglich gewesen, das zu wiederholen, was man seit einigen Minuten gesagt hatte, als plötzlich die Hand von Madame Danglars sich auf ihren Arm stützte und sie ihrer Träumerei entzog.

„Was wünschen Sie, Madame?" fragte Valentine bebend bei der Berührung der Finger von Madame Danglars, wie sie bei einem elektrischen Schlage gebebt haben würde.

„Meine liebe Valentine," sagte die Baronin, „Sie leiden ohne Zweifel?"

„Ich?" entgegnete das Mädchen, mit seiner Hand über seine glühende Stirne fahrend.

„Ja, beschauen Sie sich nur in diesem Spiegel;

Sie sind drei bis viermal hinter einander im Verlaufe einer Minute erbleicht und erröthet."

„Du bist in der That sehr bleich!" rief Eugenie.

„Oh! beunruhige Dich nicht, Eugenie, ich bin seit einigen Tagen so."

Und so wenig schlau Valentine auch war, so begriff sie doch, daß sie nun Gelegenheit hatte, sich zu entfernen. Ueberdies kam ihr Frau von Villefort zu Hülfe.

„Entferne Dich, Valentine," sagte sie; „Du leidest wirklich, und diese Damen verzeihen Dir: trinke ein Glas Wasser, und Du wirst Dich erholen."

Valentine küßte Eugenie, verbeugte sich vor Madame Danglars, welche sich bereits zum Rückzug erhoben hatte, und verließ das Zimmer.

„Dieses arme Kind," sprach Frau von Villefort, als Valentine verschwunden war, „es beunruhigt mich ernstlich, und ich wäre nicht erstaunt, wenn Valentine irgend ein Unfall widerführe."

Valentine war indessen in einer Art von Exaltation, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, durch das Zimmer von Eduard gegangen, ohne eine Bosheit zu erwiedern, welche das Kind verübte, und hatte sodann die kleine Treppe erreicht. Sie stieg alle Stufen bis auf die drei letzten hinab; sie hörte bereits die Stimme von Morrel, als plötzlich eine Wolke vor ihren Augen hinzog, ihr starrer Fuß verfehlte die Stufe, ihre Hände hatten nicht mehr die Kraft, sich am Geländer zu halten, sie streifte an der Wand hin und rollte gleichsam die drei letzten Stufen hinab.

Morrel machte nur einen Sprung; er öffnete die Thüre und fand Valentine auf dem Ruheplatze ausgestreckt.

Rasch wie der Blitz hob er sie in seine Arme und trug sie in einen Lehnstuhl.

Valentine öffnete wieder die Augen.

„Oh! ich Ungeschickte!" sagte sie mit einer fieber-

haften Geschwindigkeit; „ich weiß mich also nicht mehr zu halten, ich vergesse, daß vor dem Ruheplatz drei Stufen kommen.“

„Sie haben sich vielleicht verwundet, Valentine!“ rief Morrel. „Oh, mein Gott! mein Gott!“

Valentine schaute umher: sie sah den tiefsten Schrecken in den Augen von Noirtier ausgeprägt.

„Beruhige Dich, guter Papa,“ sagte sie, indem sie zu lächeln suchte; „es ist nichts, es ist nichts . . . ich bekam nur einen Schwindel.“

„Abermals eine Betäubung!“ sprach Morrel die Hände faltend. „Oh! nehmen Sie sich in Acht, Valentine, ich flehe Sie an.“

„Nein,“ sprach Valentine, „nein, nein, ich sage Ihnen, daß Alles vorüber ist, und daß es nichts war. Nun lassen Sie mich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen: in acht Tagen verheirathet sich Eugenie, und in drei Tagen findet ein großes Fest, ein Verlobungsmahl statt. Wir sind Alle eingeladen, mein Vater, Frau von Villefort und ich . . . wenigstens so viel ich verstanden habe.“

„Wann wird die Reihe an uns sein, uns mit Aehnlichem zu beschäftigen? Oh! Valentine, Sie, die Sie so viel über Ihren guten Papa vermögen, bemühen Sie sich, daß er Ihnen antwortet: Bald!“

„Sie rechnen also darauf, daß ich die Zögerung abkürzen und das Gedächtniß meines guten Papa rege machen werde?“

„Ja,“ rief Morrel. „Mein Gott! mein Gott! machen Sie geschwinde. So lange Sie nicht mir gehören, Valentine, ist es mir immer, als ob Sie mir entgehen könnten.“

„Oh!“ antwortete Valentine mit einer krampfhaften Bewegung, „oh! in der That, Maximilian, Sie sind zu ängstlich für einen Officier, für einen Soldaten, der, wie man sagt, nie die Furcht gekannt hat. Ah! ah! ah!“

Und sie brach in ein scharfes, schmerzliches Gelächter aus, ihre Arme wurden steif, ihr Kopf fiel auf den Stuhl zurück, und sie blieb ohne Bewegung.

Der Schreckensschrei, den Gott an die Lippen von Noirtier fesselte, sprang aus seinem Blicke hervor.

Morrel begriff ihn, man mußte um Hülfe rufen.

Der junge Mann hing sich an die Glocke, die Kammerfrau, welche in dem Zimmer von Valentine war, und der Bediente, der Barrois ersetzt hatte, liefen gleichzeitig herbei.

Valentine war so kalt, so bleich, so leblos, daß die Diener, ohne zu hören, was man ihnen sagte, von der Furcht erfaßt wurden, welche beständig in diesem verfluchten Hause wachte, und um Hülfe rufend in die Gänge stürzten.

Madame Danglars und Eugenie entfernten sich gerade in diesem Augenblick; sie konnten noch die Ursache von diesem Lärmen hören.

„Ich sagte es Ihnen!“ rief Frau von Villefort; „arme Kleine!“

Zwanzigstes Kapitel.

Das Geständniß.

In demselben Augenblick hörte man die Stimme von Herrn von Villefort aus seinem Cabinet rufen:

„Was gibt es denn? was gibt es denn?“

Morrel befragte mit dem Blicke Noirtier; dieser hatte wieder seine ganze Kaltblütigkeit erlangt und be-

zeichnete ihm mit dem Auge das Cabinet, in welches er sich schon einmal unter ähnlichen Umständen geflüchtet.

Er hatte kaum Zeit seinen Hut zu nehmen und keuchend in das Cabinet zu eilen. Man hörte die Tritte des Staatsanwaltes im Gange.

Villefort stürzte in das Zimmer, lief auf Valentine zu und faßte sie in seine Arme.

„Einen Arzt! einen Arzt! ... Herrn d'Avrigny!" rief Villefort; „oder ich gehe vielmehr selbst."

Und er lief aus dem Zimmer.

Durch die andere Thüre entfloh Morrel.

Eine schreckliche Erinnerung traf ihn in seinem Herzen; die Unterredung zwischen Villefort und dem Doctor, die er in der Nacht, in welcher Frau von Saint-Meran starb, gehört hatte, kehrte in sein Gedächtniß zurück; die Symptome, welche dem Tode von Barrois vorhergegangen, schienen ihm dieselben zu sein, die er, wenn auch in einem etwas geringeren Grade, bei Valentine wahrgenommen hatte. Zu gleicher Zeit kam es ihm vor, als tönte an sein Ohr die Stimme des Grafen von Monte Christo, der ihm kaum zwei Stunden vorher gesagt hatte:

„Wenn Sie etwas brauchen, Morrel, so kommen Sie zu mir, ich vermag viel."

Schneller als der Gedanke, lief er aus dem Faubourg Saint-Honoré nach der Rue Matignon und von der Rue Matignon in die Avenue des Champ-Elysées.

Während dieser Zeit kam Herr von Villefort in einem Miethcabriolet vor die Thüre von Herrn d'Avrigny; er läutete mit einer solchen Heftigkeit, daß ihm der Portier mit erschrockener Miene öffnete. Villefort stürzte nach der Treppe, ohne daß er die Kraft hatte, etwas zu sagen. Der Portier kannte ihn und rief ihm nur nach:

„In seinem Cabinet, Herr Staatsanwalt, in seinem Cabinet!"

Villefort stieß bereits die Thüre auf.

„Ah!“ sagte der Doctor, „Sie sind es?“

„Ja,“ erwiederte Villefort, die Thüre hinter sich schließend, „ja, ich bin es und frage Sie, ob wir allein sind. Doctor, mein Haus ist ein verfluchtes Haus!“

„Wie!“ sprach dieser scheinbar kalt, jedoch mit einer tiefen inneren Erschütterung, „haben Sie abermals einen Kranken?“

„Ja, Doctor!“ rief Villefort mit krampfhafter Hand seine Haare fassend, „ja!“

Der Blick von d'Avrigny bezeichnete:

„Ich habe es Ihnen vorher gesagt.“

Dann sprachen seine Lippen langsam die Worte:

„Wer soll denn in Ihrem Hause sterben, und welches neue Opfer wird Sie vor Gott der Schwäche beschuldigen?“

Ein schmerzliches Schluchzen entwand sich dem Herzen von Villefort, er näherte sich dem Arzte, faßte ihn beim Arm und antwortete:

„Valentine! die Reihe ist an Valentine!“

„Ihre Tochter!“ rief d'Avrigny von Staunen und Schrecken ergriffen.

„Sie sehen, daß Sie sich täuschten,“ murmelte der Staatsanwalt, „kommen Sie, schauen Sie meine Tochter an, und Sie werden sie wegen Ihres Verdachtes auf ihrem Schmerzenslager um Verzeihung bitten.“

„So oft Sie mich benachrichtigten, war es zu spät,“ sagte Herr d'Avrigny; „doch gleichviel, ich gehe; eilen wir, mein Herr, bei den Feinden, die in Ihrem Hause schlagen, ist keine Zeit zu verlieren.“

„Oh! diesmal, Doctor, werden Sie mir meine Schwäche nicht mehr vorwerfen. Diesmal werde ich den Mörder kennen lernen und treffen.“

„Suchen wir das Opfer zu retten, ehe wir an die Rache denken,“ sprach d'Avrigny; „kommen Sie!“

Das Cabriolet, welches Villefort gebracht hatte, führte ihn in scharfem Trab, begleitet von d'Avrigny, in

demselben Augenblick zurück, wo Morrel seinerseits an die Thüre von Monte Christo klopfte.

Der Graf saß in seinem Cabinet und las sorgenvoll ein Billet, das ihm Bertuccio in der Eile geschickt hatte.

Als er Morrel, der ihn vor kaum zwei Stunden verlassen hatte, melden hörte, erhob der Graf das Haupt.

Für ihn, wie für den Grafen, hatte sich während dieser zwei Stunden ohne Zweifel viel ereignet, denn der junge Mann, der ihn mit einem Lächeln auf den Lippen verlassen, kam mit verstörtem Gesichte zurück.

Er stand auf, eilte Morrel entgegen und rief:

„Was gibt es denn, Maximilian? Sie sind bleich, und Ihre Stirne trieft von Schweiß."

Morrel fiel auf einen Stuhl und erwiederte:

„Ja, ich bin schnell gelaufen, ich mußte Sie sprechen."

„In Ihrer Familie befindet sich Jedermann wohl?" fragte der Graf in einem Tone liebevollen Wohlwollens, in dem sich Niemand getäuscht haben könnte.

„Ich danke, Graf, ich danke," sagte der junge Mann, sichtbar verlegen, wie er das Gespräch beginnen sollte, „ja, in meiner Familie befindet sich Jedermann wohl."

„Desto besser; Sie haben mir jedoch etwas zu sagen?" versetzte der Graf immer unruhiger.

„Ja, es ist wahr, ich habe ein Haus, wo der Tod eingetreten ist, verlassen, um zu Ihnen zu laufen."

„Kommen Sie aus dem Hause von Herrn von Morcerf?" fragte Monte Christo.

„Nein; ist Jemand bei Herrn von Morcerf gestorben?"

„Der General hat sich erschossen," erwiederte Monte Christo mit kaltem Tone.

„Oh! welch ein furchtbares Unglück!" rief Maximilian.

„Nicht für die Gräfin, nicht für Albert," versetzte

Monte Christo; „besser ein todter Vater und ein todter Gatte, als ein entehrter Vater und ein entehrter Gatte; das Blut wird die Schande abwaschen."

„Arme Gräfin! sie, eine so edle Frau, beklage ich hauptsächlich."

„Beklagen Sie auch Albert, Maximilian, denn glauben Sie mir, er ist der würdige Sohn der Gräfin. Doch kommen wir auf Sie zurück: Sie liefen zu mir, sagten Sie; sollte ich das Glück haben, daß Sie meiner bedürften?"

„Ja, ich bedarf Ihrer, nämlich ich glaubte wie ein Wahnsinniger, Sie könnten mir bei einer Sache Hülfe leisten, wo Gott allein helfen kann."

„Sprechen Sie immerhin."

„Oh! ich weiß in der That nicht, ob es mir erlaubt ist, ein solches Geheimniß menschlichen Ohren zu enthüllen; doch das Unglück treibt mich an, die Nothwendigkeit zwingt mich, Graf . . ."

Morrel zögerte.

„Glauben Sie, daß ich Sie liebe?" sprach Monte Christo, zärtlich den jungen Mann bei der Hand fassend.

„Oh! Sie ermuthigen mich, und dann sagt mir etwas (Morrel legte seine Hand auf das Herz), daß ich kein Geheimniß vor Ihnen haben darf."

„Sie haben Recht, Morrel, Gott spricht zu Ihrem Herzen, und Ihr Herz spricht zu Ihnen. Wiederholen Sie mir, was Ihr Herz sagt."

„Graf, wollen Sie mir erlauben, Baptistin wegzuschicken, und ihn in einem Ihnen bekannten Hause Nachrichten einziehen zu lassen?"

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, und Sie mögen also noch viel mehr über meine Bedienten verfügen."

„Oh! ich lebe nicht, so lange ich nicht weiß, wie es ihr geht."

„Soll ich Baptistin läuten?"

„Nein, ich will selbst mit ihm sprechen."

Morrel ging hinaus, rief Baptistin, und sagte ihm leise einige Worte. Der Kammerdiener eilte fort.

„Nun, ist es abgemacht?“ fragte Monte Christo, als er Morrel wieder erscheinen sah.

„Ja, und ich werde etwas ruhiger sein.“

„Sie wissen, daß ich warte,“ bemerkte Monte Christo lächelnd.

„Und ich spreche. Hören Sie, ich befand mich eines Abends in einem Garten; ich war durch ein Gebüsch verborgen; Niemand vermuthete, daß ich anwesend sein könnte. Zwei Personen gingen an mir vorüber, erlauben Sie mir vorläufig, ihre Namen zu verschweigen; sie sprachen mit leiser Stimme, doch ich hatte ein solches Interesse, sie zu hören, daß ich keine Sylbe von dem, was sie sagten, verlor.“

„Das kündigt sich düster an, wenn ich Ihrer Blässe und Ihrem Schauern glauben darf.“

„Ja, sehr traurig, mein Freund! Es war Jemand bei dem Herrn des Gartens, in welchem ich mich befand, gestorben; die eine von den zwei Personen, deren Gespräch ich hörte, war der Herr des Gartens, die andere der Arzt.

„Der Erste theilte dem Zweiten seine Befürchtungen und seine Schmerzen mit; denn zum zweiten Male seit einem Monat warf sich der Tod rasch und unvorhergesehen auf dieses Haus, von dem man hätte glauben sollen, es wäre von einem Engel der Vertilgung dem Zorne Gottes bezeichnet worden.“

„Ah! ah!“ sprach Monte Christo, den jungen Mann fest anschauend und sein Fauteuil mit einer unmerklichen Bewegung so drehend, daß er im Schatten saß, während das volle Tageslicht auf das Gesicht von Maximilian fiel.

„Ja,“ fuhr dieser fort, „der Tod war zweimal in diesem Hause in einem Monat eingekehrt.“

„Und was antwortete der Doctor?“ fragte Monte Christo.

„Er antwortete... er antwortete, dieser Tod wäre nicht natürlich, und man könnte ihn nichts Anderem zuschreiben . . ."

„Als?"

„Als Gift!"

„Wirklich!" versetzte Monte Christo mit jenem leichten Husten, das ihm in den Augenblicken der höchsten Aufregung dazu diente, seine Röthe, seine Bläſſe, oder die Aufmerksamkeit zu verbergen, mit der er zuhörte; „wirklich, Maximilian, Sie haben diese Dinge gehört?"

„Ja, lieber Graf, ich habe sie gehört, und der Doctor fügte bei, wenn sich ein solches Ereigniß wiederholte, so würde er sich für verpflichtet erachten, an die Gerichte zu appelliren."

Monte Christo hörte scheinbar mit der größten Ruhe.

„Nun!" sprach Maximilian, „der Tod ist zum dritten Male eingekehrt, und weder der Herr des Hauses, noch der Doctor hat etwas gesagt; der Tod wird vielleicht zum vierten Male treffen. Graf, wozu glauben Sie, daß mich die Kenntniß dieses Geheimnisses verpflichtet?"

„Mein lieber Freund, Sie scheinen mir eine Geschichte zu erzählen, welche Jeder von uns auswendig weiß. Ich kenne das Haus, wo Sie dies gehört haben, oder kenne wenigstens ein ähnliches: ein Haus, wo sich ein Garten, ein Familienvater, ein Doctor findet, ein Haus, wo sich drei seltsame, unerwartete Todesfälle ereignet haben. Wohl, schauen Sie mich an, mich, der ich keine solche Mittheilung erlauscht habe, und dennoch dies Alles so gut weiß, als Sie, . . habe ich Gewissensbedenklichkeiten? Nein! das geht mich nichts an. Sie sagen, ein Vertilgungsengel scheine dieses Haus dem Zorne des Herrn zu bezeichnen; wer sagt Ihnen denn, daß Ihre Voraussetzung nicht eine Wirklichkeit ist? Sehen Sie nicht Dinge, welche die Menschen, die ein Interesse dabei haben, sie zu sehen, nicht

sehen wollen. Wenn die Gerechtigkeit, und nicht der Zorn Gottes, durch dieses Haus schreitet, Maximilian, so wenden Sie den Kopf ab und lassen Sie die Gerechtigkeit Gottes ihren Gang gehen."

Morrel bebte. Es lag etwas zugleich Finsteres, Feierliches und Furchtbares in dem Tone des Grafen.

„Ueberdieß," fuhr er mit einer so scharfen Veränderung der Stimme fort, daß man hätte glauben sollen, diese letzten Worte kämen nicht mehr aus dem Munde desselben Menschen; „überdies, wer sagt Ihnen, daß es wieder anfangen wird?"

„Es fängt wieder an, Graf!" rief Morrel, „und deßhalb bin ich zu Ihnen gelaufen."

„Was soll ich thun, Morrel? Soll ich etwa den Herrn Staatsanwalt in Kenntniß setzen?"

Monte Christo artikulirte diese Worte so deutlich und mit einem so stark vibrirenden Ausdrucke, daß Morrel plötzlich aufstand und rief:

„Graf! Graf! nicht wahr, Sie wissen, von wem ich sprechen will?"

„Ei, allerdings, mein guter Freund, und ich will es Ihnen dadurch beweisen, daß ich die Punkte auf die i, oder vielmehr die Namen auf die Menschen setze. Sie sind eines Abends im Garten von Herrn von Villefort spazieren gegangen; nach dem, was Sie mir gesagt, nehme ich an, es war an dem Abend, an welchem Frau von Saint-Meran starb. Sie haben Herrn von Villefort mit Herrn d'Avrigny über den Tod von Herrn von Saint-Meran und über den nicht minder Staunen erregenden seiner Gattin sprechen hören. Herr d'Avrigny sagte, er glaube an eine Vergiftung, oder sogar an zwei Vergiftungen; und Sie, der vorzugsweise ehrliche Mann, sind seit jenem Augenblick damit beschäftigt, Ihr Herz zu befühlen, die Sonde in Ihr Gewissen zu werfen, um zu erfahren, ob Sie dieses Geheimniß enthüllen, oder ob Sie schweigen sollen. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, mein Freund, es

gibt keine heilige Vehme, keine Freischöppen mehr; was Teufels wollen Sie von diesen Menschen verlangen? Gewissen, was willst Du von mir? wie Sterne sagt. Ei! mein Lieber, lassen Sie die Leute schlafen, wenn sie schlafen, lassen Sie dieselben in ihren Schlaflosigkeiten erbleichen, wenn sie Schlaflosigkeiten haben, und schlummern Sie um Gottes willen, Sie, den keine Gewissensbisse zu schlummern hindern."

Ein furchtbarer Schmerz prägte sich in den Zügen von Morrel aus; er ergriff die Hand von Monte Christo und rief:

„Aber es fängt wieder an, sage ich Ihnen!"

„Nun wohl," erwiederte der Graf, erstaunt über diese Hartnäckigkeit, die er nicht begriff, während er Maximilian noch aufmerksamer anschaute, „lassen Sie es wieder anfangen: es ist eine Atriden-Familie; Gott hat sie verurtheilt und sie werden seinem Spruche unterliegen, sie werden verschwinden, wie jene Popanze, welche die Kinder mit gebogenen Karten machen, die nach einander unter dem Hauche ihres Schöpfers wieder einfallen. Vor drei Monaten war es Herr von Saint-Meran; vor zwei Monaten war es Frau von Saint-Meran; kürzlich war es Barrois; heute ist es der alte Noirtier oder die junge Valentine."

„Sie wußten es?" rief Morrel in einem solchen Schreckensanfall, daß Monte Christo bebte, er, den des Himmels Einsturz unempfindlich gefunden hätte; „Sie wußten es und sagten nichts?"

„Ei! was ist mir daran gelegen!" versetzte Monte Christo die Achseln zuckend, „kenne ich diese Leute? Meiner Treue, nein; denn ich räume weder dem Schuldigen, noch dem Opfer einen Vorzug ein."

„Aber ich, ich," rief Morrel brüllend vor Schmerz, „ich, ich liebe sie!"

„Sie lieben, wen?" rief Monte Christo aufspringend und die zwei Hände von Morrel ergreifend, welche dieser zum Himmel emporhob.

„Ich liebe bis zur Raserei, ich liebe wie ein Mensch, der all sein Blut hingeben würde, um ihr eine Thräne zu ersparen: ich liebe Valentine von Villefort, die man in diesem Augenblick ermordet, hören Sie wohl, ich liebe sie, und frage Gott und Sie, wie ich sie retten kann?"

Monte Christo stieß einen wilden Schrei aus, von dem sich nur diejenigen einen Begriff machen können, welche das Brüllen eines verwundeten Löwen gehört haben.

„Unglücklicher!" rief er, die Hände ringend, „Unglücklicher! Du liebst diese Tochter eines verfluchten Geschlechtes!"

Nie hatte Morrel einen ähnlichen Ausdruck gesehen; nie hatte ein so furchtbares Auge vor seinem Gesicht geflammt; nie hatte der Geist des Schreckens, den er so oft auf den Schlachtfeldern oder in den mörderischen Nächten Algeriens erschaut, so düstere Feuer um ihn her geschleudert.

Er wich erschrocken zurück.

Monte Christo schloß ein paar Secunden lang nach diesem Ausbruche, wie von inneren Blitzen geblendet, die Augen; während dieser Secunden sammelte er sich mit solcher Gewalt, daß man nach und nach die wellenförmigen Bewegungen seiner von Stürmen angeschwollenen Brust sich legen sah, wie man nach dem Gewitter unter der Sonne die stürmischen, schäumenden Wogen zerschmelzen sieht.

Dieses Stillschweigen, dieses Sammeln, dieser Kampf dauerten ungefähr eine halbe Minute.

Dann hob der Graf seine bleiche Stirne empor und sprach mit leicht bebender Stimme:

„Sehen Sie, lieber Freund, wie Gott die kältesten und prahlerischsten Menschen für die Gleichgültigkeit zu bestrafen weiß, welche sie den furchtbaren Schauspielen gegenüber, die er ihnen gibt, bestraft. Ich, der ich unempfindlich und neugierig da stand, ich, der ich die Entwickelung dieser furchtbaren Tragödie betrachtete;

ich, der ich einem schlimmen Genius ähnlich über das Böse lachte, das die Menschen unter dem Schutze des Geheimnisses thun (und das Geheimniß ist für die Reichen und für die Mächtigen leicht zu bewahren), ich fühle mich nun selbst gebissen von der Schlange, deren krummen Gang ich betrachtete, und zwar in das Herz gebissen."

Morrel stieß einen dumpfen Seufzer aus.

„Auf! auf! genug der Klagen," fuhr der Graf fort, „seien Sie stark, seien Sie ein Mann, seien Sie voll Hoffnung, denn ich bin da, ich wache über Ihnen."

Morrel schüttelte traurig den Kopf.

„Ich sage Ihnen, Sie sollen hoffen, verstehen Sie mich?" rief Monte Christo. „Erfahren Sie, daß ich nie lüge, daß ich mich nie täusche. Es ist Mittag, Maximilian, danken Sie dem Himmel, daß Sie am Mittag gekommen sind, statt am Abend, statt morgen früh zu kommen. Hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, Morrel: es ist Mittag, wenn Valentine noch nicht todt ist, so wird sie nicht sterben."

„Oh! mein Gott! mein Gott!" rief Morrel, „ich habe sie sterbend zurückgelassen."

Monte Christo legte eine Hand an seine Stirne.

Was ging in diesem von furchtbaren Geheimnissen so schweren Kopfe vor? Was sagte diesem zugleich unversöhnlichen und menschlichen Geiste der Engel des Lichts oder der Engel der Finsterniß?

Gott allein weiß es.

Monte Christo hob die Stirne noch einmal empor, und diesmal war er ruhig wie das Kind beim Erwachen.

„Maximilian," sagte er, „kehren Sie still nach Hause zurück; ich befehle Ihnen, nichts zu thun, keinen Schritt zu versuchen, über ihr Antlitz nicht den Schatten einer Unruhe schweben zu lassen, ich werde Ihnen Nachricht geben; gehen Sie."

„Mein Gott! mein Gott! Sie erschrecken mich

mit Ihrer Kaltblütigkeit, Graf. Vermögen Sie etwas gegen den Tod? Sind Sie mehr als ein Mensch? Sind Sie ein Engel? Sind Sie ein Gott?"

Und der junge Mann, den keine Gefahr je einen Schritt zurückweichen gemacht hatte, wich von einem unsäglichen Schrecken erfaßt zurück.

Doch Monte Christo schaute ihn mit einem zugleich so schwermüthigen und so sanften Lächeln an, daß Maximilian Thränen in seinen Augen fühlte.

„Ich vermag viel," antwortete der Graf. „Gehen Sie, ich muß allein sein, mein Freund."

Unterjocht durch die wunderbare Herrschaft, welche der Graf auf Alles, was ihn umgab, ausübte, versuchte es Morrel nicht einmal, sich derselben zu entziehen. Er drückte dem Grafen die Hand und entfernte sich.

Vor der Thüre blieb er jedoch stehen, um Baptistin zu erwarten, den er von der Ecke der Rue Matignon herbeilaufen sah.

Villefort und d'Avrigny waren indessen in größter Eile nach dem Hotel des Staatsanwaltes gefahren. Bei ihrer Rückkehr war Valentine noch ohnmächtig, und der Arzt untersuchte die Kranke mit der von den Umständen gebotenen Sorgfalt, und mit einer Schärfe, welche seine Vertrautheit mit dem Geheimniß verdoppelte.

An seinen Lippen und seinen Blicken hängend, erwartete Villefort das Resultat der Prüfung. Bleicher, als das Mädchen, gieriger auf eine Lösung, als selbst Villefort, wartete Noirtier ebenfalls, und Alles in ihm wurde Verstand und Wahrnehmung.

Endlich gab d'Avrigny langsam die Worte von sich: „Sie lebt noch."

„Noch?" rief Villefort, „oh! Doctor, welch ein furchtbares Wort haben Sie da ausgesprochen!"

„Ja," sagte der Doctor, „ich wiederhole meine Behauptung: sie lebt noch, und ich bin darüber erstaunt."

„Doch sie ist gerettet?" fragte der Vater.

„Ja, da sie lebt.“

In diesem Moment begegnete der Blick von d'Avrigny dem Blicke von Noirtier. Er erglänzte von so außerordentlicher Freude, von einem so reichen und fruchtbaren Gedanken, daß der Arzt sich dadurch betroffen fühlte.

Er ließ das Mädchen, dessen bleiche, weiße Lippen sich kaum auf der übrigen Farbe des Gesichtes hervorhoben, wieder auf den Stuhl fallen und schaute unbeweglich Noirtier an, der jede seiner Geberden erwartete und erläuterte.

„Mein Herr,“ sprach nun d'Avrigny zu Villefort, „rufen Sie gefälligst des Fräuleins Kammerjungfer.“

Villefort ließ den Kopf seiner Tochter los, den er unterstützte, und lief weg, um die Kammerjungfer zu rufen.

Sobald Villefort die Thüre zugemacht hatte, näherte sich d'Avrigny Herrn Noirtier und fragte ihn:

„Sie haben mir etwas zu sagen?“

Der Greis blinzelte auf eine ausdrucksvolle Weise mit den Augen: es war dies, wie man sich erinnert, sein bejahendes Zeichen.

„Mir allein?“

„Ja,“ machte Noirtier.

„Gut, ich werde bei Ihnen bleiben.“

In diesem Augenblick kehrte Villefort gefolgt von der Kammerjungfer zurück; hinter dieser ging Frau von Villefort.

„Aber was hat denn das liebe Kind?“ rief sie; .. „sie ging von mir weg, beklagte sich zwar etwas über Unpäßlichkeit, doch ich glaubte, es wäre von keiner Bedeutung.“

Und die junge Frau näherte sich Valentine mit Thränen in den Augen und mit allen Zeichen der Zuneigung einer wahren Mutter, und nahm sie bei der Hand.

D'Avrigny schaute Noirtier fortwährend an: er sah,

wie seine Augen sich erweiterten und rundeten, wie seine Wangen zitterten und erbleichten, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlte.

„Oh!“ machte er unwillkührlich, während er der Richtung des Blickes von Noirtier folgte, das heißt seine Augen auf Frau von Villefort heftete. Diese sagte wiederholt:

„Das arme Kind wird besser in seinem Zimmer sein. Kommen Sie, Fanny, wir wollen Valentine zu Bette bringen.“

Herr d'Avrigny, der in diesem Vorschlag ein Mittel sah, mit Noirtier allein zu bleiben, bedeutete durch ein Zeichen mit dem Kopfe, es wäre dies das Beste, verbot aber, sie irgend etwas Anderes nehmen zu lassen, als was er verordnen würde.

Man trug Valentine weg; sie hatte wieder das Bewußtsein erlangt, vermochte aber weder sich zu bewegen, noch zu sprechen, so sehr waren ihre Glieder durch die Erschütterung, die sie erlitten, gelähmt.

Sie hatte indessen die Kraft, mit einem Blicke ihren Großvater zu grüßen, dem man, als man sie wegtrug, die Seele zu entreißen schien.

D'Avrigny folgte der Kranken, gab vollends seine Vorschriften, hieß Villefort ein Cabriolet nehmen, selbst zu dem Apotheker fahren, in seiner Gegenwart die verordneten Tränke bereiten lassen, sie selbst zurückbringen und ihn im Zimmer seiner Tochter erwarten.

Nachdem er abermals eingeschärft, Valentine nichts nehmen zu lassen, ging er wieder zu Herrn Noirtier hinab, schloß sorgfältig die Thüre, überzeugte sich, daß Niemand horchte, und sprach:

„Mein Herr, Sie wissen etwas über diese Krankheit Ihrer Enkelin?“

„Ja,“ machte der Greis.

„Hören Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren, ich will Sie fragen, und Sie antworten mir.“

Noirtier bezeichnete, er wäre bereit zu antworten.

„Haben Sie den Unfall vorhergesehen, der heute Valentine begegnet ist?"

„Ja."

D'Avrigny dachte einen Augenblick nach, näherte sich sodann Noirtier und fuhr fort:

„Verzeihen Sie mir, was ich Ihnen sagen werde, doch in der furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, darf kein Anzeichen vernachläßigt werden. Haben Sie den armen Barrois sterben sehen?"

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf.

„Wissen Sie, woran er gestorben ist?" fragte d'Avrigny seine Hand auf die Schulter von Noirtier legend.

„Ja," antwortete der Greis.

„Glauben Sie, sein Tod sei natürlich gewesen?"

Etwas wie ein Lächeln trat auf die trägen Lippen von Noirtier.

„Es ist Ihnen also der Gedanke gekommen, Barrois sei vergiftet worden?"

„Ja."

„Glauben Sie, das Gift, dem er unterlegen, sei für ihn bestimmt gewesen?"

„Nein."

„Denken Sie nun, dieselbe Hand, welche Barrois statt eines Andern getroffen, treffe heute Valentine?"

„Ja."

„Sie wird also ebenfalls unterliegen?" fragte d'Avrigny seinen tiefen Blick auf Noirtier heftend.

Und er erwartete die Wirkung dieser Worte auf den Greis.

„Nein!" erwiederte dieser mit einer triumphirenden Miene, welche alle Muthmaßungen des geschicktesten Sehers aus dem Geleise hätte bringen können.

„Sie hoffen also?" fragte d'Avrigny erstaunt.

„Ja."

„Was hoffen Sie?"

Der Greis machte durch die Augen begreiflich, er könnte nicht antworten.

„Ah! ja, das ist wahr," murmelte d'Avrigny.

Dann zu Noirtier zurückkehrend, sagte er:

„Sie hoffen, der Mörder werde müde werden?"

„Nein."

„Also hoffen Sie, das Gift werde ohne Wirkung auf Valentine sein?"

„Ja."

„Denn nicht wahr, ich belehre Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, man habe sie zu vergiften gesucht?"

Der Greis machte mit den Augen ein Zeichen, das keinen Zweifel in dieser Beziehung übrig ließ.

„Wie hoffen Sie denn, daß Valentine entkommen werde?"

Noirtier hielt hartnäckig seine Augen auf dieselbe Seite geheftet; d'Avrigny folgte der Richtung seiner Augen und sah, daß sie auf eine Flasche zielten, welche den Trank enthielt, den man ihm jeden Morgen brachte.

„Ah! ah!" sprach d'Avrigny, plötzlich von einem Gedanken berührt, „sollten Sie den Einfall gehabt haben? . . ."

Noirtier ließ ihn nicht vollenden.

„Ja," machte er.

„Sie gegen das Gift zu verwahren . . .?"

„Ja."

„Indem Sie Valentine allmälig daran gewöhnten. . ."

„Ja, ja, ja," machte der Greis, entzückt, verstanden zu werden.

„In der That, Sie haben mich sagen hören, es komme Brucin in den Trank, den ich Ihnen gebe."

„Ja."

„Und Sie gewöhnten sie an dieses Getränke und wollten dadurch die Wirkungen eines solchen Giftes neutralisiren?"

Dieselbe triumphirende Freude von Noirtier.

„Und es ist Ihnen wirklich gelungen!“ rief d'Avrigny. „Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre Valentine heute getödtet, getödtet ohne die Möglichkeit einer Hülfe, getödtet ohne Barmherzigkeit; der Schlag war heftig, doch sie wurde nur erschuttert, und dießmal wenigstens wird Valentine nicht sterben.“

Eine übermenschliche Freude glänzte in den mit einem Ausdrucke unsäglicher Dankbarkeit zum Himmel aufgeschlagenen Augen des Greises.

In dieser Minute kam Villefort zurück.

„Hier, Doctor,“ sagte er, „hier ist das Verlangte.“

„Dieser Trank ist in Ihrer Gegenwart bereitet worden?“

„Ja,“ antwortete der Staatsanwalt.

„Er ist nicht aus Ihren Händen gekommen?“

„Nein.“

D'Avrigny nahm die Flasche, goß ein paar Tropfen von ihrem Inhalt in seine hohle Hand und verschluckte sie.

„Gut,“ sagte er, „gehen wir zu Valentine hinauf, ich werde dort Jedermann meine Vorschriften geben, und Sie selbst, Herr von Villefort, wachen darüber, daß Niemand davon abgeht.“

In dem Augenblick, wo der Doctor in das Zimmer von Valentine, begleitet von Villefort, zurückkehrte, miethete ein italienischer Priester, mit ernster Haltung und ruhiger, entschiedener Rede, für seinen Gebrauch das an das Hotel von Herrn von Villefort anstoßende Haus.

Man konnte nicht erfahren, Kraft welcher Verhandlung die drei Miethsleute dieses Hauses zwei Stunden nachher auszogen; aber es ging allgemein das Gerücht im Quartier, das Haus ruhe nicht fest auf seinem Grunde und drohe einzustürzen, was den neuen Miethsmann durchaus nicht abhielt, noch an demselben Tage gegen fünf Uhr mit seinem bescheidenen Mobiliar Besitz davon zu ergreifen.

Der Vertrag wurde für drei, sechs oder neun Jahre durch den neuen Miethsmann gemacht, welcher, gemäß der von den Hauseigenthümern eingeführten Gewohnheit, sechs Monate vorausbezahlte; dieser neue Miethsmann, der, wie gesagt, ein Italiener war, hieß Signor Giacomo Busoni.

Es wurden sogleich Arbeiter gerufen, und noch in derselben Nacht sahen einige Verspätete beim Vorübergehen oben auf dem Faubourg mit Erstaunen Zimmerleute und Maurer mit Ausbesserung des wankenden Hauses beschäftigt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Vater und die Tochter.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel Madame Danglars officiell Frau von Villefort die nahe bevorstehende Hochzeit von Fräulein Eugenie Danglars mit Herrn Andrea Cavalcanti verkündigen sehen.

Dieser officiellen Verkündigung, welche einen von allen bei der großen Angelegenheit Betheiligten gefaßten Entschluß anzudeuten schien, war jedoch eine Scene vorhergegangen, von der wir unsern Lesern Rechenschaft geben müssen.

Wir bitten sie einen Schritt rückwärts zu machen und sich am Morgen dieses Tages der großen Katastrophen in den schönen, so gut vergoldeten Salon zu versetzen, der, unsern Lesern bekannt, der Stolz seines Eigenthümers, des Herrn Baron von Danglars, war.

In diesem Salon ging gegen zehn Uhr Morgens

seit einigen Minuten nachdenkend und sichtbar unruhig der Banquier selbst auf und ab; er schaute nach jeder Thüre und blieb bei jedem Geräusch stehen.

Als die Summe seiner Geduld erschöpft war, rief er seinem Kammerdiener und sagte zu ihm:

„Etienne, sieh doch, warum Fräulein Eugenie mich hat bitten lassen, sie im Salon zu erwarten, und warum sie mich so lange warten läßt.“

Nach diesem kleinen Ausbruche übler Laune faßte der Baron wieder etwas Geduld.

Fräulein Danglars hatte sich wirklich nach ihrem Erwachen eine Audienz von ihrem Vater erbeten und als Ort für diese Audienz den vergoldeten Salon bezeichnet. Die Seltsamkeit dieses Schrittes, und besonders sein officieller Charakter setzten nicht wenig den Banquier in Erstaunen, der sogleich dem Wunsche seiner Tochter entsprach und sich in den Salon begab.

Etienne kam bald von seiner Botschaft zurück und meldete:

„Die Kammerjungfer des Fräuleins hat mir gesagt, das Fräulein vollende so eben seine Toilette und werde bald kommen.“

Danglars bezeichnete mit dem Kopfe, er sei zufrieden.

Der Welt und sogar seinen Leuten gegenüber heuchelte Danglars den guten Mann und den schwachen Vater: es war dies eine Seite der Rolle, die er sich in der volksthümlichen Komödie, welche er spielte, auferlegt hatte, es war dies eine Physiognomie, die er angenommen und die ihm zuzusagen schien, wie es den rechten Profilen der Masken der Väter des antiken Theaters entsprach, die Lippe aufgeworfen und lachend zu haben, während die linke Seite die Lippe niedergeschlagen und weinerlich hatte.

Fügen wir sogleich bei, daß bei vertraulichen Verhältnissen die aufgeworfene und lachende Lippe auf das Niveau der niedergeschlagenen und weinerlichen L..

herabfiel, so daß meistens der gute Mensch verschwand, um dem groben Ehemann und dem unbeschränkten Vater Platz zu machen.

„Warum, des Teufels kommt diese tolle Person, welche mich, wie es scheint, sprechen will," murmelte Danglars, „warum kommt sie nicht ganz einfach in mein Cabinet und warum will sie mich überhaupt sprechen?"

Er wälzte zum zwanzigsten Male diesen beunruhigenden Gedanken in seinem Gehirn umher, als die Thüre sich öffnete und Eugenie erschien, angethan mit einem Kleide von schwarzem Atlaß, brochirt mit matten Blumen von derselben Farbe, mit frisirten Haaren und zarten Handschuhen, als hätte es sich darum gehandelt, in einem guten Fauteuil in der italienischen Oper Platz zu nehmen.

„Nun, Eugenie, was gibt es denn?" rief der Vater, „und warum dieser feierliche Salon, während man in meinem Cabinet so gut ist?"

„Sie haben vollkommen Recht, mein Herr," sagte Eugenie, ihrem Vater durch ein Zeichen bedeutend, er könnte sich setzen, „und Sie stellen da zwei Fragen, welche zum Voraus unser ganzes Gespräch zusammenfassen. Ich werde beide beantworten, und zwar wider die Gesetze der Gewohnheit die zweite als die minder verwickelte zuerst. Ich habe den Salon für unsere Zusammenkunft gewählt, mein Herr, um die unangenehmen Eindrücke und den Einfluß des Cabinets eines Banquier zu vermeiden. Diese Kassenbücher, so vergoldet sie auch sein mögen, diese wie die Thore einer Festung geschlossenen Schubladen, diese Massen von Bankbillets, welche man weiß nicht woher kommen, diese zahllosen Briefe von England, von Holland, von Spanien, von Indien, von China und von Peru, wirken im Allgemeinen sonderbar auf den Geist eines Vaters und lassen ihn vergessen, daß es auf der Welt ein höheres und heiligeres Interesse gibt, als das der gesellschaftlichen

Stellung, und der Meinung seiner Committenten: ich habe also diesen Salon gewählt, wo Sie lachend und glücklich in ihren prachtvollen Rahmen Ihr Porträt, das meinige, das meiner Mutter und alle Arten von Landschaften und rührenden Schäferscenen sehen. Ich hege ein großes Vertrauen zu der Macht der äußeren Eindrücke; Ihnen gegenüber ist dies vielleicht ein Irrthum; doch was wollen Sie? ich wäre keine Künstlerin, wenn mir nicht einige Illusionen blieben."

„Sehr gut," antwortete Danglars, der die Tirade mit einer unstörbaren Kaltblütigkeit, aber ohne ein Wort davon zu verstehen, angehört hatte, denn er war, wie jeder mit Hintergedanken angefüllte Mensch, damit beschäftigt, seine eigene Idee in den Ideen der Sprechenden zu suchen.

„Der zweite Punkt ist nunmehr aufgeklärt, und Sie scheinen mit der Erklärung zufrieden," sagte Eugenie, ohne die geringste Unruhe und mit jener ganz männlichen Festigkeit, welche ihre Geberde und ihre Rede charakterisirte. „Kommen wir nun zu dem ersten Punkte: Sie fragen mich, warum ich mir diese Audienz erbeten habe; ich werde es Ihnen mit zwei Worten sagen; hören Sie, mein Herr: Ich will den Herrn Grafen Andrea Cavalcanti nicht heirathen."

Danglars sprang von seinem Stuhle auf und hob zugleich seine Augen und seine Arme zum Himmel empor.

„Mein Gott! ja, mein Herr," fuhr Eugenie stets gleich ruhig fort; „ich sehe, Sie sind erstaunt; denn seitdem diese ganze Angelegenheit im Zuge ist, habe ich nicht den geringsten Widerstand kundgegeben, sicher, wie ich dies immer bin, im gegebenen Augenblick den Leuten, die mich nicht um Rath gefragt, und den Dingen, die mir mißfallen, einen offenen und bestimmten Willen entgegenzusetzen. Diesmal jedoch entsprangen diese Ruhe, diese Passivität, wie die Philosophen sagen, einer anderen Quelle; sie entsprangen daraus, daß ich, eine

hänige und ergebene Tochter . . , (ein leichtes Lächeln umspielte die purpurrothen Lippen des Mädchens), mich im Gehorsam versuchte."

„Nun?" fragte Danglars.

„Nun . . . mein Herr," versetzte Eugenie, „ich habe meine Kräfte bis zum Ende auf die Probe gestellt und fühle mich jetzt, da der Augenblick gekommen ist, trotz aller meiner Anstrengungen gegen mich selbst, unfähig, zu gehorchen."

„Doch sprich," sagte Danglars, der, ein Geist zweiten Ranges, Anfangs von dem Gewichte dieser unbarmherzigen Logik, deren Phlegma so viel Vorbedacht und Willenskraft andeutete, ganz betäubt zu sein schien, „sprich, was ist der Grund dieser Weigerung, Eugenie?"

„Der Grund," versetzte das Mädchen, „oh! mein Gott! nicht als ob dieser Mann häßlicher, oder dummer, oder unangenehmer wäre, als ein Anderer, nein; Herr Andrea Cavalcanti kann sogar bei denjenigen, welche die Menschen nach dem Gesichte, oder nach dem Wuchse betrachten, für ein ziemlich hübsches Modell gelten; es ist auch nicht der Fall, weil mein Herz weniger von ihm, als von irgend einem Andern berührt wird; dies wäre ein Grund für eine Pensionaire, den ich als völlig unter mir betrachte; ich liebe durchaus Niemand, mein Herr, nicht wahr, das wissen Sie wohl? Ich sehe also nicht ein, warum ich, ohne eine absolute Nothwendigkeit, mein Leben durch einen ewigen Gefährten beschweren sollte. Hat der Weise nicht irgendwo gesagt: Nichts zu viel; und an einer andern Stelle: Trage Alles bei dir. Man hat mich diese zwei Aphorismen sogar in lateinischer und griechischer Sprache gelehrt; die eine ist, glaube ich, von Phädrus, und die andere von Bias. Wohl! mein lieber Vater, bei dem Schiffbruch des Lebens, denn das Leben ist der ewige Schiffbruch unserer Hoffnungen, werfe ich mein [illegible]ützes Gepäcke in das Meer und bleibe mit meinem

Willen, entschlossen vollkommen allein zu leben, und folglich vollkommen frei."

„Unglückliche! Unglückliche!" murmelte Danglars erbleichend, denn er kannte durch eine lange Erfahrung die Haltbarkeit des Hindernisses, auf das er so plötzlich stieß.

„Unglückliche!" versetzte Eugenie, „Unglückliche, sagen Sie, mein Herr? In der That, nein, dieser Ausdruck kommt mir ganz theatralisch und affectirt vor. Im Gegentheil Glückliche, denn ich frage Sie, was fehlt mir? Die Welt findet mich hübsch, und das ist etwas werth, um günstig aufgenommen zu werden. Ich liebe einen guten Empfang, er hellt die Gesichter auf, und diejenigen, welche mich umgeben, erscheinen mir viel weniger häßlich. Ich bin mit einigem Geist und mit einer gewissen Empfindsamkeit ausgestattet, welche mir aus der allgemeinen Existenz das, was ich gut daran finde, zu ziehen gestattet, um es in die meinige übergehen zu lassen, wie es der Affe thut, wenn er die grüne Nuß zerbricht, um den Inhalt herauszuziehen. Sie haben eines von den schönen Vermögen in Frankreich, ich bin Ihre einzige Tochter, und Sie sind nicht in dem Grade hartnäckig, wie die Väter des Theaters der Porte Saint-Martin und der Gaieté, welche ihre Töchter enterben, weil sie ihnen keine Enkel geben wollen. Ueberdies hat das vorsichtige Gesetz Ihnen das Recht benommen, mich zu enterben, wenigstens gänzlich zu enterben, wie es Ihnen die Gewalt entzogen hat, mich zu zwingen, diesen oder jenen zu heirathen. Also schön, gescheit, mit einigem Talent geschmückt, wie man in den komischen Opern sagt, und reich! Das ist das Glück, mein Herr, warum nennen Sie mich also unglücklich?"

Als Danglars seine Tochter lachend und stolz bis zur Frechheit sah, vermochte er eine rohe Bewegung nicht zurückzudrängen, die sich jedoch nur durch einen Stimmausbruch verrieth. Unter dem scharfen Blick sei-

ner Tochter, diesen schönen, schwarzen, durch die Forschung zusammengezogenen Augenbrauen gegenüber, wandte er sich mit Klugheit zurück und beruhigte sich alsbald. bezähmt durch die eiserne Hand der Umsicht.

„In der That, meine Tochter," erwiederte er mit einem Lächeln, „Du bist ganz das, was Du Dich zu sein rühmst, abgesehen von einem Punkte, meine Tochter, den ich Dir nicht gerade heraus sagen will, da es mir lieber ist, wenn Du ihn erräthst."

Eugenie schaute Danglars sehr erstaunt darüber an, daß man ihr eine von den Zierrathen der Krone des Stolzes, welche sie sich so prachtvoll auf das Haupt gesetzt, streitig machen wollte.

„Meine Tochter," fuhr der Banquier fort, „Du hast mir vollkommen erklärt, welche Gefühle bei den Entscheidungen eines Mädchens den Vorsitz führen, das nicht zu heirathen beschlossen hat; nun ist es an mir, zu sagen, welche Gründe einen Vater meiner Art bestimmen, wenn er seine Tochter zu verheirathen beschließt."

Eugenie verbeugte sich, nicht als eine gehorsame Tochter, welche hört, sondern als eine kampfbereite Gegnerin, welche wartet.

„Meine Tochter," sprach Danglars, „wenn ein Vater seine Tochter bittet, einen Mann zu nehmen, so ist immer ein Grund vorhanden, warum er ihre Verheirathung wünscht. Die Einen sind von der so eben bezeichneten Manie befallen und wollen sich in ihren Enkeln wieder aufleben sehen. Ich habe diese Schwäche nicht, ich bemerke Dir sogleich: die Familienfreuden sind mir beinahe gleichgültig. Ich kann dies einer Tochter sagen, von der ich weiß, daß sie hinreichend Philosophie besitzt, um mich zu verstehen und mir kein Verbrechen daraus zu machen."

„Gut," rief Eugenie, „sprechen wir offenherzig, ich liebe das, mein Herr."

„Oh! Du siehst, daß ich, ohne im Allgemeinen

Deine Sympathie für die Offenherzigkeit zu theilen, mich unterwerfe, wenn ich glaube, daß mich die Umstände dazu auffordern. Ich fahre also fort. Ich habe Dir einen Gatten nicht für Dich vorgeschlagen, denn in der That, ich dachte in diesem Augenblick nicht im Geringsten an Dich... Du liebst die Offenherzigkeit, hier hast Du sie: sondern ich schlug ihn Dir vor, weil es für mich gewisser Handelscombinationen wegen, die ich zu gründen im Begriffe bin, nothwendig erschien, daß Du einen Gatten nähmest."

Eugenie machte eine Bewegung.

„Es ist, wie ich Dir zu sagen die Ehre habe, und Du darfst mir deshalb nicht grollen, denn Du zwingst mich dazu; wider meinen Willen, Du begreifst es wohl, gehe ich in arithmetische Erläuterungen mit einer Künstlerin Deiner Art ein, welche sich fürchtet, in das Cabinet eines Banquier zu treten, weil sie hier, ich glaube, die Philosophen sagen dies auch, weil sie hier unangenehme und unpoetische Eindrücke und Gefühle erhalten könnte. Doch erfahre, meine Tochter, daß man in diesem Cabinet des Banquier, welches Du indessen vorgestern zu betreten die Güte hattest, um von mir die tausend Franken zu verlangen, die ich Dir jeden Monat für Deine Launen gebe, erfahre, daß man in diesem Cabinet viele Dinge zum Nutzen von jungen Personen lernt, die sich nicht verheirathen wollen. Man erfährt dort zum Beispiel, aus Rücksicht für Deine reizbaren Nerven, will ich Dich hier davon unterrichten, man erfährt dort, daß der Credit eines Banquier sein physisches und moralisches Leben ist, daß der Credit den Menschen stützt, wie der Athem den Körper belebt; Herr von Monte Christo hat mir hierüber eines Tags eine schöne Rede gehalten, die ich nie vergessen werde. Man erfährt dort, daß je mehr der Credit sich zurückzieht, desto mehr der Körper ein Leichnam wird, und daß dies in kurzer Zeit dem Banquier begegnen muß, der die

Ehre hat, der Vater einer in der Logik so starken Tochter zu sein."

Statt sich unter diesem Schlage zu beugen, erhob sich Eugenie und sprach:

„Zu Grunde gerichtet!"

„Du hast den richtigen Ausdruck gefunden, meine Tochter," versetzte Danglars, mit den Nägeln in seiner Brust grabend, während er auf seinem rohen Gesichte das Lächeln des Mannes ohne Herz, aber nicht ohne Geist bewahrte; „zu Grunde gerichtet; . . . es ist so."

„Ah!" machte Eugenie.

„Ja, zu Grunde gerichtet! So ist es nun bekannt, dieses schreckensvolle Geheimniß, wie der tragische Dichter sagt. Höre also aus meinem Munde, meine Tochter, wie dieses Unglück für Dich, ich sage nicht für mich, sondern für Dich minder bedeutend werden kann."

„Oh!" rief Eugenie, „Sie sind ein schlechter Physiognomiker, wenn Sie sich einbilden, ich beklage für mich die Katastrophe, die Sie mir aus einander setzen. Ich zu Grunde gerichtet! Und was ist mir daran gelegen? bleibt mir nicht mein Talent? Kann ich mir nicht wie die Pasta, wie die Malibran, wie die Grisi das machen, was Sie mir nie gegeben hätten, wie groß auch Ihr Vermögen sein mochte, hundert oder hundert und fünfzig tausend Franken Rente, die ich mir dann selbst zu verdanken habe, und die mir, statt mir zuzukommen, wie die armseligen zwölf tausend Franken, welche Sie mir mit sauertöpfischem Gesichte und mit Worten des Vorwurfs über meine Verschwendung geben, in Begleitung von Beifallklatschen, Bravo's und Blumen zukommen werden; und hätte ich dieses Talent nicht, an dem Sie, nach Ihrem Lächeln zu schließen, zweifeln, bliebe mir dann nicht diese wüthende Liebe für die Unabhängigkeit, die mir stets alle Schätze ersetzen wird, und in mir Alles, bis auf den Instinkt der Erhaltung, beherrscht? Nein, nicht meinetwegen betrübe ich mich, ich werde mich stets gut herauszuziehen wissen; meine Bücher, meine Kreide,

mein Piano, lauter Dinge, welche nicht viel kosten und sich leicht anschaffen lassen, bleiben mir immer noch. Sie denken vielleicht, ich betrübe mich für Madame Danglars? Sie sind abermals in einem Irrthum begriffen; ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn nicht meine Mutter alle ihre Vorsichtsmaßregeln gegen die Katastrophe getroffen hätte, welche Sie bedroht und vorüberziehen wird, ohne Madame Danglars zu berühren; sie hat sich sichergestellt und durfte sich nicht, mich bewachend, ihren Vermögensgeschäften entziehen: denn unter dem Vorwande, ich liebe die Freiheit, hat sie mir, Gott sei Dank, meine ganze Unabhängigkeit gelassen. Oh! nein, mein Herr, seit meiner Jugend habe ich zu viele Dinge um mich her vorgehen sehen; ich habe sie alle zu gut begriffen, als daß das Unglück einen größeren Eindruck auf mich machen sollte, als es verdient; seitdem ich mich kenne, hat mich Niemand geliebt, und das war schlimm; dies führte mich natürlich dazu, daß ich Niemand liebte, und das war gut! Sie haben nun mein Glaubensbekenntniß."

„Also, mein Fräulein," entgegnete Danglars bleich von einem Zorne, dessen Quelle nicht in der beleidigten Vaterliebe zu suchen war, „also, mein Fräulein, Sie bestehen darauf, meinen Untergang vollenden zu wollen?"

„Ihren Untergang? Ich," rief Eugenie, „Ihren Untergang vollenden? Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht."

„Desto besser, das läßt mir einen Hoffnungsstrahl; hören Sie!"

„Ich höre," sprach Eugenie und schaute dabei ihren Vater so starr an, daß dieser sich anstrengen mußte, um die Augen nicht unter dem mächtigen Blicke des jungen Mädchens niederzuschlagen.

„Herr Cavalcanti heirathet Dich," fuhr Danglars fort, „und indem er Dich heirathet, bringt er Dir drei Millionen Mitgift, die er bei mir anlegt."

„Ah! sehr gut," sagte Eugenie mit einer erhabenen Verachtung, während sie ihre Handschuhe über einander legte.

„Du glaubst, ich werde Dir mit diesen drei Millionen Unrecht thun? Keines Weges. Diese drei Millionen sind bestimmt, wenigstens zehn hervorzubringen. Ich habe mit einem Collegen von mir, mit einem Banquier, die Concession zu einer Eisenbahn erhalten; dies ist der einzige Gewerbszweig, der in unsern Tagen fabelhafte Chancen eines unmittelbaren Erfolges bietet, welche einst Law für die guten Pariser, diese ewigen Modeschwindler der Speculation, auf einen phantastischen Mississippi anwandte. Nach meiner Berechnung muß man ein Millionstel Schiene besitzen, wie man einst einen Morgen unangebautes Land an den Ufern des Ohio besaß. Es ist eine hypothekarische Anlegung, und dies ist ein Fortschritt, wie Du siehst, denn man wird wenigstens zehn, fünfzehn, zwanzig, hundert Pfund Eisen für sein Silber haben! Wohl, in acht Tagen muß ich für meine Rechnung vier Millionen deponiren und diese vier Millionen, sage ich Dir, werden zehn bis zwölf eintragen."

„Doch während des Besuches, den ich Ihnen vorgestern gemacht habe, mein Herr, Sie werden sich vielleicht gütigst erinnern, sah ich Sie fünf und eine halbe Million einkassiren, nicht wahr, einkassiren ist der richtige Ausdruck?" versetzte Eugenie. „Sie zeigten mir sogar die Sache in Bons auf den Staatsschatz und waren darüber erstaunt, daß ein Papier von so großem Werthe meine Augen nicht blendete, wie es ein Blitz thun würde."

„Ja, doch diese fünf und eine halbe Million gehören nicht mir und sind nur ein Beweis des Vertrauens, das man in mich setzt; mein Titel als volksthümlicher Banquier hat mir das Zutrauen der Hospitäler verschafft, und diese fünf und eine halbe Million gehören den Hospitälern; zu jeder andern Zeit würde ich nicht

zögern, davon Gebrauch zu machen, aber heute weiß man, daß ich große Verluste erlitten habe, und der Credit fängt an, wie ich Dir gesagt habe, sich von mir zurückzuziehen. Jeden Augenblick kann die Verwaltung das Deposit von mir zurückverlangen, und wenn ich es zu etwas Anderem angewendet habe, so bin ich genöthigt, einen schändlichen Bankerott zu machen. Ich verachte die Bankerotte nicht, das kannst Du mir glauben, doch nur die Bankerotte, welche bereichern, und nicht die zu Grunde richtenden. Heirathest Du Herrn Cavalcanti, damit ich die drei Millionen bekomme, oder daß man wenigstens glaubt, ich bekomme sie, so befestigt sich wieder mein Credit, und mein Vermögen, das sich seit einem oder zwei Monaten in Schlünde versenkt hat, die ein unbegreifliches Unglück unter meinen Füßen gegraben, wird wiederhergestellt. Begreifst Du mich?"

„Vollkommen; nicht wahr, Sie verpfänden mich für drei Millionen?"

„Je größer die Summe ist, desto schmeichelhafter ist sie; sie gibt Dir einen Begriff von Deinem Werthe."

„Ein letztes Wort, mein Herr; versprechen Sie mir, sich, so lange Sie wollen, der Ziffer der Mitgift zu bedienen, welche Herr Cavalcanti beibringen soll, aber nie die Summe zu berühren? Das ist keine Sache der Selbstsucht, sondern eine Sache des Zartgefühls. Ich will wohl zum Wiederaufbau Ihres Vermögens behülflich sein, aber ich will nicht die Mitschuldige am Untergang von Andern werden."

„Doch, da ich Dir sage, daß mit diesen drei Millionen . . ."

„Glauben Sie sich aus der Verlegenheit ziehen zu können, ohne diese drei Millionen zu berühren?"

„Ich hoffe es, aber stets unter der Bedingung, daß die Vollziehung der Heirath meinen Credit befestigt."

„Können Sie an Cavalcanti die fünfmal hundert tausend Franken bezahlen, die Sie mir durch meinen H rathsvertrag versprechen?"

„Bei seiner Rückkehr von der Mairie erhält er sie."

„Gut."

„Wie, gut, was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen: nicht wahr, wenn Sie meine Unterschrift verlangen, lassen Sie mir vollkommene Freiheit meiner Person?"

„Vollkommen."

„Dann gut; ich bin, wie ich Ihnen sagte, mein Herr, bereit, Herrn Cavalcanti zu heirathen."

„Doch, was für Pläne hast Du?"

„Ah! das ist mein Geheimniß. Wie, wäre ich Ihnen überlegen, wenn ich, im Besitze des Ihrigen, Ihnen das meinige preisgeben würde?"

Danglars biß sich auf die Lippen.

„Du bist also bereit, einige durchaus unerläßliche officielle Besuche zu machen?" sagte er.

„Ja," antwortete Eugenie.

„Und den Vertrag in drei Tagen zu unterzeichnen?"

„Ja."

„Dann ist es an mir, zu sagen: Gut!"

Hienach nahm Danglars die Hand seiner Tochter und drückte sie i. seinen Händen.

Doch seltsamer Weise wagte es der Vater nicht, während dieses Händedrucks zu sprechen: Ich danke, mein Kind; die Tochter hatte kein Lächeln für den Vater.

„Die Conferenz ist beendigt?" fragte Eugenie aufstehend.

Danglars erwiederte mit einem Zeichen des Kopfes, er habe nichts mehr zu sagen.

Fünf Minuten nachher erklang das Klavier unter den Fingern von Fräulein d'Armilly, und Fräulein Danglars sang den Fluch von Brabantio über Desdemona.

Am Ende des Stückes trat Etienne ein und meldete Eugenie, die Pferde wären angespannt und die Baronin wartete, um Besuche zu machen.

Wir haben die Frauen bei Villefort erscheinen sehen, von wo sie sich entfernten, um ihre Besuche fortzusetzen.

erhält er sie."

gen?"
, wenn Sie
nir vollkom-

sagte, mein
n."

wäre ich
s Ihrigen,

nerläßliche

ichnen?"

Tochter

nicht,
, mein
ter.
e auf-

opfes,

unter
ung-
a.
iel-
die

en,
n,


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01480 6148

